Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Zweiter Band.

München, 1861

I. E P[illegible] mann's Buchhandlung.

August Rohsold.

Novellen

von

Ferdinand Kürnberger.

Zweiter Band.

München, 1861.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Inhalt.

Drei Tage in Pyrmont.

„Charlotte!" rief ein ältlicher Herr auf einer der letzten Bänke in der prächtigen Linden-Allee zu Pyrmont; „Charlotte!"

Niemand antwortete.

Wenden wir uns um die Ecke des benachbarten Gärtchens. Damals war es noch nicht verschlungen von der stets sich verlängernden Reihe von Kaufläden. Dort sehen wir in einem Schwarm von Kindern eine Mädchengestalt ragen wie eine Rebgerte unter niedern Schößlingen. Das Mädchen rankt sich an einen Fliederbaum auf, bemüht, von den überhangenden Zweigen zu brechen. Die Kinder folgen den Bewegungen ihrer Hand wie Menschen zu ihren Göttern aufblicken, und streiten sich im Vorhinein über den Besitz der abzubrechenden Blüthentrauben. So wie eine Traube fällt, wird der Streit am tollsten, löst sich aber stets dadurch auf, daß irgend ein kühner Bube oder ein klugnäsiges Mädchen eine neue und schönere Traube entdeckt, die dann, sie mag noch so unmöglich hängen, mit jubelndem Ungestüm begehrt wird. Die kleine Scene spielt mit großem Lärm und mit unverhältnißmäßigem Feuer der Action.

Das Mädchen scheint Kind mit den Kindern genug, um von diesem Feuer hingerissen zu werden. Wiederholt überhört sie die Anrufe des nahen Vaters. Sie ist ganz in ihrem Kinder- und Blüthenhimmel.

Einige Herren gingen vorüber, und blieben stehen.

Sie sahen der Scene zu. Sie sahen mit Wohlgefallen die Bewegungen des Mädchens, deren aufwärts strebender Körper die Schönheiten seines Wuchses auf's glücklichste zeigte.

Jetzt sprang sie von den Staketten herab. Sie sah über die Kindeshäupter hinweg die Blicke der Männer auf sich ruhen. Eine Flamme schlug über ihr schönes Gesicht, sie schlug ihr Auge, das einen tiefen schwärmerischen Glanz hatte, züchtig zu Boden. Unter den Männern stand ein Jüngling — sein Blick hatte sie vor allen getroffen.

Sie vertheilte den Kindern eine Handvoll Flieder. Die Gaben wurden stürmisch begrüßt, und alle Schnäbel schrieen nach mehr. Aber das Mädchen war nicht mehr zu bewegen, hinaufzusteigen. Ihr kindisches Treiben hatte jetzt Zeugen, ihr Wuchs, ihr nettes Füßchen, unter dem Saum ihres Kleides halb preisgegeben, Bewunderer. Der Augenblick der Unbefangenheit war dahin.

„Charlotte!" ertönte es wieder von der Linden-Allee.

Diesmal hörte das Mädchen. Hastig warf sie den Strohhut, der an den Staketten gehangen, über den Scheitel, und trieb die Kinder vor sich her.

Die fremden Herren gingen. Nach einigen Schritten blickte der Jüngling zurück, und — tief verbarg das Mädchen ihr Gesicht unter'm Strohhut, denn auch sie hatte ihm nachgeblickt.

Im nächsten Augenblicke saß sie erhitzt und verwirrt an der Seite ihres Vaters in der Linden-Allee.

Der alte Herr empfing sie mit den Worten: „Eine traurige Neuigkeit, liebe Charlotte. So eben sprach ich den Konrektor, bei dem wir im vorigen Jahre gewohnt haben. Seine Mina ist todt."

„Himmel!“ rief Charlotte bestürzt; „das liebenswürdigste Mädchen in Pyrmont.“

„Du drückst Dich nicht gut aus, mein Kind. Man muß einen Menschen nicht so loben, daß sein Lob andere Menschen zurücksetzt.“

„Nun denn, die beste Klavierkünstlerin mindestens in ganz Pyrmont.“

„In ganz Deutschland, sag'! Ach, wer wird mir meine Haydn'schen Sonaten wieder so spielen! Du leider nicht. Du hast das Klavier sündlich vernachlässiget. Du schwärmst nur für Deine Dichter.“

Das Mädchen küßte des Vaters Hand, und streichelte die Locken seiner Stutzperücke. „Lieb Väterchen, mit Mina ist sich schwer zu vergleichen. Ihr Talent war eine angeborne Gottesgabe.“

„Ein Segen! ein Wunder! ja ja, das war es!“ bekräftigte der alte Herr nachdrücklich.

Vater und Tochter fuhren fort, den Todesfall noch weiter zu bedauern. Die Tochter so, daß sie die Betrübniß des Vaters allmählig zu zerstreuen suchte, der Vater dagegen diesem Bemühen widerstrebend und den Ernst des Momentes mit Absicht festhaltend.

„Ich gestehe es,“ sagte er, „der Tod dieses jungen Mädchens geht mir nah'. Hab' ich nicht selbst eine Tochter? Gott behüte jedes Haar Deines Hauptes! Aber die Wege des Herrn sind unerforschlich. Und Du bist mein einziges Kind! Muß ich nicht wünschen, daß ich bald auch Enkel erleben möchte?“

Charlotte schwieg betroffen.

„Und ich wollte, Du thätest es mit mir,“ fuhr der Vater fort. „Dir war das Leben bisher ein Feriale. Nunmehr

aber sollst Du Dir bewußt werden, daß es eine Aufgabe ist, ein Beruf. Den Spielen der Kinder bist Du entwachsen, und was die Poeten betrifft, so sind sie wohl geschickt, die Zeit zwischen der Puppe und dem Traualtar auszufüllen, mögen aber nicht selbst für Ziel und Endzweck gelten. Solches sind sie den Rhetoren und Philologen. Dem Weibe aber soll's nur der Mann sein. So hat Gott es geordnet."

Charlotte schwieg länger.

„In diesen Tagen läßt sich ernster von solchen Dingen handeln. Wir leben uns're Pyrmonter Sommerruhe wieder; die Seele, nicht mehr gestört und zerkleinert von dem Alltagswesen des Hauses, mag freier an die große Sache der Zukunft denken. Diese Zeit laß uns nutzen. Ein Mann — Du kennst ihn wohl — setzt sein dringendstes Hoffen auf dieser Tage ruhiges Gespräch und freundliches wohlgemeintes Ueberlegen zwischen uns."

Charlotte wagte nicht zu athmen.

Der Vater blickte sie fragend an. Er wartete auf eine Antwort des Mädchens, aber er sah nichts als ihren Mund fest geschlossen und einen peinlichen Ausdruck auf ihrem Gesichte. Kopfschüttelnd sagte er nicht ohne Schärfe: „Ich müßte denken, Charlotte, der ehrliche Antrag eines wohlstehenden Mannes sei einer Antwort werth. Was meinst Du?"

Charlotte preßte mit Mühe die Worte hervor: „Ich gäbe gern eine Antwort, wenn ich eine hätte, die Dich befriedigte."

Der alte Herr sagte mit freundlichem Ernst: „Jede Antwort befriedigt mich, welche Dir wahrhaft aus dem Herzen kommt. Aber was ist denn Dein Herz? Sorge,

daß Du nicht Einbildungen an die Stelle des Herzens setzest. Das Herz ist einfach und gesund von Natur, und verlangt nicht nach Zucker, sondern nach Brod. Aber die Einbildungskraft, genährt mit der Ambrosia der Fabulisten, hat dem Herzen diesen reinen Geschmack am Irdischen genommen, so daß es nicht mehr der Wesen begehrt, wie Gott sie gebildet, sondern wie die Dichter der Romane sie ausgebrütet. Aber bist Du denn selbst ein Roman-Engel? Bedenke doch nur! Bist Du selbst eine Clarissa?"

Ein Blitz der Begeisterung zuckte aus den Augen des jungen Mädchens. Der vergötterte Name ihrer Lieblingsheldin traf das edelste Mark ihres Lebens. „Bei Gott!" rief sie, „ich maße mir nicht an, Verewigung zu verdienen durch eine Meisterhand, welche die Clarissa geschaffen: aber ich begriffe mein Dasein nicht, könnt' ich diesem weiblichen Musterbilde nur nachempfinden, und nicht auch nachfolgen. O mein Vater! gib mir das Ungeheuerste zu thun oder zu leiden, nur laß es weiblich sein — und ich scheue nicht den Glorienschein eines „Engels," aber ich scheue auch nicht den geächtetsten Namen, nicht Schmach, Elend, Verfolgung, Tod und Gericht vor den Menschen, wenn es gilt, für einen Mann mich zu opfern, der ein ächter König der Schöpfung, der ein ächter Herr und Sieger meines Herzens ist! Ah, so wahr ich selber bin: auch solche Wesen muß Gott gebildet haben, nicht die Dichter allein!"

In diesem Augenblicke hörten Vater und Tochter sich grüßen. Ein stattlicher Herr stand hinter ihnen, und an seiner Seite — der Jüngling vom Fliedergarten.

„Werden wir die Ehre haben, Herr Pfarrer, mit Dero Frau Liebsten und Mademoiselle Charlotte?" fragte

der stattliche Herr. „Wir gedenken zu Tische auf's Forsthaus zu gehen — die bekannte Gesellschaft: der Amtmann, der Physikus, Frau von Salfeld sammt Fräulein Tochter, meine Wenigkeit zuletzt und dieser junge Mann hier, ein Kavalier aus der Mark, derzeit Studiosus in Göttingen, — ein homo novus zwar, aber durch Erudition und Sitten rühmlichst empfohlen."

„Sehr obligirt, Herr Bürgermeister," antwortete der Pfarrer; „der Charlotte will ich die Freude nicht wehren; mich aber und meine Frau bitte zu entschuldigen. Wenigstens zu Tische; vielleicht fahren wir später nach und haben zum Kaffee das Vergnügen."

„Würde sehr angenehm sein. Für Miß Clarissa indeß unsern schönsten Dank."

Bei diesem Namen zuckte Charlotte zusammen, und wurde überroth. Spielte der alte Freund auf ihre Lieblingslektüre nur im Allgemeinen an, oder hatten die Herren den Moment ihres mädchenhaften Hochgefühls belauscht? Wohin sollte sie dann verschwinden vor dem Auge des Jünglings?! —

Eine Stunde später saß Charlotte in fertiger Toilette auf ihrem Zimmer. Bis sie zur Gesellschaft abgeholt wurde, nahm sie eine weibliche Arbeit vor. Aber ihr Geist war nicht bei der Arbeit. Die Gedanken, welche der Vater ihr angeregt hatte — der fremde Jüngling, dessen Bild sie fortwährend beschäftigte — das Alles versetzte ihr Gemüth in eine höhere Spannung. Sie legte die Arbeit wieder hin. Sie suchte bei den Dichtern einen Widerhall ihrer Stimmung. Sie nahm ein Album zur Hand und fing darin zu blättern an.

Bei dieser Beschäftigung fand sie die Person, welche

vom Bürgermeister kam, sie abzuholen. Es war Niemand anders, als „der junge Kavalier aus der Mark.“ Wir wollen den Jüngling bei seinem Vornamen, Wilhelm, nennen.

Als Charlotte diesen Boten eintreten sah, überflog ein Freudenroth ihr Gesicht, denn der Jüngling schien nun auch seinerseits sie mit Absicht zu suchen. Sie glaubte jetzt erst ihn ganz zu sehen. Seine Gestalt stand wirklich musterhaft da. Ein entwickelter, schön gebauter Körper, wie ein Gebild der griechischen Gymnastik. Jeder Zug Kraft und Adel. Sein Mund war der Sitz einer Sokratischen Grazie, sein Auge hatte einen blöden thauigen Blick voll morgendlicher Jugendunschuld, aber auf seiner Stirne thronte volle Tagessonne. Sie schien die Burg eines Herrschergeistes, welcher jetzt schon Ehrfurcht gebot und in Ferne hielt.

Als sie das Album weglegte, bat sich's Wilhelm aus, und blätterte darin. Er fand eine ziemlich bogenreiche Exzerptensammlung von alten und neuen Dichtern, namentlich von alten. „Ihr Vater,“ sagte Charlotte, „sei ein großer Verehrer der Klassiker, und habe sie frühzeitig angeleitet, aus ihnen wie überhaupt aus allen gelesenen Büchern das Schönste und Bildendste abzuschreiben.“ Wilhelm bewunderte die zierliche Handschrift: Seine Exzerpte seien leider ihm selbst oft unleserlich. Charlotte antwortete: „Auch mir erging es anfangs nicht besser. Ich hatte keine Geduld zum Schreiben, und schrieb außerordentlich hurtig. Aber mit der Geschwindigkeit der Hand wuchs ebenso der innere ungeduldige Drang; es war, als ob die Seele nothwendig auch eilen müßte, wenn die Hand eilte; und da die Seele das Leichtere ist, so eilte sie der Hand noch

immer voraus. In Kurzem überstürzten dann beide sich derart, daß ich oft wirklich nervös davon wurde, und wie im Schwindel die Feder weglegte. Schon glaubte ich, ich tauge zum Abschreiben überhaupt gar nicht. Da fiel mir eines Tags Dieses ein: Wie, wenn ich es versuchte, ein Interesse an der Schrift selbst zu fassen, ganz abgesehen vom Inhalt? Ist es nicht lieblos, dacht' ich mir, daß man auf den Inhalt nur so losfahren will wie ein Wilder auf seine Beute, und die Schrift fast wie ein Hinderniß betrachtet, da sie doch ein gütiges Mittel ist? Dieser Einfall leuchtete mir ein. Seitdem ging's herrlich. Meine Ungeduld beim Schreiben ist ganz weg. Ich vertiefe mich in die Schrift allein. Ich mache ihr Toilette, ich frisire sie, ich putze sie auf, ich behandle ihr Aeußeres jetzt so, wie man überhaupt ein Aeußeres behandeln soll."

Wilhelm blickte mit Hochachtung auf das Mädchen. „Das ist anmuthig!" sagte er lebhaft. „Es geht freilich durch die ganze Natur die Lehre, wie alles Aeußere und Innere ein lebendiges Eines sei; aber es ist doch fein, daß selbst ein Frauenzimmer beim Kopiren diese Wahrheit entdecken konnte." —

Unterwegs griff das Gespräch, von diesem Thema ausgehend, auf verwandte Gegenstände über. Man kam vom Schreiben zunächst auf das Lesen. Charlotte hatte sich freimüthig angeklagt, daß sie bei den Alten nie habe finden können, was der allgemeine Ruf ihnen zuschreibe, und Wilhelm hatte eben so freimüthig gefragt: „was suchen Sie bei den Alten?" worauf das Mädchen allerdings nichts zu antworten gewußt. „Es gibt zwei Arten, sich einem Buche zu nahen," sagte Wilhelm sodann, „welche unter sich ganz verschieden, ja entgegengesetzt sind. Die eine Art

geht mit einer bestimmten Absicht zu dem Buche, und bezieht sich ganz nahe auf den Lesenden selbst; die andere Art ist freier, hat es mehr mit dem Verfasser und seinen Werken zu thun. Jeder Mensch liest nach Verschiedenheit der Stimmungen und der Augenblicke mehr auf diese oder jene Weise, denn rein und gänzlich getrennt sind beide natürlich nie. Die erste Methode ist Jenen eigen, welche von einem Buche fordern, daß es sie erheben, erleuchten, belehren, trösten soll; die zweite ist einem Spaziergange in freier Luft zu vergleichen. Man sucht und verlangt nichts Bestimmtes, man wird durch das Werk selbst angezogen. Man will sehen, wie eine poetische Erfindung sich entfalte, man will dem Gang eines Gedankens folgen, und scheinbar nichts weiter. Ich sage scheinbar, denn Erhebung, Belehrung, Trost, Mitgefühl, das Alles findet sich nachher ebenso und in noch höherem Maße, nur hat man es nicht gesucht, man ist nicht von einer beschränkten Stimmung ausgegangen, sondern frei und ungerufen hat das Buch die ihm entsprechende selbst herbeigeführt. Sie sind wahrscheinlich,“ setzte er hinzu, „an die erste Art des Lesens gewöhnt; aber die zweite ist es, welche den Genuß an den Alten so reichhaltig aufschließt.“

Charlotte bekannte sich gern zu der ihr zugeschriebenen Art, und meinte nur, man könne sie vielleicht überhaupt nur die weibliche nennen, sowie die zweite die männliche.

„Vielleicht,“ antwortete Wilhelm, „vielleicht aber gäbe es auch einen Sinn, wenn man es umkehrte. Denn in der Regel liebt es der Mann, die Dinge nach seinem eigenen Sinne zu beugen, das Gesetz seines Ich's der Außenwelt aufzubringen; er ist bestimmter, beschränkter,

willkürlicher. Das Weib dagegen, welches nicht so viel Härte der Eigenart hat, müßte leichter sich selbst entäußern können, müßte empfänglicher sein für das Verschiedenartige, müßte schmiegsamer dem Fremden sich anzufügen wissen. Das Weib lebt vom Mitgefühl, sagt man, aber ich weiß nicht, ob mehr von dem, das es empfängt, oder von dem, das es gibt."

Charlotte schwieg bei diesen Worten, und überdachte Manches in ihrer eigenen Lage. —

Die Gesellschaft hatte das Forsthaus bald erreicht. Zu ihren Füßen lag jetzt das freundliche Pyrmont zwischen Gärten, Wiesen und Baumgruppen, links das Schloß und die Allee des Fürsten von Waldeck, rechts die schwarzgebeizten Wände und Rauchessen der Saline, — ein finsteres Bild, das aber durch den Kontrast reizte, — und in der Richtung nach Lüdge war ein Blick in das liebliche Emmerthal offen mit seinen schattigen Nadelwäldern und seinem anmuthig geschlängelten Flusse.

Unter verschiedenen Ausrufungen und Bemerkungen weidete die Gesellschaft ihre Augen an diesem Bilde. Ein zärtlicher Enthusiasmus für die Natur war damals ein Grundton der Zeit; und wenn die beschreibende Poesie uns Spätern mit Recht fast wie Prosa anmuthen will, so stand doch umgekehrt die Prosa dieser Aelteren auch der Poesie wieder näher. Was ein Hölty oder Matthisson sang, empfand und äußerte Jedermann mit einem natürlichen Pathos.

So wetteiferten unsere Wanderer mit manchen preisenden Reden über die schöne Aussicht. Zu der reinen Empfindung gesellte sich dann die Kritik, weil ja der Mensch ein passives Verhalten überhaupt nicht lange ver-

trägt. Man fing an, die Landschaft künstlerisch zu konstruiren. Das Fräulein von Salfeld wollte die Saline entfernen oder in ein ausgebranntes Raubschloß verwandeln, der Bürgermeister hätte den Blick in das Emmerthal gerne vertieft, während der Amtmann und der Physikus Manches am Vordergrund änderten.

Der „Studiosus aus Göttingen,“ dem man die Ehre des Gastes ließ, und alle Schönheiten sorgfältig zeigte, gerieth in Verlegenheit, daß auch er um sein Urtheil befragt wurde. Er suchte theils auszuweichen, theils half er sich mit gewissen allgemeinen Lobsprüchen, welche zwar den Lokal-Patriotismus, aber die Meinung, die man zu ihm trug, sichtlich nicht befriedigten. Als er den Eindruck merkte, und sah, daß er sein Eigenstes wohl werde herausgeben müssen, sagte er mit möglichster Einfalt:

„Ich gestehe gern, daß ich zu meinem Vergnügen an der Natur eine schöne Gegend nicht brauche. So unläugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöht, so ist der Genuß überhaupt daran nicht gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gemüth anziehen, und die Einbildungskraft beschäftigen. Ein Fels, ein Baum, ein Wiesengrund kann jene Eindrücke, die ich von der Natur zu erhalten wünsche, mir geben. Wie sehr das Wasser diese Geheimwirkung ausübt, ist bekannt. Sie haben zuvor eine tiefere Aussicht auf die Emmer gewünscht; aber ihr ganzer Lauf kann dem Gemüthe kaum mehr bieten, als ihre kleinste Bucht zwischen Erlen- und Weidenschatten. Dort denke ich mich sitzend und betrachtend, und Blick und Gedanken in den kühlen Grund versenkt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte,

daß Nixen den am Ufer Weilenden hinabzögen. Es zieht wirklich hinab! es ist Einem, als könne man nur so niedersteigen, ja als müsse man es. Und zwar ohne allen Unwillen mit der Erde, ohne Ueberdruß an dem, was sie bietet, aus reiner Lust an dem Elemente selbst. Diese Lust nun regt mir der kleinste Bach, der stillste Teich auf. Ich brauche nicht weite malerische Stromthäler dazu, ich bemühe mich überhaupt nicht, für die Natur das, was man „Auge" nennt, zu erwerben."

„Allerdings, wenn Sie von der Affektion des Gemüthes sprechen!" sagte der Bürgermeister.

„Von der sprech' ich," antwortete Wilhelm. „Ich suche eine Stimmung in der Natur, ja in meinem Leben überhaupt, die ich nicht nennen kann, und welche doch der Inbegriff aller Glückseligkeit wäre. In Wahrheit das verlorene Paradies! Diese Stimmung oder dieser Zustand müßte ein Etwas sein, welches zwischen Freud', Leid und Gleichgiltigkeit mitten inne liegt; — aber ich bitte, diese Worte, indem ich sie ausspreche, schon wieder zu vergessen, denn sie selbst sind es nicht. Am nächsten käme es vielleicht noch dem Kindeszustande."

„Dichter würden auch sagen: die Liebe ist es," sprach Frau von Salfeld, welche von der Freiheit ihres Alters zu solchen Aeußerungen Gebrauch machte.

„Verzeihung!" sagte der Jüngling bescheiden aber bestimmt. „Ein so ekstatischer Zustand dürfte es entschieden nicht sein."

„Was sagen Sie?! Für das verlorne Paradies, für den Inbegriff aller Glückseligkeit, ließen Sie den Namen Liebe nicht gelten?"

„Ich hasse jeden leidenschaftlichen Zustand. Neigung,

wenn Sie gesagt hätten, eheliche Neigung, das träfe vielleicht."

„Gut also. Aber wie wollen Sie zur Ehe gelangen, wenn nicht durch die Leidenschaft der Liebe?"

Der Jüngling sagte mit Offenheit: „Dafür wird meine mütterliche Freundin sorgen, die verehrungswürdige Henriette Herz in Berlin. Ich hatte das Glück, in ihrem reizenden Kreise fast aufgewachsen zu sein, man kennt dort meinen Charakter, meine Natur und Gemüthsart vielleicht besser als ich selbst, und hat mir längst versprochen zu wählen. Es wird mit Klarheit und Ruhe geschehen und doch mit zartem Sinn und feinem Gefühl. Es wird ganz so geschehen, wie es in der Regel die Leidenschaft nicht thut, ja vielleicht ist es schon geschehen. Vielleicht bin ich, ohne es selbst zu wissen, in diesem Augenblicke Bräutigam."

Die bewunderungswürdige Gelassenheit, womit der Jüngling das sprach, machte einen überraschenden Eindruck auf die Gesellschaft. Einen Eindruck noch anderer Art machte es auf Charlotten. Sie gab vor, nach der Küche zu sehen, und ging hinweg.

Nach Stunden kam, wie er es in Aussicht gestellt hatte, der Pfarrer mit seiner Frau herauf. Das Paar wurde mit lebhafter Freude empfangen, aber die Mutter, nach dem ersten Blick auf ihr Kind, fragte, ob sie geweint habe? Charlotte wurde roth, und sagte: sie habe an Mina gedacht.

Dieser Name wurde hierauf der Held des Gespräches. Die Pyrmonter gedachten ihrer jugendlichen, fast kindlichen Mitbürgerin als einer Erscheinung. Namentlich der Pfarrer beeiferte sich, dem Gaste aus Göttingen dieses preis-

würdige Mädchen zu schildern. Er sprach mit einer Wärme von ihr und von der Kunst, die den alten Mann fast verjüngte. „Und da drunten liegt sie nun mit ihrem wachsgelben Köpfchen unter dem Leichenflor, und die Sonne scheint auf die Fenster des Hauses und vergoldet sie wie alle übrigen in Pyrmont!" So schloß der Pfarrer. Und Alles sah auf das Städtchen und auf die sinkende Sonne, und sah sich gegenseitig an. Es war, als begriffe man hier oben in der frischen Luft nicht, daß der Tod sein könne.

Im Nachhausegehen sprach man noch viel von dem Mädchen.

Wilhelm, nach Berliner-Großstädtersitte, bot Charlotten den Arm. Sie schlug es aus. Mit einbrechender Dunkelheit kam die Gesellschaft in's Städtchen.

So endete der Tag. —

Den andern Morgen begann Jedermann in unserm Freundeskreise mit den Vorbereitungen zu dem Leichenbegängnisse, welches heute gehalten wurde. Die jungen Mädchen schafften in Bändern, Blumen und Flittern mit dem erdenklichsten Aufwand ihres Geschmackes und ihrer Rührung: Charlotte hatte ab und zu einen regen Verkehr mit ihren Pyrmonter-Gespielinen. Eine Herzlichkeit war es, welche mit theuren Worten anerkannt wurde, daß auch der Gast aus Göttingen sich mit Theilnahme anschloß. Er wußte seiner Aufmerksamkeit allen Schein zu nehmen, und bot sie im Wesen doch wahr und lebensvoll wie Einer der Einheimischen. Sein Zusammentreffen mit Charlotten hatte an diesem Tage einen eigenen Reiz für das Mädchen. Es konnte nicht fehlen, indem er sie mit ihren Freundinnen über den kunstfertigen Arbeiten traf, daß er mit

Rath und Versuch gelegentlich eingriff. Aber um wie vertraulicher, als vieles Gespräch, ist eine einzige Stunde handlicher Thätigkeit unter Menschen! Die Jungfrau erträumte sich gern das augenblickliche Bild solch geselliger Häuslichkeit zum unendlichen, eine schmerzliche Freude umhauchte ihre weibliche Nähe, und Wilhelm, den wärmeren Hauch dieser Stunden empfindend, fragte sie arglos, warum sie gestern Abends ihm aus dem Wege gegangen? Die Antwort schwebte ihr auf der Zunge: wie sollte sie den Arm eines Mannes nehmen, welcher „vielleicht Bräutigam ist?“ Aber sie wagte es nicht, dieses beziehungsvolle Wort. Sie schwieg und wurde bloß roth. —

Die lieblichste Maiensonne schien in das Grab der jungfräulichen Mina. Charlottens Vater war von Vielen aufgefordert worden, die Grabrede zu halten; aber er fürchtete, seinen Collegen, den Pyrmonter Stadtpfarrer, zu kränken, welcher, alt und schwach, auf die Ausübung seiner Amtspflicht nur um so eifersüchtiger geworden. Die Rede wurde denn auch — ein Stück erfüllter Pflicht! Jedermann fühlte das Unzulängliche derselben, und ergänzte sich die Beredsamkeit des Greises aus eigenen Kräften.

Jammervoll zog der Schmerz der Eltern durch die lachenden Fluren dahin. Das wonnevolle Blühen der Natur regte sie immer von Neuem auf, die Blüthe ihres Kindes zu beweinen. Lenz und Jugend, sonst nur im Bilde auf einander bezogen, wurden, wie es schien, im Ernste als Eins genommen, und man kam aus dem grausamen Widerspruch nicht heraus, daß der todten Natur das Recht ihres Lenzes unverkürzter bleiben sollte, als einem fühlenden Menschen das seine. Auch beredtere

Tröster verfingen sich in dieser Vermischung des Bildlichen mit dem Wirklichen.

Wilhelm, der aus Bescheidenheit lange geschwiegen hatte, nahm endlich auch das Wort. Er sagte:

„Wäre der Schmerz um ein geliebtes Leben nicht heilig und unverletzlich, so würden wir es wagen dürfen, mit der Gedankenklarheit auch dieser grimmigen Naturkraft beizukommen. Warum beneiden wir den Lenz? Das, was wir Lenz nennen, ist kein einfaches, sondern ein zusammengesetztes. Nicht mit dem Lenz, sondern richtiger mit einer bestimmten Blume des Lenzes müßte das jugendliche Einzelnleben verglichen werden. Also mit welcher? dürften wir dann fragen. Und zur Antwort bekämen wir die Wahl unter lauter Vergänglichkeiten. Schneetröpfchen und Primel, Veilchen und Löwenzahn, Vergißmeinnicht, Goldlack, Flieder, Rose — sie alle kommen und gehen. Wenn das eine blüht, hat das andere abgeblüht. Auch der Lenz hat seine Leichen! Er ist eine Folge von lebenden und sterbenden Erscheinungen."

„Das ist wahr!" sagte der Physikus.

Wilhelm fuhr fort:

„Ueberhaupt will es mir scheinen, daß viel gewonnen wäre, wenn wir uns eigen machen könnten, die Welt des Vorhandenen von Individuum zu Individuum aufzufassen, anstatt in Gattungsgruppen. Bei dem Tode eines Jugendlichen, z. B., entspringt unser Schmerz aus der Vorstellung, daß ein Mensch siebzig Jahre leben kann, und nun schmerzen uns all' die Jahre, die er nicht gelebt hat. Aber der Mensch, der siebzig Jahre lebt, ist ein Phantasie-Mensch. Der wirkliche Mensch stirbt in jedem

Alter: von der ersten Minute bis zum hundertdreißigsten Jahre. Beneiden Sie die Eltern, welche ihre Kinder über das sechszehnte Jahr behalten, so werden sie umgekehrt von Eltern beneidet, welche ihre Sprößlinge schon mit zwei und drei Jahren verloren. Warum sehen Sie auf die Jahre hinaus, welche Mina noch hätte leben können? Blicken Sie auf jene zurück, welche sie wirklich gelebt hat. Sie hätte leben können! Wie billig scheint dieser Wunsch bei einem sechszehnjährigen Mädchen, und doch ist er unmöglich. Hätte sie leben können, sie hätte wirklich gelebt. Sie schließen von der Lebensfähigkeit anderer Menschen auf die Ihres Kindes — aber der Schluß ist falsch. Jeder Mensch lebt nach seinem eigenen Gesetze. Mina lebte nach dem ihrigen. Sie dürfen und sollen vergessen, daß außer ihr Menschen mit einer andern Lebensdauer leben. Die Menschheit ist in der That nicht vorhanden, sondern stets nur der Mensch."

„Bei Gott, der junge Mann distinguirt wie ein Lessing!" murmelte der Bürgermeister, indem er den Pfarrer anstieß.

„Wie meint es der fremde Herr?" fragte die Frau des Konrektors unter ihren Thränen. Wilhelm wurde von allen Seiten aufgefordert, sich noch verständlicher zu machen.

Der Jüngling sagte: „Nehmen wir zu einem Gleichnisse unsere Zuflucht. Ich habe gesagt, die Natur hatte für Mina weniger Lebenskraft, als für andere. Zugleich wollte ich sagen, das könne Ihrer Freude an Mina's Dasein keinen Abbruch thun. Stellen wir uns also Folgendes vor. Nehmen wir an, die Natur wäre ein großer

und berühmter Bildhauer, von welchem Jeder eine Statue zu besitzen wünscht. Nehmen wir an, auch Sie wären zu diesem Bildhauer gekommen, und hätten die lebensgroße Figur eines schönen Mädchens gewünscht. Der Bildhauer aber hätte gesagt: Liebe Frau, das kann ich nicht. Ich habe in diesem Augenblicke des Erzes oder des Marmors nicht genug, um eine lebensgroße Figur herzustellen. Wollen Sie aber ein Figürchen etwa von einer Spanne, so bin ich erbötig, das so anmuthig, so schön und lieblich zu machen, als ich nur kann. Was hätten Sie geantwortet? Mit tausend Freuden! Nun sehen Sie! Wenn Sie diesen Vertrag mit der Natur wissentlich eingegangen wären, so billigen Sie ihn nun auch unwissentlich. Denn was ist ein Todestag anders? nicht ein Tag des Verlustes, sondern ein Tag, der uns bloß die Bedingung nennt, auf welche hin wir ein geliebtes Leben besessen haben. Aber die Bedingung selbst würden wir eingehen; — nicht wahr?"

Die guten Pyrmonter hörten das Alles mit großer Andacht. Das Zeitalter war so philosophisch empfänglich, und doch hatte Philosophie auf den meisten Punkten den Kirchenglauben noch nicht abgelöst. Es klang so neu, über den Tod eines Menschen zu trösten, ohne Himmel, Wiedersehen, Gott und Unsterblichkeit zu nennen; daß aber eine wirkliche, eine fast zwingende Tröstung in Wilhelms Worten lag, konnte sich Niemand verhehlen. Besonders der Bürgermeister und der Physikus lobten Wilhelms Gedanken über die Maßen. Charlottens Herz schlug hoch zu dem Eindruck, den sie den Jüngling hervorbringen sah.

Das Mädchen war in einer beklemmenden Stimmung. Sie fühlte diesen Fremden gegen ihren Herzensfrieden

heranschreiten mit einer Macht, welche fast stündlich größer wurde. Er selbst aber schien unbewegt und unbeweglich. Sie begriff diese Ruhe nicht. Wenn sie bedachte, daß sie ein schönes Mädchen sei — und daß sie das sei, wußte sie doch: — so meinte sie, nur eines Winks bedürfe es, um sein Herz aufzuwecken. Aber dann fühlte sie wieder: was schön ist, wirkt durch sich selbst, und der leiseste Wink sei unwiederbringlicher Tod! Also war sie doch wohl nicht schön? Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Es wurde ihr leicht, sich rasch in das Gegentheil zu stürzen, sich Reiz und Lieblichkeit des Daseins abzusprechen, sich ganz und gar zu verwerfen, und ihr junges, nach Empfindungen lechzendes Herz mindestens an den Genüssen der Selbstpeinigung zu sättigen.

Sie blieb gegen das Ende des Weges mehr und mehr von der Gesellschaft zurück. Man glaubte, sie trauere um Mina, und trug, nicht ohne Humor im Ernste, dem „Spinoza aus Göttingen" das Ehrenamt auf, ihr zuzusprechen.

Wilhelm aber, sobald die Gelegenheit des Pfades dem Paare erlaubt hatte, sich abzusondern, begann zu Charlotten: „Ich glaube nicht, daß die Gesellschaft Sie richtig verstanden hat, Fräulein. Wenn ich rathen darf, so waren Sie mehr mit sich selbst beschäftigt, als mit Ihrer Freundin?"

Charlotte fühlte all' ihr Blut in den Wangen. „Warum vermuthen Sie das?" preßte sie mit Mühe hervor.

„Ich könnte es ohne Subtilität kaum sagen," antwortete Wilhelm, „es ist Gefühlssache. Und dann hatten Sie gestern einen Moment — ich bin unabsichtlich ein

Zeuge geworden — den ich damit in Verbindung bringe. Es war ein lebhaftes Gespräch mit Ihrem Vater, oder besser, das Ende davon. Sie erinnern sich?"

Das Mädchen wußte sich nicht zu fassen. Welch ein Augenblick war da! Sie fühlte, wenn sie diesen Augenblick ergriff, so wurde dem Herzen, dem sie so heiß zu begegnen wünschte, ihr ganzes Inneres offenbar. Sie fühlte aber auch, wie wenig sie fähig blieb, solch ein Gespräch, hatte es einmal seinen Lauf, mit Zurückhaltung zu beherrschen. Was sollte sie thun? Ihr weiblicher Instinkt siegte. Sie warf sich in den Strom.

Unter erstickenden Herzschlägen begann sie: „Ich bin in einer peinlichen Lage. Ich verehre meinen Vater unaussprechlich, und kann den Gedanken nicht fassen, ihm einen Wunsch zu versagen. Mein Vater aber wünscht mich mit einem Manne zu verbinden — der meinem Herzen gleichgiltig ist."

„Sie sind jung. Kennen Sie Ihr Herz?"

„O, es ist die einzige Kenntniß, die der Jugend verliehen ist!"

„Wenigstens der Glaube an das Herz ist der Jugend verliehen. Ein schöner Glaube! Die Götter schenken ihn nur ihren Lieblingen."

Charlotte war zu unerfahren, sie kannte den Weltton gegen ihr Geschlecht zu wenig, um sich auf den Unterschied zu verstehen, einen Mann hoch, aber eine Artigkeit von ihm gering zu achten. Die Artigkeit des Jünglings machte ihr Muth. Feuriger fuhr sie fort: „Ja, es ist süß, der Stimme des Herzens zu glauben; durch sie spricht die Gottheit! Das Herz ist der einzige Leitstern zum Glücke.

Was leitet mich denn, wenn ich dem Herzen nicht folge? Die Vernunft! Aber die Vernunft hat ihre Zweifler! Das Herz allein überzeugt mich. Kann ich zweifeln, ob ich bin, athme, lebe, und was in mir lebt, und welche Bilder mir vorschweben, und welche Ideen mir eingeboren sind? Träume der Dichter sollen mein Ideal sein! Aber sagt man nicht Kindern schon, Träume können nicht erfinden, nur zusammensetzen? Woher denn hätten Dichter ihre Träume, wenn nicht von wirklichen Idealen?"

„Gewiß! Alles Gedachte ist eben so wirklich, wie alles Sinnliche."

Charlotte verkannte den verhängnißvollen Sinn dieses Ausspruches, und fuhr in ihren eigenen Gedanken fort: „Warum bildet und verfeinert man die Herzen, wenn sie im entscheidenden Augenblicke ihren Ansprüchen entsagen sollen? O Gott, es wäre ja grausam! Soll mein Ideal falsch sein, bloß weil es unnennbar ist? Soll der nächstbeste Mann darum Recht behalten gegen mein Ideal, bloß weil er dasteht, während das Ideal unkörperlich ist? Aber wer darf behaupten, daß es nicht einst verkörpert sein wird? Wer darf behaupten, daß ich mir ein Ideal denke, welches lebensunfähig ist? Das muß ich selbst fühlen! Das ist's, was kein Mensch außer mir mich überzeugen kann; das überzeugt mich das eigene Herz. Und ich weiß, es ist, es ist lebendig, dieses Ideal! Kein Mensch kann mir den Glauben daran rauben. Ich selbst könnte es nicht, wenn ich wollte. Es ist! und so wahr ich es im Herzen empfinde, mit Augen sehe, mit allen Sinnen wahrnehme, so kann ich nichts thun, als treu und heilig daran glauben, und fort und fort bilden und bessern an mir,

damit ich mich ihm nähere, mich seiner würdig mache, und im beglückten Augenblick mit reiner Hand es empfange."

„Recht so!" rief Wilhelm zu diesen Worten; „und diese Heiligung der Person, diese Rückwirkung des geglaubten Ideals auf uns selbst ist zugleich das verwirklichte Ideal. Anders existirt es nicht. Das Ideal in der Außenwelt suchen ist eine sinnliche Täuschung, wie es eine sinnliche Täuschung wäre, dem Echo nachzugehen oder dem Regenbogen. Das Ideal sucht nicht, denn sein Charakter ist ja das vollendete Haben. Der Idealist fordert nicht von der Welt, er gibt ihr. Idealistisch ist: nicht bedürfen!"

Damit endete dieses Gespräch. Zwei Schicksalswege gingen von hier an entscheidend auseinander. —

Es war Abend geworden. Unter der sinkenden Sonne hatte sich eine elektrische Schichtwolke gebildet, in welcher dumpf ein Gewitter brütete. Von Zeit zu Zeit zuckte ein Blitz in der mattgrauen Dunstmasse auf, und huschte mit blendendem Widerschein über den Wasserspiegel der Emmer. Die Luft war schwül, die Schwalben flatterten dicht und unruhig — aber kein Blatt am Baume regte sich, die stille Fläche der Emmer furchte kein leisester Hauch.

Im Flußthale der Emmer zwischen Erlen und Weiden wandelt jetzt Charlotte. Sie hatte einen Vorwand gefunden, das Städtchen zu verlassen, und war dem Drange nach Einsamkeit gefolgt. Bewußtlos überließ sie sich dem Labyrinth der Spaziergänge und dem tieferen ihrer Gedanken. Ihr Herz weinte bitterlich. Der prangende Aufschwung eines begeisterten Augenblicks war grausam gerächt worden. Gefühle, mit glühendster Ueberzeugung preis-

gegeben, waren preislos geblieben. Nicht Herz zum Herzen hatte gesprochen; von seiner hohen marmorenen Stirn herab hatte der jugendliche Gott Gedanken geholt, und ihre Blumen hingemäht mit dem Sichelschwung einer philosophischen Definition!

Charlotte, ein Kind jener zärtlichen Zeit und fast jenes Jahres, welches dem Werther sein Dasein gegeben, hatte keine Ahnung davon, daß der Dichter des Werther selbst, und die gebildete Jugend mit ihm, längst einer andern Humanität opferten. Sie wußte nicht, indem sie einem dunklen westphälischen Flüßchen nachschlich, daß der Genius Deutschlands auf den Meeren Homer's segelte und statt Lotten Iphigenien gab. Sie verstand Wilhelms Philosophie und die veränderte Devise der Zeit nicht, welche nicht mehr Mitgefühl, sondern Selbstgefühl lautete. Sie hatte die Worte gehört, aber begriff ihren Sinn nicht. Die Arme! Sie begriff nicht, daß sie hier wandelte wie die Romantik selbst, geschieden von der Antike.

Aber daß sie geschieden war, von einem Wesen geschieden, welches zum zweitenmale ihr nicht mehr auf Erden begegnen konnte, das begriff sie mit schmerzlicher Klarheit. Ich hasse jeden leidenschaftlichen Zustand, hatte er von sich selbst gesagt, und sie gestand sich, daß Leidenschaft ihr ein Bedürfniß wie Luft und Licht war.

Das Thal wechselte mit lieblicher Scenerie vor ihrem Auge, und dieses hing unwillkürlich daran. „Wie schön in der sinnlichen Natur die Dinge sich scheiden!“ seufzte sie vor sich hin, „wie harmonisch eins vom andern sich loslöst! Was ist das Angenehme in einer Landschaft anders, als — die Entfernung! der Abstand! Ach, warum ist es

nicht auch im Geistigen so? Warum kann ein Herz zerreißen, wenn Menschen auseinander treten, Wesen für sich stehen — und es geschieht doch nichts, als daß Jedes seinen eigenen Raum einnimmt?" Thränen füllten ihr Auge — da stürzten auch in der äußern Natur die Umrisse wirr durcheinander.

Auf dem Wege nach Lüdge her kam ein kleines Mädchen gegangen. Charlotte kannte das Kind; es war von denen, welchen sie gestern Flieder gepflückt. Die Erinnerung an jenen ersten Augenblick ging wie ein Dolch durch ihr Herz; sie wich dem Frohgesichte der Kleinen aus, und drängte sich flußwärts in's Weiderich.

Der vollgesogene Boden wich fast unter ihrem Fuße, wie dicht sie an die Gränze des fremden Elementes herantrat. Es war eine stille, unergründliche Bucht, welche sich hier eingetieft hatte. Charlotte stand unbeweglich vor dem Anblick. Ihr Auge lag wie bezaubert auf dem geheimnißvollen Wasserspiegel.

„Es ist Einem, als könnte man nur so niedersteigen — ja als müßte man es!"

Sie spielte träumerisch mit dem Sonnenschirm im Wasser.

„Und zwar ohne Unwillen, hat er hinzugesetzt, aus reiner Lust an dem Elemente . . . O, er ist selbst ein Elementargott! die ganze Natur ist ihm zum Genusse da, und der Tod selbst wäre es."

Sie sah starr vor sich hin. Es war, als ob sie ihren eigenen Worten nachdächte.

„Er bedarf nicht! das erkenn' ich. Er strebt zum

Ganzen und das Ganze zu ihm. Sein Denken und Wollen, scheint's, beglückt ihn um so mehr, je mehr es vom Einzelnen losgelöst die Welt selbst zum Gegenstande hat. Das Einzelne also — wie wird mir? — träte ihm eben dadurch näher, daß es ihm ferner tritt? daß es vom Leben nicht diese oder jene Befriedigung heischt, sondern das Leben selbst als Befriedigung nimmt? mit Gott und Natur Eins wird? Ein hoher Standort! Für den Mann vielleicht ein wahrer und möglicher. Aber die weibliche Natur verkennt er. Ja, besser fass' ich seinen Geist, als er mein Herz."

„Aber das ist ein Frevel. Eine Anmaßung. Auch dem Frauenherzen räumt er diese Höhe ein. Ja, noch entschiedener! Das Weib, sagt er, müßte leichter sich selbst entäußern können, müßte schmiegsamer dem Fremden sich anzufügen wissen. Das waren seine Worte. Sind sie falsch, oder sind's deine Träume, arme Charlotte? Du sollst nicht wünschen, nur gewünscht werden! Glücklich sein, indem du glücklich machst! Aber ist das möglich? Doch was frag' ich? Er hat es gesagt! Es muß möglich sein. Ha, wenn ich es könnte — weil er es gesagt hat?!" —

„Nun, da bist Du ja," scholl auf einmal eine Stimme neben ihr; „Dank der kleinen Gully, so find' ich Dich endlich. Dieses einsame Treiben! Höre, mein Kind! Ein Brief aus Nennheim ist da. Viele zärtliche Grüße und diese Perlenschnur für Dich."

„Gut, liebster Vater. Und wenn Du ihm schreibst, so sag' ihm: ich bin seine Braut."

Der Pfarrer traute seinen Ohren nicht. „Es muß auch nicht allzueilig sein," sagte er fast erschrocken. „Hast Du dies fromm überlegt, mein Kind?"

„Die Frist zur Hochzeit behalt' ich mir vor, aber mein Wort geb' ich sogleich; — daß ich gebunden bin!"

Der alte Herr war ganz überrascht. „Was nicht Geschenke thun!" murmelte er für sich; und Vater und Tochter gingen nach Hause.

Hinter ihnen aber erhob sich der Gewittersturm, und als der Pfarrer zu Hause den Brief vorzulesen anfing, krachte der erste Donnerschlag. —

In der Nacht hatte sich das Gewitter entladen, und ließ dem Morgen eine bezaubernde Frische zurück. Wer Sinn und Kraft für Naturgenuß hatte, eilte in's Freie. Unsere Gesellschaft entwarf einen kühneren Plan heute, und betrieb einen Spaziergang nach Friedenthal. Auch Konrektors schlossen sich an, nicht ohne den lebhaften Wunsch, der Studiosus aus Göttingen, den sie dankbar verehren gelernt, möchte Theilnehmer sein. Wilhelm kam, und sagte, „er hätte um so eher das Vergnügen gesucht, als der heutige Tag der letzte von den dreien sei, welche er zu seinem Pyrmonter=Ausflug sich vorgesetzt. Morgen gehe er wieder nach Göttingen." Der Bürgermeister, welcher um diesen Vorsatz gewußt, hatte aus der Umgegend noch einige „Studirte" gebeten, deren Gesellschaft in Bezug auf gelehrtes Interesse mitzuzählen pflegte.

Das gab ein schwärmendes Leben! Wie eine Bienen=Myriade in einem blühenden Lindenwipfel wühlt, so wogte das Gespräch, unzählige Gedanken fördernd, an allen Zweigen und Stoffen des Daseins herum. Und auch die königliche Würde fehlte nicht in diesem Gedanken=Bienenschwarm der Gesellschaft.

Charlotte erhielt von dem Austausch so vieler gelehr=

ter und unterrichteter Männer den Eindruck, daß zwar Jeder auf seinem Boden eine gewisse Art von Bildung und Wissen zu einseitiger Vollkommenheit gebracht, aber der junge Märker überragte doch alle an Neuheit und Tiefe des geistigen Ueberblicks. Und mehr oder minder sprach sich auch in den Uebrigen das Gefühl aus, daß hier die Jugend eines Menschen wandle, dessen Name einst groß sein wird.

Charlotte erfreute sich in vollen Zügen seiner Gegenwart. Sie war tapfer entschlossen, von dem heutigen Tag nur den Genuß zu nehmen und sein Weh zu bezwingen. Sie verglich sich selbst im Stillen mit der Tochter Jephtha's, welche lustwandelnd und Lieder singend über die Fluren Israels zieht — bevor sie geopfert wird.

Im heitersten Stundenflug war es Mittag geworden. Nach eingenommenem Mahle vertheilte sich die Gesellschaft im Waldschatten; die meisten lagerten sich, und genossen ein Schläfchen, die Uebrigen wandelten, wie Schatten im Elysium, zwischen den Bäumen umher.

Von den letzteren waren auch Wilhelm und Charlotte. Als sie die grundlose Stille umher nur durch den Laut ihrer eigenen Tritte belebten, kein Blatt rauschte, kein Käferchen schwirrte, und die ganze Natur nicht hörbarer ging, als eine Spinne über ihre Fäden: da zog Wilhelm sein Taschenbuch, nahm zwei Blätter daraus, und sagte zu Charlotten: „Dieser Augenblick der allgemeinen Ruhe scheint der geeignetste, Fräulein, daß wir unsre Gedenkblätter gegen einander austauschen. Sie gönnen mir doch ein Plätzchen in Ihrem Stammbuche? Was mich betrifft, so werden die Zeilen, die Sie mir schenken wollen, zu meinen liebsten Besitzthümern zählen.“

Mit diesen Worten beschrieb er eines der beiden Blätter, gab es Charlotten, und bat sie, das andere für ihn zu beschreiben.

Charlotte verfärbte sich. Die Stunde des Abschieds überwältigte sie. Noch hatte sie nicht an's Schreiben gedacht, obschon der übrige Tag, das fühlte sie, ein so reines Beisammensein, als hier der Jüngling ergriffen, nicht mehr begünstigen konnte. Sie nahm mechanisch die Blätter in die Hand. Sie stierte mit schwimmenden Augen auf Wilhelms Zeilen, die sie kaum den Muth hatte zu lesen. Wußte sie doch, was sie nicht sagten!

Zaudernd beschrieb sie ihr eigenes Blatt. Sie that es mit großer Zerstreutheit. Es war ihr fast gleichgiltig, was sie schrieb, wo es galt, Alles zu verschweigen. Sie benützte die Pause nur, um ihre Fassung zu sammeln.

Nein, nicht so konnte es enden! Sie fühlte ihr Herz wogen, ihre Thränen hervordringen, sie war in Gefahr, Alles zu verrathen, wenn sie nicht Etwas verrieth.

So sagte sie, indem sie das Blatt dem Jüngling darreichte: „Ich bin ein unbedeutendes Mädchen: diese Zeilen sind Ihrer sicherlich unwerth. Aber schmeichelhafter wird es Ihnen sein zu hören, daß ich Ihnen auf mein Schicksal selbst einen Einfluß eingeräumt habe. Ich ließ dem Manne, der meinem Ideale nicht sehr entspricht, noch gestern Abends meine Hand zusagen. Ich that es in Beherzigung Ihrer Gedanken und Reden. Ich fand — oder entschloß mich zu finden, daß Sie recht hatten. Nicht das soll die Frucht einer idealischen Seelenstimmung sein, daß sie einem Ideale zu begegnen sucht, denn das wäre Egoismus. Sondern darein sollen wir unser Glück setzen,

und darauf sollen wir hoffen, daß wir den Menschen, wie er von der Natur gegeben ist, zu uns heraufziehen; wir sollen ihn zu einem Ideale bilden — mit frommer Hand, mit liebender Geduld. Der Idealist fordert nicht von der Welt, er gibt ihr, haben Sie gesagt. Und dazu habe ich mich seit gestern — herabgestimmt."

Der Jüngling sah betroffen. Nach einem Augenblicke antwortete er: „Ich wünsche vom Herzen, Fräulein, daß dieser Schritt zu Ihrem Glücke ausschlagen soll."

Charlotte hatte eine wärmere Antwort erwartet. Ganz muthlos, sagte sie wehmüthig, fast bittend: „Das sind nicht Worte des Beifalls! Ich bin wohl unfähig, ihn zu verdienen?"

„Mein Beifall!" lächelte Wilhelm. „Sie werden Ihr Glück Ihrem Herzen zu danken haben, nicht dem Beifalle meiner Philosophie."

„Doch sagen Sie mir meinen Irrthum. Denn daß ich Sie mißverstanden habe, sehe ich klar!"

Wilhelm antwortete: „So viel Sinn für das Wahre macht es leicht, jedes Mißverständniß auszugleichen. Wir sprachen von dem Charakter des Idealismus. Der Idealist, durft' ich behaupten, kann sein Ideal nicht in der Außenwelt suchen, denn es existirt nirgends, als in seinem Innern. Das scheinen Sie verstanden zu haben; — insofern verstanden, als ich Sie sagen höre, Sie verzichten darauf, einem Ideale zu begegnen. Aber, setzen Sie sogleich hinzu, Sie gedenken den Mann, dem Sie sich zusagen, zum Ideal zu bilden, heraufzuziehen. Und hier, glaub' ich, liegt der Mißverstand. Unter einem veränderten Namen ist das ja eben nur wieder das Bedürf-

niß eines „veräußerlichen" Ideals. Denn ein Ideal fertig vorfinden, oder ein Ideal sich erziehen, macht wohl nur im Worte einen Unterschied."

„Und so war mein Schritt falsch!" flüsterte Charlotte erbleichend.

Wilhelm erlauschte diese Worte, und sagte: „Nicht doch, meine Liebste. Höchstens die Voraussetzung war falsch, unter der Sie ihn machten. Sie werden schön fühlen, edel denken, gut handeln, Sie werden lieben. Wenn das Alles von Ihrem Gatten erwidert wird, so ist's gut, aber zu Ihrem Glücke ist es nicht nothwendig. Wenigstens nach meiner Meinung nicht. Sondern schön fühlen, edel denken, gut handeln, lieben können und liebenswerth sein, das — will ich behaupten — ist allein schon das Glück. So zu sein wie man ist, das natürliche Maß seiner Kräfte ausströmen zu lassen, wie eine Blume aufblüht und abblüht, unter Wirkung und Gegenwirkung seine Bahn zu vollenden . . ."

Wilhelm hielt inne. Er sah denkend vor sich hin, gespannt, energisch. „Halt," sagte er, „geben Sie mir mein Stammbuchblatt wieder. Mich dünkt, ich kann etwas Besseres aufschreiben, als das Gekritzel von zuvor. Das Schlagwort meiner Philosophie schwebt mir vor — es ist ein schlichter, faßlicher Reim — und so muß es auch sein, wenn es wirken soll." Er zerriß das Blatt, nahm ein anderes aus seinem Taschenbuch, und schrieb, nachdem er noch einige Augenblicke nachgedacht hatte, mit fester, fertiger Hand. „Da haben Sie meine ganze Weisheit!" sagte er und gab das Blatt an Charlotten. Charlotte las:

Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

„Wer sein Geschick erfüllt“ war unterstrichen.

„Nun, — so will ich mein Geschick erfüllen!“ murmelte Charlotte in sich hinein.

In diesem Augenblicke hörte man einen Schrei im Walde. Es war der Physikus, welcher aus seinem Schlafe aufschrie. Der Schrei erweckte die Uebrigen, welche geschlafen hatten, und im Nu lief die ganze Gesellschaft zusammen und schaarte sich um den Physikus. Dieser sprang auf mit rollenden Augen, verstörtem Gesichte und dicker Angstschweiß stand ihm auf der Stirne. Er musterte die Gesellschaft mit wilden Blicken, diese sah erschrocken auf ihn. „Ah,“ rief er aufathmend, „es war also ein Traum! Aber man soll am Nachmittage nicht schlafen. Welch ein Traum war das!“ Und nun erzählte er, was er geträumt hatte. Es war gräßlich genug, so gräßlich, daß er auch der wachen Gesellschaft einen Theil seiner Aufregung mittheilte. Im Nachhausegehen unterhielt sich Alles über Ahnungsvermögen, Traumbedeutungen und über die „Nachtseiten des menschlichen Lebens.“ Das war ein Thema, welches dem jungen Olympier aus Göttingen nicht zusagte. Er schwieg beharrlich dazu — Charlotte hörte keines seiner Goldworte mehr.

Der Abend kam, man näherte sich dem Städtchen — mitten in voller Gesellschaft wurde Abschied genommen. Charlotte und Wilhelm sagten sich Redensarten.

Und so war der dritte dieser drei Tage zu Ende. —

Ein ganzes Jahr noch ließ Charlotte vergehen, bis sie dem Bräutigam aus Nennheim ihr Eheversprechen er-

füllte. Die Ehe war nicht glücklich. Eine beschränkte und arme Natur stand einer reichen und lebensvollen gegenüber. Kein Wunder, daß Charlotte der Täuschung erlag, vor welcher sie Wilhelm vergebens gewarnt hatte: sie suchte ihr Ideal, die Lichtspiegelung ihres eigenen Herzens in einem äußeren Bilde. Ihr Roman war nicht glücklicher als ihre Ehe. Der Geliebte schwankte, aber der Gatte war eifersüchtig. Charlottens leidenschaftliches Herz in der Mitte lechzte nach Entscheidung. Sie gab der Eifersucht Waffe um Waffe in die Hand, sie selbst drängte vor Gericht. Es ereignete sich jene berühmte Gerichtsscene, welche unter den Zeitgenossen so großes Aufsehen gemacht, und welche wohl einzig in ihrer Art auf deutschem Boden gehandelt hat. Das junge dreiundzwanzigjährige Weib bekannte sich selbst für schuldig — und sie war unschuldig! Aber um jeden Preis — sogar um diesen — sollte die Ehescheidung erzwungen, sollte der Geliebte von der Größe ihrer Liebe überzeugt werden. Sie machte es im bittersten Ernste wahr, was sie damals in Pyrmont zu ihrem Vater gesprochen: Nicht den geächtetsten Namen, nicht Schmach, Elend, Verfolgung und Tod will ich scheuen, wenn es gilt, einem Manne mich zu opfern, welcher ein ächter König der Schöpfung, welcher ein ächter Herr und Sieger meines Herzens ist. Armes Weib! Wohl war er ein Herr und Sieger ihres Herzens, aber ein König der Schöpfung war er nicht. Er verstand sie nicht die verirrte Großmuth seiner Geliebten; er sah nur die Verirrung, nicht die Großmuth. Er fiel ab. Charlotte hatte sich vergebens geopfert, sie erreichte nichts, als die Ehescheidung.

Befleckt am Namen und rein im Bewußtsein verschwand sie hierauf in der Dunkelheit. Lange bittre Jahre

gingen über sie hin. In dem allgemeinen Ruin, welchen der französische Eroberer über Deutschland verhängte, ging auch Charlottens Besitz zu Grunde. Sie griff zu ihrer Hände Arbeit. In einem einsamen Stübchen zu Kassel saß mehrere Jahre lang eine feine, noch schöne Frau, welche den Leuten, wenn sie für den üppigen Hof Jerome's Flitter bei ihr abholten, zu dem Flitter Gedanken zu geben wußte. Die seltene Putzmacherin ward mancher Dame und manches Cavaliers stille Bewunderung.

Auch diese Tage zerrannen. Neue, herbere Prüfungen brachte das Schicksal. Krankheit und geschwächtes Augenlicht machten die schon alternde Frau selbst für den Broderwerb bange. Es kam der Tag, wo sie rathlos die Hände sinken ließ, und ihr beängstigtes Auge hinaussandte — nach einem Menschen!

Da tauchten die drei Tage in Pyrmont wieder auf vor ihr. Der Studiosus aus Göttingen war ein hellleuchtender Name im deutschen Vaterlande, er war Minister, er war ein Gelehrter und Schriftsteller vom ersten Range geworden. Charlotte meinte, er brauche deßwegen nicht aufgehört zu haben, ein guter Mensch zu sein. Sie schrieb an ihn. Und jetzt bewährte es sich, daß edle Seelen sich nicht auf der Linie des Zufalls begegnen, sondern daß jede Stunde ihres Lebens ihr ganzes Leben enthält. Die drei Tage in Pyrmont hatten einen Sinn gehabt, welcher sofort weiter wirken konnte. Das Mädchen, welches den Sturm und Drang ihrer Zeit in der Stille einer weiblichen Seele durchgemacht, und die Frau, welche, den besten Frauen der Geschichte gleich, in Entsagung und Arbeit die ideale Ueberlegenheit der Menschennatur über Welt und

Geschick erprobt hatte: sie waren dem klassisch gebildeten Freund ein= und dieselbe geistverwandte Erscheinung. Er kam ihrem Vertrauen mit Zartheit und Hochachtung entgegen. Charlotte verehrte ihn schwärmerischer, denn sie verstand ihn besser, war ihm ähnlicher, als je. So entstand oder setzte sich fort jenes zarte, sinnvolle, durch die edelsten Bildungs= und Gemüthskräfte getragene Bündniß, wovon eines der schönsten Denkmäler der deutschen Literatur Zeugniß gibt:

Wilhelm von Humboldt's Briefwechsel mit einer Freundin.

Der Dichter des Don Juan.

Auf dem Gracht zu Amsterdam stand noch vor wenigen Jahren ein kleines baufälliges Häuschen, das Eigenthum einer alten Höckerin, welche mit Häringen handelte. Die Höckerin war die Wittwe eines Ewerführers, welcher eines Tages das Unglück hatte, mit einer unvorsichtigen Wendung seines Kopfes unter ein von Pferden gezogenes Schiffsseil zu gerathen, bei welcher Gelegenheit das Seil ihm den Kopf von dem Rumpfe riß. Der Ewerführer aber war der Sohn eines Schneiders und der Majoratserbe des besagten baufälligen Häuschens.

Das Häuschen hatte nur drei schmale Fensterchen Front und zwei sogenannte Gestöcke, welche aber so niedrig waren, daß sie beide zusammen nicht die Höhe der Belétage des nebenstehenden Kaufmannhauses erreichten. Es war ein „Fachbau," d. h. die gemauerten Wände mit Balken durchschossen, deren Lagen und Widerlagen gleichlaufende Linien und schiefe Einsätze, allerlei geometrische Figuren bildeten oder vielmehr gebildet hatten, denn diese schönen Zeiten waren längst dahin. Die Balken hatten sich „geschwungen" und ihre ursprünglichen Lagen mehr oder minder verändert, wodurch das darauf und dazwischen liegende Mauerwerk genöthiget worden, mit Hilfe verschiedener Risse sich gleichfalls in allerlei neue Fugen zu bequemen. Die

Fensterchen der beiden Geschoße standen, wie chinesische Augen, schief gegen einander, das Mauerwerk zwischen ihnen hatte sich, wie eine geschwollene Backe, sanft nach auswärts gebogen und das Dach war eingesunken. Am traurigsten aber sah das Erdgeschoß aus. Hier hatte zu dem Alter des Hauses die aus dem Boden aufdringende Feuchtigkeit noch mitgewirkt, und das Erdgeschoß war kurzweg verschwunden. Es war hinweggefault. Ein sinnverwirrendes Chaos von Balken und Sparren hatte man nach und nach als Stützen untergeschoben und die Stützen wieder gestützt — und mitten in diesem Flickwerk saß die Höckerin mit ihren Häringen.

Ich weiß nicht, ob dieses malerische Trümmerwerk mitten in einer großstädtischen Straße die Zärtlichkeit der Künstler gewonnen und irgendwo als hochbezahltes Kabinetsstück den unsterblichen Trödel der Holländer vermehren hilft. Das aber weiß ich, daß viele Reisende vor der Ruine stehen blieben und sie mit bewundernden Blicken anstaunten. Liebhaber von Antiquitäten ließen sich dann gewöhnlich mit der alten Höckerin in ein Gespräch ein und pirschten unter dem Vorwande, einen Häring oder einen Pickling zu kaufen, auf die Chronika des wüsten Häuschens. Die alte Höckerin hatte eine solche Aufmerksamkeit sehr gern. Wenn sie ihrer Kundschaft anmerkte, daß es Leute waren, denen das Herz für Alterthümer auf dem rechten Flecke saß, — und Kenner haben für Kenner ein sehr untrügliches Auge, — so konnte sie dieselben Stunden lang festhalten und sie aus der Fülle ihrer Erinnerungen begaben. Natürlich hatte sie eben so wenig eine Ahnung, daß ihre alten Familiengeschichten leer und langweilig waren, als sie je daran dachte, daß der Geruch

ihrer Härings- und Picklingstonnen auf die Länge an Reiz und Genuß für eine menschliche Nase verlieren könne. Denn was die Fremden einer so sonderbaren Unterhaltung gewogen machte, die burleske holländische Mundart, und die naive Kunst ihres volksthümlichen Vortrages, also eine reine formale Aeußerlichkeit, das hätte ich Keinem gerathen, durch einen unbewachten Zug an den Tag zu legen. Und doch waren es die zumeist, welche die Curiosität über den ersten neugierigen Trieb der Schaulust fortfristeten, wie ich wenigstens von mir selber schließe. Wenn ich nämlich an der Hand meines Großonkels — Gott habe ihn selig — den Gracht hinabwanderte, und das historische Collegium, das er bei der alten Häringsfrau zu hören gewohnt war, meine jugendliche Ungeduld nicht wenig ermüdete, so ergötzte mich doch die närrische Aussprache der holländischen Plauderin. Ich erinnere mich, daß mir der Mund der Alten damals dasselbe leistete, was ich sonst von den sumpfigen Teichen auf dem Gallizin-Berg verlangt, wo ich die Frösche aufzuscheuchen pflegte und mich daran weidete, wie sie schwer und plump in's Wasser platzten. Eben so quappig platzten die breiten holländischen Wörter von der Zunge der Alten herab, ich stand vor der Häringsfrau auf dem Gracht wie vor meinen Froschteichen auf dem Gallizin-Berg. Aus diesem Gesichtspunkte ließ ich mir ihr Plaudern gefallen.

So geschah es, daß ich auch von dem Inhalte manches behielt, wie gleichgiltig er mir auch sonst war. Als ich aber eines Tages auf einer ihrer Härings-Enveloppen ein italienisches Concept fand und mein Auge zufällig auf Phrasen fiel wie diese: il divino Maestro Mozart . . . Sua Majestá il Caesare Giuseppe II. . . . Dio protettor de'

miseri, tu non defraudi mai . . . da wurde ich aufmerksamer. Ich forschte, und hörte, was ich schon oft hätte hören können, wenn ich so geduldig wie mein seliger Großonkel der Härings-Sibylle zugehorcht hätte.

Zu den Merkwürdigkeiten des Häuschens hatte nämlich auch einst eine Miethpartei gehört, welche vor zwanzig oder dreißig Jahren einige Monate das zweite Gestock bewohnte. Welch kurze Zeit und welch lange Erinnerung! Das kann nur das Gedächtniß einer Häringsfrau leisten oder man muß sehr merkwürdig gewesen sein, dacht' ich mir oft. Nun, die Merkwürdigkeit bestand darin, daß besagte Miethpartei während ihres Aufenthaltes in unaussprechlicher Dürftigkeit gelebt, und dann eines Tages in Lust und Jubel nach London abgereist war mit Hinterlassung einiger Goldstücke. Diese Goldstücke hatte der Schneider seinem Sohn, dem Ewerführer, vererbt, der Ewerführer aber seiner Wittwe, der Häringsfrau, und diese pflegte aus ihrem Busen, wie aus einer alten Römerschanze, noch immer die letzte dieser Goldmünzen an's Tageslicht zu holen und ihrem andächtigen Zuhörer, wenn sie besonders bei Laune war, vorzuzeigen. Mein Großonkel und ich haben sie selbst noch gesehen, es war eine englische Guinee. Die Miethpartei aber war ein italienischer Poet mit seiner jungen Frau gewesen.

Jene Härings-Enveloppe, die ich mir aufgehoben hatte, erkannte ich denn bald auch für ein verstreutes Blatt Tagebuch, und die Höckerin wußte mir, auf meine eifrige Nachfrage, noch mehrere derselben zusammen zu suchen. Es waren freilich nur Fragmente, stark durchcorrigirt und schließlich, wie es schien, noch verworfen; aber um so begieriger geizte ich nun nach den mündlichen Ueberlieferun-

gen der Altfrau. Und die Alte — wenn ich erst aufmerkte — erzählte wirklich nicht schlecht. Ihre Mittheilungen gestalteten sich nach und nach zu einem allerliebsten, rührend-humoristischen Genrebildchen, das mich später an die Tieck'sche Novelle: Des Lebens Ueberfluß erinnerte, welches doch ein Meisterstückchen des oft problematischen Meisters ist. Wer hätte das hinter den Härings- und Picklingstonnen der Alten gesucht! Schade, daß ich auf jener Amsterdamerreise mit meinem Großonkel noch zu sehr Halbknabe war und nichts weniger als den scharfen Jägerblick hatte, womit gut dressirte Novellisten altes Anekdotenwild so vortrefflich vor ihre ewig schußgerechte Feder zu bringen wissen! Indeß, wenn ich die Rudera, die mir von den Plaudereien der holländischen Scheherazade im Gedächtniß geblieben sind, und die paar Tagebuchblätter, die sie mir gütigst mitgetheilt, zusammenschlage, die etwaigen Lücken aus dem großen Reservefond für alle menschlichen Mängel, der Phantasie, decke und die Nachsicht des Lesers zu all diesen Bruchstücken hinzuaddire, so wird es sich doch vielleicht verlohnen, die Summe zu ziehen und ein paar trostlose Regentage eines Sommeraufenthaltes mit der Retouchirung eines alten verblichenen Genrebildchens aus dem Leben eines armen Poeten auszufüllen. Im schlimmsten Falle taucht mein Geschichtchen in jene Quelle wieder unter, aus der ich sie heraufhole und ich beschreibe ein paar Blätter, welche eines Tages dorthin zurückkehren, woher die Originalien derselben gekommen — in die Häringsbude. —

Es war im Jahre 1792. Der arme Lorenzo war auf seiner Pilgerfahrt durch dieses Jammerthal in einen garstigen Engpaß gerathen. Kein Geld, keine Freunde,

keine Hoffnungen, alle Versuche fehlgeschlagen, alle Entwürfe zu Wasser geworden, und Dichterentwürfe werden es spät! Und schon waren seine blühendsten Jugendjahre verblüht, er war ein Mann in den Vierzigen, er stand so recht in der Mitte des Alters, wo der Erwerb rascherer Jahre anfangen soll, zu einem ruhigen Besitz sich zu verdichten. Aber der arme Poet besaß aus einem glücklicheren Vorleben nichts als seine Erinnerungen und — ein schönes, jungvermähltes Weib, kaum dem Kinde entknospet.

Seine Erinnerungen fing er in den öden Stunden des Elends an, zu Papier zu bringen, seine liebliche Nancy aber, das bräutliche Weibchen von gestern, lächelte mit ihrer Jugend und Liebe wie der heiterste Stern auf sein zagendes Herz herab.

Ein trüber Dezember-Abend sank über die nebliche Wasserstadt nieder; — Lorenzo saß und schrieb. Er hatte unwillkürlich sein wackliches Tischchen näher und näher an's Fenster gerückt, er rieb sich die Augen, die von einer leichten Röthe angeflogen waren, und bemühte sich, so lange als möglich gegen die überhandnehmende Dämmerung zu kämpfen. Am Fensterchen daneben beschäftigte sich Nancy mit einem Stück Weißzeug. Sei es, daß ihre Arbeit feiner war, oder daß sie ein lebendigeres Gefühl für den Werth ihrer Augen hatte: sie machte sich fertig, für heute zu schließen. Sorgfältig blickte sie nach dem andern Fenster hinüber und schien nichts so sehr zu wünschen, als daß der Gatte ihrem Beispiel folgen möge. Das dauerte eine geraume Zeit.

Die kontrastirenden Bilder, die sich in diesem Augenblick einander so ruhig entgegen stehen, geben uns Gelegenheit, sie mit Muße zu betrachten. Nancy ist eine der

schönsten Blondinen, die sich je den Namen eines Engels verdient haben. Sie trägt ihr Haar, gegen die französische Sitte der Zeit, gelockt, was zu dem süßen Mädchenzauber, der ihre Erscheinung umfängt, mit einer wunderbaren Harmonie paßt. Vielleicht verräth sich damit auch eine Nationalität, welche gegen alle „Coiffüren" und „Toupés" der Mode von jeher dem freien Wuchs der Natur treuer geblieben ist, — die englische nämlich. Zu dem englischen Grundton würde auch sonst mancher Zug ihres Bildes stimmen: das sanft gezogene Oval ihres Gesichts, ihr blendend weißer Teint, ihr wasserblaues, verschwimmendes Auge. Ueber allen Ausdruck lieblich aber ist die Linie wie ihre schön gewölbte Wange an den Seiten des feinen Näschens herab sich in die Mundwinkel einsetzt. Diese Linie verleiht ihrem Gesichte den Ausdruck eines Lächelns voll Huld und Zartheit. Es ist der hervorragende Charakterzug im Anblicke ihres Bildes und wer sie sieht, der wird in der Empfindung dieser glücklichen Schönheitslinie verweilend stehen und ausrufen: welch süßes Kind!

Der Gatte auf der andern Seite des Stübchens ist tief in sein Manuscript versenkt. Er schreibt mit allen Gesichtszügen mit, so gespannt ist Blick und Ausdruck bei seiner Arbeit. Seine Mundwinkel sind straff angezogen, sein Auge voll Leben und Handlung. Aber die gefurchte Stirne, die eingesunkenen Wangen, welche den Mangel manches Zahnes verrathen, die faltige Haut, die vom Kinn gegen die Kehle hinabhängt, das graulich gemischte, wenn gleich dicht stehende Haar, die tieferen Augenhöhlen, die hervorstehenden Backenknochen — das Alles sind sprechende Zeichen der unwiederbringlichen Jugendflucht. Ja, das magere, gedrungene Köpfchen dieses Mannes könnte für

entschieden gealtert gelten, wenn nicht ein Blick auf seine schlanke und nahezu kleine Person, überhaupt eine mehr sehnige als Fleisch- und Muskelreiche Anlage seiner Natur verriethe. Und sein nervöses bewegliches Mienenspiel und vor Allem sein schwarzes, leuchtendes Auge erwecken das Gefühl, daß für die verschwundene Frische eine geistige Elasticität der Jugend geblieben ist, welche den Mann und vielleicht auch den Greis noch interessant erscheinen läßt.

Endlich stand Nancy auf, legte ihre feine Hand auf die Schultern des Schreibenden und ermahnte ihn bittend: „Lieber Freund, es wird dunkel. Schone dich."

Lorenzo rückte rasch herum. Er sah in der That die Tiefe der Stube fast schon in nächtlichen Schatten liegen, der Contrast gegen den Tagesschein am Fenster fiel ihm mit einem Male auf. „Corpo di Dio, Du hast Recht, Herzchen," rief er aufspringend aus, „der Abend überrascht uns! Wie die Tage kurz sind! Wie matt die Sonne dämmert in diesem Lande! Also ein Tag ist wieder hin! Ein Tag ohne Freuden, arme Nancy!"

Die junge Frau fürchtete eine Wendung zu der Melancholie der Abendgedanken und sann schnell auf ein froheres Gespräch. „Was hast Du geschrieben, Lorenzo?" fragte sie einschmeichelnd, „erzähle mir! Du mußt zu anmuthigen Partien heute gelangt sein, Du hast so fein in Dich hineingelächelt — ich sah Dir lange zu."

Der Poet sah in dem kahlen Stübchen wie mit dem Blicke eines Gefangenen um sich und seufzte: „Nessun' maggior dolore que ricordarsi del tempo felice nella miseria!"*)

---

*) Ich kenne kein größeres Weh, als Erinnerung des Glücks im Elend! Nach Dante.

Das versprach einen traurigen Abend! Nancy fühlte die ganze Tiefe dieser Worte, die ganze Wahrheit! Und doch mußte sie sich entschließen, wenn sie den armen Gatten erheitern wollte, darüber hinwegzugehen, selbst auf die Gefahr des Frivolen! Sie schlug mit Gewalt den Ton der Leichtigkeit an und scherzte recht übermüthig: „Ausflüchte, lieber Freund, nichts als Ausflüchte! Ich traue dir nicht. Du hast eine Liebesgeschichte beschrieben, gesteh' es nur. Aber ich bin nicht eifersüchtig. Auf die Vergangenheit mindestens nicht. Komme erzähle, Lorenzo! erzähle mir die Liebesgeschichte, ich möchte sie gar zu gerne hören."

„Du irrst Dich, liebes Kind. Ich war beim Jahre 87. Just das war eines meiner arbeitsamsten Jahre, kein Jahr der Liebelei. Ich schrieb damals drei Operntexte auf einmal."

„Ich weiß, ich weiß, sei nur still! Unter Anderm auch den Don Juan, den gottlosen Don Juan! Und damals willst Du nicht verliebt gewesen sein? Und die Zerline wäre keine Wienerin, wie sie leibt und lebt? Nein, Herr Lorenzo, so einfältig ist Ihre junge Frau nicht."

„Wenn auch! Es hat gar nichts auf sich, wenn junge Frauen einfältig sind. Und auf die Zerline bist du wirklich ungerecht eifersüchtig. Ich schwöre es Dir."

„Ich will aber eifersüchtig sein! und jetzt wird gebeichtet! Ohne Widerspruch! Komm, erzähle mir, wie Du den Don Juan geschrieben hast. Diese Zerline ist mir verdächtig. Von solchen Geschöpfen sagen die Kenner, sie sind nach dem Leben gezeichnet. Ich muß wissen, wie Du zu dieser Zerline gekommen bist. Die mag den armen Lorenzo schön verhext haben!"

Das junge Weib hatte mit diesen Worten und tausend

Schäckereien den geliebten Mann zu sich auf das Kanapee genöthigt, welches eben so modische als unbequeme Möbel, zum Fauteuil eines Einzelnen zu breit, einem Pärchen kaum Raum genug bot, gedrängt neben einander zu sitzen. Es war mit zitronengelbem Damast überzogen — ein Prachtstück, das sich nur von einer Auktion oder aus einem alten Nachlaß in die Hütte der Armuth verirrt haben konnte. Uebrigens spielte es hier seine letzte Rolle, aus dem Salon war es offenbar längst ausgemustert, denn es trug alle Spuren einer Benützung, welche leichter zu denken, als elegant zu beschreiben sind.

„Du bist nicht die erste,“ sagte Lorenzo, als er so traulich neben seinem Weibchen saß, „welche diese Zerline mir zurechnet. Noch alle thaten es. Aber das ist nur ein Beweis, wie unmöglich der Nichtdichter vom Dichten einen Begriff haben kann. Hätte ich ein Urbild der Zerline gekannt, ich hätte keine Zeile gearbeitet. Liebe invitirt nicht zum Dichten, sondern zum Müssiggehen. Nicht eigentliche Liebe braucht der Dichter zum Dichten, wohl aber einen Hauch davon, der sein Herz erwärmt und frei läßt zugleich. Nun, dieser Hauch wehte mir, das gestehe ich freilich.“

„Es war ein schönes Jahr, das Jahr 87. Vielleicht mein schönstes! Cosa rara und die Hochzeit des Figaro waren kurz vorher geschrieben, mein und meiner Componisten Ruhm ging „zu den Sternen.“ Hinter den großen Flaggen kamen dann die kleinen strumpfbändigen Wimpel daher geflattert, die Righini's und Peticchio's, die meinten das Ding auch machen zu können. Ich war leichtsinnig genug, ihnen gleichfalls Texte zu schreiben. Natürlich fielen wir durch. Aber schon war mein Ansehen so fest

begründet, daß diese Unfälle ohne Spuren vorübergingen. Kaiser Joseph, als er mir nach dem Fiasco der Righini'schen Oper begegnete, redete mich an und sagte nichts weiter als dieses: „Lieber da Ponte, sagte er, ich bedaure den gestrigen Abend, aber lassen Sie sich nicht mehr mit solch armseligen Leuten ein. Schreiben Sie Ihre Opern für die Mozarte, Martini und Salieri." Das war auf einem seiner Morgenspaziergänge um die Bastei. Was geschieht? Kaum trete ich, ein Stündchen darnach, in mein gewohntes Kaffeehaus, kommt Mozart von seinem Prater-Frühritt zurück und sein erstes Wort ist: „Brüderl, ich brauche wieder einen Text! Ich habe Briefe aus Prag seit gestern — die braven Böhmen sind so entzückt von unserm Figaro, daß ich nicht Ruhe und Rast habe, etwas Neues und ganz Außerordentliches für sie zu machen." Um die nächste Straßenecke stoßt mein kleiner Spanier, der Martini, gegen mich und schreit sogleich: „Ein Drama, da Ponte! Der Herr von Lerchenheim sagt mir förmlich die Freundschaft auf, wenn ich nicht bald wieder eine neue Oper setze, und die Frau des spanischen Gesandten meinte gestern Abend: Die Cosa rara ist doch gar zu rar, man wünscht mehr von diesem Gericht, lieber Kapellmeister." Ich komme nach Hause und finde ein Billet von Salieri: „Lieber Freund! Da es nun entschieden ist, daß weder ein Righini noch ein Peticchio unser Repertorium zu bereichern im Stande sind, so wird man mehr als je die alten Lieblinge des Publikums wieder bestürmen. Wir müssen uns rüsten. Hätten Sie vielleicht Ideen zu einem Buch für mich? Ich brenne vor Begierde u. s. w." Da hatt' ich die Namen des Kaisers alle drei zugleich. Das Abenteuer belustigte mich, es gab mir Schwung, ich beschloß, die drei

hungrigen Raben auf einmal zu speisen. Und spornstreichs lief ich zum Kaiser und theilte ihm meinen Entschluß mit. „Sie werden nicht damit zu Stande kommen," antwortete er. „Vielleicht gelingt es mir nicht," erwiederte ich, „aber ich werde es versuchen. Für Mozart habe ich ein prächtiges Sujet in petto, die spanische Sage vom Don Juan und dem steinernen Gast; da kann er groß und schrecklich, zärtlich und hinschmelzend und Alles zugleich sein, wie sein umfassendes Genie es braucht. Für Martini sinn' ich auf ein leichtes angenehmes Spiel, das ihm Gelegenheit geben soll, jene weichen gefälligen Melodien, die ihm so glücklich gelingen, zum Strauß zu binden. Ich werde es den Baum der Diana nennen. Salieri endlich soll einen Azur, König von Ormuzd haben, ein heroisches Stück, kriegerisch und ritterlich, die Liebesscenen französisch galant. Nachts werde ich für Mozart schreiben und mir denken, ich lese die Hölle von Dante; in der Frühstunde für Martini, und meinen, ich studiere den Petrarca, am Abend für Salieri, und mich meines Tasso erinnern." Dem Kaiser gefielen diese Vergleiche und er wünschte mir Glück zu meinen Intentionen. Du aber siehst, meine Liebste, daß ich den Don Juan betreffend zuerst von dem Gesichtspunkte des Dämonischen ausging; wenn mir im Zuge der Arbeit Partien wie Leporello oder Zerline auch nicht mißlangen, so dank ich's dem Glücke, der Unterschied indeß wäre ungeheuer, hätte in jenen Charakteren mein Grundgedanke gelegen."

„Und sogleich fing ich die Arbeit an. Eine Flasche Tokaier zur Rechten, mein Schreibzeug in der Mitte, eine Dose Tabak von Seviglia zur Linken, so schrieb ich gleich am ersten Tage zwölf Stunden in einem Zug. Zu meiner

Bedienung war die Tochter meiner Hausfrau vorhanden, ein sechzehnjähriges Mädchen von munterster Anmuth. Bald brachte sie mir Zwieback, bald eine Tasse Kaffee, bald aber auch nichts als ihr schönes Gesichtchen, das immer voll Heiterkeit, immer voll Lächeln und Zutrauen, ganz geschaffen war, poetische Einfälle zu erwecken. Ich hatte ein silbernes Glöckchen zur Hand, womit ich ihr schellte, wenn ich etwas bedurfte, aber die Wahrheit zu gestehen, ich bedurfte oft nichts, als einen Blick in ihr freundliches Auge. Zuweilen kam sie auch ungerufen, und saß stundenlang auf einem Schemel zu meinen Füßen; sie sah zu mir auf, ich zu ihr nieder, wir lächelten uns an, sprachen oft kaum eine Silbe, und dabei schrieb ich immer fort. Nie habe ich so leicht geschrieben. Am ersten Tage schon waren die zwei ersten Scenen von Don Juan, ebenso die vom Baum der Diana, und fast die ganze Hälfte des ersten Aktes vom Azur fertig. So ging's die folgenden. In weniger als zwei Monaten waren die drei Dramen vollendet. Ich hatte meine Aufgabe gelöst. Das also war meine Zerline und — das war Alles! Die Nähe des schönen Mädchens hat mich gehoben, — kein Zweifel! — aber wehe mir, wenn ich verliebt gewesen wäre!"

„Nun, sie mindestens war es," sagte Nancy. „Aber davon sprichst Du nicht! das macht Dir keine Sorge! Die Arme! Hast Du nicht gehört, was aus ihr geworden ist?"

„Nein, mein Kind. Es ist nur gut, daß sie nicht die Gattin des Dichters geworden ist. Schlechter kann es ihr nirgend mehr gehen, als an dieser Stelle hier."

„Das find' ich nicht. Du machst mich böse, wenn Du so sprichst. Ich bin ganz zufrieden mit dieser Stelle.

Aber siehe, jetzt bist Du mir doch noch eine Liebesgeschichte schuldig. Du hast mir da mehr eine Dichter-Geschichte erzählt."

Lorenzo schlug seine Arme um die junge Gattin und sagte mit erstickten Thränen der Rührung: „Mein liebes Leben! ich sehe wohl, Du willst mich selbst unterhalten, indem Du Unterhaltung verlangst. Der Abend ist lang und wir haben kein Licht — Du bemühst Dich, mir das vergessen zu machen."

Nancy sprang auf und flog zur Thüre hinaus. Im nächsten Augenblicke stand sie mitten im Zimmer — ein brennendes Licht in der Hand.

Lorenzo fuhr mit einem Schrei der Ueberraschung empor.

„Blinder Sterblicher!" donnerte das junge Weibchen, in Haltung und Maske eine Göttin nachahmend, „blinder Sterblicher, wer sagt Dir, wir haben kein Licht?!"

Der Poet ging auf die Rolle ein, warf sich der Göttin zu Füßen, und flehte: „Bewohnerin des himmlischen Lichts, — verzeihe!"

Lachend flogen sich die Gatten hierauf in die Arme, Nancy aber fuhr fort: „So; also Licht hätten wir. Jetzt fehlt nur noch das Souper. Das will ich Dir auch decken. Komm."

Sie holte ein Schachbrett. Sie stellte es mit großer Feierlichkeit in die Mitte des Tisches, auf die eine Seite das Licht, auf die andere ein Glas Wasser. Eben so gemessen setzte sie die Figuren auf, dann präsentirte sie ihrem Gatten einen Stuhl und winkte ihm mit einer königlichen Handbewegung, sich zu setzen.

„Ich denke, eine Partie Schach zum Abendbrod ist

nicht zu verachten. Und damit wir's noch köstlicher haben, so wollen wir um Küsse spielen. Ist's Dir recht? Wenn Du verlierst, so küssest Du mich, und wenn ich verliere, so küsse ich Dich. Gilt's?"

„Das kann man annehmen. Ein delikates Souper, in der That! Aber sage mir, Theure, in welchem Hotel hast Du so kochen gelernt?"

Und die Gatten setzten sich an's Schach und spielten so lang das Lichtstümpchen leuchtete.

Aber als es schon erloschen war, leuchtete noch die liebenswürdige Laune Nancy's, die muntern und zärtlichen Einfälle ihres glücklichen Temperaments in die traurige Nacht der Armuth hinüber. „Pour la bonne bouche!" sagte sie, indem sie ihrem Lorenzo den letzten Kuß auf die Lippen drückte — „aber höre, da hab' ich ein herrliches Finanzprojekt! Man spricht immer vom „Zuckermund;" wie, wenn wir eine Zuckerraffinerie aus Küssen anlegten? Wir könnten reich werden!"

„Zucker!" rief Lorenzo, und sprang aus dem Bette. Er tappte im Finstern zu seinem Rock, der in Ermangelung eines Kleiderschranks am Thürnagel hing. „Was hast Du?" rief Nancy. „Das!" antwortete der Dichter und steckte seinem Weibchen ein Stück Zucker in den Mund. „Ich Glücklicher, den Schatz hätt' ich bald vergessen. Ich nahm ihn vor einigen Tagen von einem Theetische für den Kanarienvogel unsers Schneiders mit. Nun gibt's noch ein Abendbrod für meine Nancy. Ich Glücklicher!"

Und Arm in Arm schlief das zärtlich-genügsame Paar ein.

Das war die Wirthschaft des armen da Ponte in diesen Tagen.

Nachdem er zehn Jahre lang in Wien als kaiserlicher Hofdichter der italienischen Oper gelebt und geglänzt — der Nachfolger eines Metastasio, der siegreiche Nebenbuhler eines Casti — hatten die Kabalen seiner Feinde, der Tod seines kaiserlichen Protektors, die veränderten Theater-Verhältnisse, verbunden vielleicht mit einigen Unbesonnenheiten seines warmen Temperaments, den Halt seines Glückes zertrümmert. Er sah sich gezwungen, Wien zu verlassen. Er war sodann nach Triest gegangen, nach London, nach Amsterdam, den Ort in der Welt suchend, wo sein Talent und seine Erfahrungen zu verwerthen sein mochten. Ueberall kam ihm ein Schein der Hoffnung entgegen, doch nur um ihn sofort wieder zu fliehen, und auch an dem verarmen zu machen, was der letzte Schatz des Armen ist, am Vertrauen. Mit Triest zu beginnen — doch wir wollen den Augenblick abwarten, wo der Dichter seine Schicksale selbst erzählt. Kehren wir in seine Häuslichkeit zurück.

Das Abendbrod, womit wir unsern Helden zu Bette geleitet haben, war zwar unnahrhaft, aber süß. Das Morgenbrod, das ihn beim Erwachen erwartete, sollte mit der vollen Bitterkeit der Armuth auftreten. Denn kaum hatte unser Pärchen die kattunenen Vorhänge seines Vogelbauers zurückgeschlagen und den trüben Dezembertag in die trübste Behausung von Amsterdam eingelassen, so klopfte es an der Thüre, und ein bleiches, skrophulöses Bürschchen von zwölf Jahren, das älteste Kind des Schneiders und Hauseigenthümers, trat ein, mit dem mageren Aermchen ein versiegeltes Papier hinreichend. Beängstigend schlug das Herz des armen Lorenzo bei diesem Anblick — was kann ein Abgesandter des Hausherrn Gutes bringen?

Mit leisem Zittern ergriff er das Blatt, öffnete es, und sein schwindelndes Auge flog über folgende Zeilen:

„Mein lieber Herr da Ponte! Ich sehe nur zu gut ein, daß Sie keine Schuld an Ihrem gegenwärtigen Unglücke tragen und halte Sie für einen Ehrenmann; aber dieses ist mir unzureichend, um meine Kinder damit zu ernähren. Sie haben mir den Miethzins von der ersten Woche nicht bezahlen können, wie viel weniger wird es bei der zweiten geschehen können, welche heute begonnen hat. Ich will mich gerne wegen der vergangenen gedulden, aber meine eigene große Armuth erlaubt mir nicht, auch für die Zukunft die nämliche Nachsicht zu üben. Seien Sie also so gefällig, sich eine andere Wohnung zu suchen, und Gott segne Sie und stehe Ihnen und mir bei."

Wie der arme Poet bei dieser Botschaft auf's Kanapee sank, sein Gesicht in die Hände verbergend, wie selbst das junge, bildschöne Weibchen erbleichte und mit bestürzten Blicken den gebrochenen Muth ihrer jugendlich-kräftigen Seele verrieth, das hat auf das kleine skrophulöse Bürschchen einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er es noch spät seiner Frau, unserer Häringshändlerin, erzählen konnte, welche es mit Thränen im Auge immer wieder erzählte.

Nach dem ersten Augenblicke des Schreckens erhob sich der Dichter und sagte zu dem Knaben, der noch immer in der Thüre stand und verlegen zusah: „Ich lasse den Vater grüßen, und ich werde gleich selbst hinabkommen." Der Knabe ging.

Ohne ein Wort zu sprechen, aber wie auf Verabredung, fingen die beiden Gatten, als der Kleine den Rücken gekehrt hatte, jedes für sich eine Haussuchung an. Mechanisch öffnete Lorenzo die kleinen Fächer und Schieber,

die nach dem Möbel-Geschmack der damaligen Zeit in unendlicher Anzahl an seinem Sekretär vorhanden waren; eben so unwillkürlich trat Nancy an ihre Kommode und zog die einzelnen Schubläden heraus. Diese zwei Möbel standen an zwei einander entgegenstehenden Wänden und die Gatten waren mit den Rücken sich zugekehrt. Verstohlen aber blickte Eins nach dem Andern über seine Schultern hinweg und fast gleichzeitig traten sie streitend einander an.

„Liebe Nancy, bei Allem was mir lieb ist," fing Lorenzo an, „leg' diese Sachen wieder an ihren Ort."

„Welche Sachen?" fragte Nancy unschuldig aber schelmisch zugleich, indem sie sich in allerlei künstliche Stellungen schraubte.

„Die Du da unter der Schürze verbirgst. Deine Brauthaube, Deinen Spitzenkragen, Deine Manchetten, Deinen Fächer."

„Wenn Du so streng bist, so laß aber auch das Cachet zurück, das Du so flink in den Aermel geschmuggelt hast. Es ist ein Mozart'sches Andenken, es ist Dir heilig, ich weiß es."

„Es muß endlich auch d'ran, was hilft das Alles. Es bleibt mir keine Wahl."

„Ei, könntest Du nicht für die Tula-Dose, mit Steinen eingelegt, ein paar Florins kriegen?"

„Für die Tula-Dose? Die Du mir in Triest geschenkt hast? Lieber betteln, als daß ich sie verkaufe!"

„Also, suchen wir weiter!"

Aber das Suchen war bald zu Ende. Was die Schränke, die Schubladen, die geheimen und öffentlichen Fächer hergeben konnten, hatten sie längst gethan, und über

die wenigen Reste gerieth unser Pärchen wiederholt in Streit. Nicht gewohnt, einander Gewalt zu thun, gaben sie nach kurzem Wortwechsel nach, und die Sachen blieben unberührt.

Nachdenklich blickte Nancy im Zimmer herum.

„Da hängt der Abschied des Calas, der uns gehört. Was ist der Kupferstich werth?“

„Nichts. Ja wenn's der Schwur im Ballhaus wäre!“

Jetzt ließ Nancy ihr Köpfchen hängen. Ihre Augen füllten sich mit Wasser. „Daß ich aber auch gar nichts gelernt habe!“ seufzte sie kleinlaut. „Ich fühle, wie ich einem Manne zur Last sein muß. Wenn ich klöppeln könnte! oder Blumen machen! oder Porzellan malen!“

„Frau, mache mich nicht toll!“ rief Lorenzo; „ich höre den Goldfasan sagen: wenn ich Hahnenfedern hätte!“ Und hurtig griff er nach Hut und Stock und that sein Aeußerstes, indem er mit Zuversicht ausrief: „Es muß ja doch Jemanden geben in Amsterdam, der mir noch borgt. Sei nur ruhig, Kind.“ Aber weniger war das sein eigener Glaube, als er die Selbstanklagen, die Nancy erhoben hatte, kurzweg durchschneiden wollte. So flog er aus dem Hause.

Kopfschüttelnd sah Nancy ihm nach. Sie wußte, daß er doch Niemanden ansprechen würde. Sie war unzählige Male Zeuge gewesen, daß ihr Mann seine Börse getheilt, auch die beschränkteste; im Borgen von Andern aber war er kein Held. So hatte sich die Zuversicht, die er zur Schau trug, ihr keineswegs mitgetheilt.

Nachdenkend saß sie am Fenster, in verzweifelten Umständen, nur nachdenkend. Zum Verzweifeln war sie zu jung, zu heiter und — zu sehr Weib, d. h. von praktischer

Sinnesart. In der Regel scherzte sie über das Unglück, es war schon viel, daß sie jetzt darüber nachdachte. Was? können wir nicht errathen. Aber ihre Miene ist ungemein ruhig; ihr Auge blickt so klar und selbstthätig vor sich hin — wir würden uns nicht verwundern, wenn sie ihrem Einfalle nachhinge, klöppeln zu lernen. Das ist der Punkt, wo die Gattin des Dichters sich ein Weib wie ein anderes fühlt. Und das Weib wird nicht leicht ohne alle Fassung im Unglücke sein, denn der Gedanke liegt ihr sofort näher: zu arbeiten, zu dienen.

Indem sie so saß und sann, hörte sie klopfen. Munter sprang sie empor, denn sie kannte den Mann und die Art seines Klopfens. Er pflegte ihr immerdar Spaß zu machen, dieser Mann; ohne herein! zu rufen, ging sie daher selbst und öffnete ihm die Thüre.

Der Eintretende war ein merkwürdiger Kauz. Sein Kopf, der fast nur aus einer starken, martialischen Schnabelnase bestand, war ein dürrer, verwitterter Knochen, in welchem aber ein paar überaus unschuldige, blaue Knabenäuglein saßen. Er war groß gewachsen, aber mit nichten kräftig, seine Schultern waren schmal und schmächtig wie eines Mädchens, und stark nach vorne abfallend. Er trug das Haar nach dem Nacken gestrichen, und in ein kahles Zöpfchen geknüpft, gepudert war es schon längst nicht mehr. Seine Gebärdung zeigte ihn linkisch und verkehrt in allen Bewegungen, und sein Costüm stand in lächerlichster Uebereinstimmung damit. Er trug einen pfirsichfarbenen Rock von Plüsch wie ein Kandidat, eine alte Staatsweste von schwarzem Sammt mit gestickten Schößen wie ein Bürgermeister, und hohe Reiterstiefel wie ein Cornet. Die Reiterstiefel aber dienten ihm als Wasserstiefeln, und er trug

sie — das müssen wir zu seiner näheren Charakteristik sagen — in seinem Beruf. Herr van der Vaerst befliß sich nämlich als Naturforscher einer unermüdlichen Jagd in Sümpfen und nassen und thauigen Gründen aller Art. Seine Spezialität waren Insekten und Muscheln. In einigen Gattungen derselben hatte er es wirklich zu einem wissenschaftlichen Verdienste gebracht, ja es gab einen Augenblick in seinem Leben, wo er in die Gesellschaft Felix meritis wäre aufgenommen worden, wenn er einen neuen Rock gehabt hätte. Um kurz zu sein, Herr van der Vaerst war Schlemihl, Pedant, Gemüthsmensch, Junggeselle — und die beiden Letzteren in ausgezeichneter Weise.

Er bedauerte, den Herrn Doktor schon so früh am Morgen nicht mehr zu finden, und unterhielt die junge Frau, bis er zurückkäme, einstweilen mit der Naturgeschichte des Schiffsbohrwurms — teredo navalis — worauf er dann bald auf die glänzendste That seines Lebens, die Anatomie der Weidenraupe, Cossus ligniperda, zu sprechen kam, deren dritthalbtausend Muskeln vor allen Naturforschern er zuerst gezählt. Die junge Frau hörte ihm liebevoll zu, denn der wunderliche Mann sprach mit Augen voll Seligkeit über sein Thema, und ein gewisses Genre idealer Pedanten hat von jeher Sympathie bei den Frauen gefunden. Indeß hat ein solcher Besuch um acht Uhr Morgens in einer Behausung, deren Empfang- und Schlafzimmer ein einziges ist, doch manche Unbequemlichkeit für die Dame des Hauses; auch fühlte sich die junge Vermählte schon über die Verletzung des äußeren Anstandes verlegen. Sie faßte sich endlich ein Herz, und da sie ihren Gatten einmal hatte sagen hören, van der Vaerst lasse sich wie ein Kind über Alles belehren, was er nicht

so gut wie Spinnen und Schnecken verstünde, so sagte sie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit: „Lieber Herr van der Vaerst, ich fürchte, es wird sich auf die Länge nicht schicken, daß ich mit einem fremden Mann allein verweile.“ Herr van der Vaerst sah ihr arglos in's Auge, nahm aber das Gesagte auf Treue und Glauben an. „So werde ich drunten beim Schneider warten,“ entgegnete er ruhig und ging musterhaft zur Thüre hinaus.

Im nächsten Augenblick erschrack Nancy, daß der Schneider zum Hausfreund nun wegen des Miethzinses sich verplaudern könne, und obwohl der brave Pedant ihre Armuth kannte, auch gar nicht begriff, daß man sich irgend etwas daraus machen könne, so war ihr diese Möglichkeit doch allzu peinlich. Schnell sprang sie daher dem Verabschiedeten nach, aber sie erreichte ihn nicht mehr. Denn bei der Niedrigkeit des Hauses und der Länge seiner Beine hatte er kaum die oberste der Stufen betreten, als er auch schon unten bei der letzten ankam. Ja, es schien der bestürzten Frau, als habe ihn der Schneider unter seiner Thüre erwartet, und von selbst zu sich eingeladen; so schnell war er im ersten Gestocke verschwunden.

Und allerdings verhielt es sich so.

Der arme Schneider inclinirte von Natur nicht eigentlich zur Hypochondrie, er litt nur etwas viel an Gemüthsbeängstigung. Als er daher den raschen Dichter, bald nach Empfang seines Billets, so schnell über seine Treppe stürzen gehört, da überfielen ihn böse Gedanken. „Wohin stürmt er so desperat?“ fragte er sich tausendmal. Die Frage würgte ihn, wie eine verschluckte Gräte, er konnte sie nicht in die Richte bringen. Wiederholt überhörte er sein Söhnchen, wie der Poet „das Geschriebene“ auf-

genommen, aber das Söhnchen übertrieb sogar noch mit der Phantasie eines Kindes. In diesem Zustande schwebte der arme Schneider, als Herr van der Vaerst seine Thüre passirte. Er faßte sogleich seinen Mann, den er seit Langem kannte, und fuhr mit der Frage heraus: „Was hat denn der Wisch für ein Unheil gestiftet da oben? Reden Sie, Herr Präceptor! wo ist der Poeta? was macht seine Frau? ich bin in einer Angst — einer Angst — treten Sie ein; der Teufel hat mich geritten!"

Herr van der Vaerst riß die Augen auf und nahm seine weiten Nasenflügel zu Hilfe, mit denen er in die Worte hineinschnupperte wie ein Pferd in die Luft.

Der Schneider erklärte ihm Alles.

Herr van der Vaerst fing im Zuhören unwillkürlich an, mit seinen breiten Händen in allen Taschen herumzuschwimmen, die er an seinem Leibe vorfand. Verdrießlich fuhr er mit einem Schneckenhäuschen aus der rechten Westentasche — „Quark!" brummte er, „die Schwimmschnecke, Nerita, da, Jan, spiel damit — aber —" und gleich zog er aus der linken Hosentasche eine andre Conchilie hervor; „das Otternköpfchen, Moneta, Himmel Donner! wird in Afrika und Ostindien als Scheidemünze gebraucht, — verflucht! — nimm sie, Jan, eine Million gilt zweihundert Gulden, aber —"

„Was suchen Sie, Herr Präceptor? vermissen Sie etwas?" fragte der Schneider nicht ohne die Unruhe, die ihm so leicht zu Gebote stand.

Herr van der Vaerst hatte zuletzt nichts als sein Taschentuch gefunden, mit dem er sich jetzt über die Augen fuhr. „Das hätte ich nicht gedacht!" murmelte er unwirsch, „das hätte ich nicht gedacht."

„Ja, es ist traurig,“ sagte der Schneider. „Ich glaube, sie haben oft nichts Warmes zu Mittag, das Herz könnt’ Einem brechen. Mich geht’s nichts an, in der Welt nichts, aber warum muß der Mann eine so junge Frau haben? fragt’ ich mich oft. Allein schlüg’ er sich leichter durch. Eine so junge Frau! sie könnt’ seine Tochter sein! Was ein Jammer! was ein Jammer! Und am Ende — wer weiß — ich will nichts sagen — es gibt Verhältnisse — das junge Blut! Sie kennen wohl die Verhältnisse, Herr Präceptor?“

„Oft nichts Warmes zu Mittag!“ wiederholte Herr van der Vaerst tonlos.

In diesem Augenblicke hörte man Schritte über die Treppe nach aufwärts.

„Er ist’s! er ist’s!“ jubelte der Schneider, „dem Himmel sei Dank, da kommt er wieder! es ist Herr da Ponte, ich kenne seinen Auftritt. Mag ihm der Morgenspaziergang wohl bekommen haben! Gerechter Gott, wenn man die Leute nicht kennt — diese Angst, diese Sorge! Sie kennen wohl die Verhältnisse, Herr Präceptor?“

Aber Herr van der Vaerst hatte lautlos den Hut aufgesetzt und war die Treppe hinabgestiegen. „Oft nichts Warmes zu Mittag!“ murmelte er.

„Hinauf, hinauf!“ rief ihm der Schneider nach, „er ist ja da, Herr Präceptor, er ist ja gekommen.“

Aber Herr van der Vaerst ließ sich nicht irre machen und stieg hinab. Der Schneider sah ihm noch aus dem Fenster nach und sah ihn wie toll über den Gracht rennen.

Da Ponte war zurückgekommen. Mit offenen Armen flog ihm Nancy entgegen. Es war ein Empfang voll Liebe, jener Liebe, welche weiß, daß sie nichts hat, als sich

selbst, daß sie für Alles steht, was das Schicksal versagt hat. Aus innerster Tiefe freuten die Gatten sich ihres Anblicks.

Aber Nancy hatte nicht den Muth, eine Frage zu thun. Lorenzo sah nicht aus wie eine glückliche Antwort.

„Ich bringe nichts,“ sagte er endlich von selbst. „Ich soll wieder kommen. Das gewöhnliche Orakel in solchen Fällen!“

„Glaubst Du an Zeichen?“ fragte Nancy.

„An Zeichen? Je nachdem sie sind. Wie so?“

„Gleich nachdem Du fort warst, als ich das Fenster öffnete, um die frische Morgenluft einzulassen, hört' ich zwei Hebräer über die Straße sich anrufen: In zwei Stunden werden wir reich sein! Es war das erste Wort, das mir der Tag zutrug.“

„Vortrefflich!“ rief Lorenzo, „dann schießen wir unser Kapital zusammen. Auch ich erinnere mich jetzt eines Zeichens. Mein erstes Begegniß, als ich aus dem Hause trat, war ein junges Mädchen, welches zur Schule ging.“

Und die Gatten beglückwünschten sich, wie zu Schätzen. Jedes stellte sich, als ob es das Zeichen des Andern glaubte, und Jedes hatte das seinige — das muß noch hinzugesetzt werden — erfunden.

Nancy erzählte von dem Besuche van der Vaerst's. Er schien sich bei dem Schneider gelangweilt zu haben und wieder fortgegangen zu sein, sie bedauerte es und bat um Entschuldigung.

„Diesen Sonderling,“ sagte Lorenzo, „hat uns der Himmel zu wahrem Trost geschickt. Er ist eine Art Offenbarung, wie man die Armuth ertragen soll. Was mich betrifft, ich habe Tage des Glücks genossen und nur das

Einzige bedaure ich, daß Du sie nicht mitgenossen hast. Van der Vaerst aber ist immer arm gewesen. Aus den Täfelchen seiner Schulbanknachbarn hat er das ABC gelernt, und mit Freitischen hat er ausstudirt. Hierauf fing seine erste Liebe an — es war eine Blattwanze. Aber das kleine Ding hatte eine große Familie, und bald war mein guter Van der Vaerst der Don Juan aller Fliegen, Bremsen, Wespen, Käfer, Würmer, kurz der ganzen Insektenwelt, wozu später noch die Schalthiere kamen. Daneben lebte er kümmerlich von Stundengeben, aber es that ihm weh, im schönsten Sonnenschein seine Zeit bei Kindern zu versäumen, wenn alle Wiesen und Sümpfe von Myriceen wimmelten. So entstand nach und nach der erste und einzige Wunsch seines Lebens — ein Erwerb in den Abendstunden. Als ich nun vor einigen Monaten die Aussicht hatte, eine große italienische Oper im Haag zu gründen, da stellte er sich mir mit dem glücklichen Gedanken vor, Logenschließer oder Billeteur zu werden. Die Freundlichkeit, womit ich ihn aufnahm, gewann mir sein Herz, und obschon nach wenigen Tagen jene Aussicht zu nichte wurde, so bleibt er mir, ich bin überzeugt, bis zum letzten Athemzuge anhänglich dafür. Und doch hat er die Freundlichkeit, die ich ihm zeigte, nur sich selbst zu verdanken. Der Mann übte einen eigenen Zauber auf mich. Ich sah auf den ersten Blick auf den Grund seiner schönen Seele. Denn die hat er, das Wort ist nicht zu kostbar. Ich bin mit Fürsten und Grafen umgegangen, und habe sie in Neid und Eifersucht einander aufreiben sehen. Van der Vaerst hat nichts, aber er gönnt Allen Alles. Er lebt in niedrigster Armuth, aber die Armuth hat ihn nicht erniedrigt. Er sucht eine Domestikenstelle bei mir, aber er

geht mit mir um wie ein Cavalier mit dem Andern. Er bekommt diese Stelle nicht, aber er fährt fort, mir seine uneigennützige Freundschaft zu schenken. Es ist bei aller Kleinheit seines Treibens nichts Kleinliches in ihm. Seine Seele ist ein wahres Ebenbild Gottes: er ist groß und frei wie der Schöpfer — der Ameisen!"

„Das trau' ich ihm selbst zu," sagte Nancy, „aber Du freilich hast die Worte dafür. Wie wär's, Lorenzo, wenn Du Dich hinsetztest und gleich sein Charakterbild für Deine Memoiren entwürfest? Du scheinst in der rechten Stimmung dafür."

Lorenzo mußte sich nach dem traurigen Anfange des Morgens zerstreuen, und das war allerdings die Stimmung zum Schreiben. Ein Motiv wenigstens war's. Die Gatten verstanden sich mit dem feinsten Zartgefühle auf solche Winke, und Lorenzo setzte sich hin und schrieb.

Nancy, am andern Fenster, griff zu einer Näharbeit.

Das dauerte ein oder zwei Stündchen, während die kurze Dezembersonne rasch zu der Höhe vorschritt, die als Panstunde so unheimlich, als Mittagsstunde aber so traulich ist.

In der Wirthschaft des armen Lorenzo war sie nur — Panstunde!

Um diese Zeit legte Nancy ihre Linnen in den Schooß und neigte sich gegen das Kanapee.

Bestürzt fuhr Lorenzo empor. „Himmel, was fehlt Dir, mein Kind?" rief er, herzueilend.

„Nichts, bester Mann, ich will nur ein wenig schlummern."

Aber der arme Poet empfand an seinem eigenen Hunger, was dieses Schlummern-Wollen bedeuten sollte.

Er griff an sein Herz, er biß in die Lippen. „Schlummere, mein Kind," sagte er, „aber erlaube, daß ich die Wohnung abschließe, und Dich allein lasse. Ich glaube, ich werde jetzt rechtzeitig kommen, wo ich zuvor Geld haben sollte." Dabei deckte er mit seinem Rücken den Sekretär, und griff verstohlen hinter sich nach dem Mozart'schen Cachet.

In diesem Augenblicke schoß ein Sonnenstrahl durch die Nebeldecke des Himmels, und in der Tiefe der Stube flog die Thüre auf. Es war Herr van der Vaerst, der hereintrat, oder besser hereinstürmte.

Aber wie sah der Mann aus? Er glich weniger einem Naturforscher als einem Marktknechte, der vom Einkaufe kommt. Er trug ein an den vier Zipfeln zusammengeknüpftes Tuch in der Hand, mit welchem er etwas linkisch dem Tische zustolperte, auf dessen Fläche er es auseinanderknüpfte. Da kamen Brod, Butter, Käse, Eier, geräucherte Häringe, ja selbst ein Fläschchen Portwein zum Vorscheine. Alle diese Dinge legte Herr van der Vaerst auf dem Tische aus, dazu hatte er unterwegs eine Rede voll zartfühlender Wendungen einstudirt, diese wollte sich aber nicht so leicht auseinander knüpfen lassen.

Der Dichter und seine Frau sahen sich an wie im Traume. Herr van der Vaerst aber, es kann nicht verschwiegen werden, machte zu seiner schönen That ein etwas einfältiges Gesicht. Von seiner inwendigen schönen Rede wollte noch immer nichts laut werden.

Lorenzo endlich faßte sich zuerst. „Liebe Frau," sagte er, „ich glaube, wir brauchen uns dieser Darbietung nicht zu schämen. Es kommt ohne Zweifel die Zeit, wo wir sie dem wackern Herrn van der Vaerst werden vergelten

können, in diesem Augenblicke aber ist sie am Platze. Herr van der Vaerst, wir danken Ihnen."

Der arme Poet hatte sich beeilen müssen, mit diesen Worten zu Ende zu kommen, denn die Rührung brach seine Stimme. Er reichte dem Freunde die Hand, die dieser seelenfroh drückte, seelenfroh, daß nun doch Einer geredet hatte, und der keusche Zauber des Augenblicks in Worten befreit war.

Nun ging Alles schwungvoll. Man überließ sich dem Vergnügen, der Vertraulichkeit. Man sprach sich aus, man lachte und scherzte, man erzählte sich tausend Geschichtchen von zufälligen Bedrängnissen und zufälligen Erlösungen. Der gute Pedant besonders war reich an Studenten-Anekdoten, die sich um die ergötzlichsten Variationen des Hunger-Thema's drehten; die kleine Nancy, welche bereits in der Küche wirthschaftete, sah sich genöthigt, die Thüre offen zu halten, um von den schnurrigen Abenteuern nichts einzubüßen, was, nebenbei bemerkt, zugleich der Temperatur des Zimmers zu Gute kam, welches vom Herdfeuer aus erwärmt wurde.

Bald war der Tisch gedeckt! Welch' ein fürstliches Mahl! Welch' harmlose Unterhaltung der Armen über die Armuth! Die drei glücklichen Menschen saßen an ihrer Tafel wie in einer Theater-Loge, und was Herr van der Vaerst von den Hungergeschichten der Freitische erzählte, ließ man sich behagen, als ob es ein Gedicht und die handelnde Person ein wohlbezahlter Schauspieler wäre.

Wie schnell das Alles gekommen war! Unsern Helden, nun sie sich erst gesättigt hatten, schien es gar nicht, als hätten sie je gehungert. Es kam ihnen vor wie eine Art böswillige Imagination, was sie so eben gefühlt und geduldet.

Und nun erst der Wein! Wie viel Zauber enthielt doch die Welt, da sie solche Tropfen enthielt! Hatte man eine Ahnung davon? Entdeckte man nicht erst jetzt, daß ein Kleinod in der Natur vorhanden war, Wein genannt? Die Gatten lächelten sich an wie Kinder, sie kamen sich wie verwandelt vor. Diese Süßigkeit, dieser Wohlgeschmack, dies angenehme Feuer, dies leichte Gefühl! Ah, wie schön war das Leben, welche Genüsse konnte es haben! Selbst da Ponte fühlte so, da Ponte, der bei vollem Tokaierglase das unsterbliche Lied gedichtet hatte:

Fin ch'han dal vino
Calda la testa . . . *)

So im Engen und Kurzem lebt der Mensch und alles schon Dagewesene wird nach kurzer Frist wieder neu. Es gibt eigentlich kein Alter, eine ewige Jugend ist der gegenwärtige Augenblick!

Da Ponte erzählte nun seinerseits Geschichten seines Lebens. Er war ganz Italiener in diesem Augenblicke. Ganz Laune, Feuer, Jugend, Beredsamkeit. Er erzählte, wovon er mit Vorliebe sprach, von seinem Wiener Aufenthalt, von seiner Stellung als kaiserlicher Hofdichter. Wie brauste da der Champagner, wie rollten die Dukaten, wie flogen die Geschenke vornehmer Damen und Herren, wie glänzten die kaiserlichen Audienzen! Nancy war wie im Himmel. Sie kannte diese Geschichten fast alle, Eine hatte sie nur erst gestern Abend gehört. Aber dürfen wir es ihr nicht zu Gute halten, wenn sie mit besonderem Stolze die Genugthuung vor dem Fremden empfand, vor

*) Die bekannte Champagner-Arie Don Juans.

dem sie ja auch die Demüthigung ihrer Armuth als Hausfrau gewiß doppelt empfunden?

Da Ponte dagegen kam bald zum entgegengesetzten Gefühl. Er hätte geglaubt zu prahlen und die Schwäche zu verrathen, mit dem Glanz der Vergangenheit das Elend des Augenblicks zu verläugnen, wenn er nach so viel Licht die Schatten verschwiegen hätte. Er drang daher mit dem ehrlichsten Eifer in van der Vaerst, seinen Besuch zu verlängern, „denn da wir heute einmal," fuhr er fort, „bekannter als je mit einander wurden, so möchte ich Ihnen auch in gleichem Zuge erzählen, wie es mir weiter ging, seit meinem Auszug aus dem unvergeßlichen Wien."

Der brave van der Vaerst mochte sich selbst behaglich fühlen in einer Lage, wo er Gast und Wirth zugleich war, denn obwohl er schon öfter zur Uhr geblickt und wahrscheinlich eine bezahlte Stunde zu versäumen hatte, so waren ihm die Einladungen des liebenswürdigen Dichters doch ein willkommener Grund, diese Stätte glücklicher Armuth so bald nicht zu verlassen. Er blieb. Da Ponte sah ihn mit Freuden verweilen und fuhr in seinen Erzählungen fort:

„Meine zahlreichen Feinde und Neider, welche schon den Kaiser Joseph mit ihren Intriguen gegen mich belästigt hatten (einen Monarchen, dessen Gnade ich doch so offenkundig genoß), schöpften die dreistesten Hoffnungen bei dem neuen Regierungsantritt. Und leider gelang ihnen ihr Spiel. Kaiser Leopold ließ sich gegen mich einnehmen und ich erhielt meinen Abschied."

„Aber ich bin bei einer gerechten Sache kein mattherziger Gegner. Ich wußte mein Gewissen rein, und meine Dienste sind wenigstens von Andern nicht über-

troffen worden. Ich hatte elf Jahre in Wien gelebt und gewirkt. Ich hatte der Stadt und dem Hof unzählige Theaterabende gewürzt, hatte den ersten Tonkünstlern des Jahrhunderts die schwesterliche Hilfe der Poesie geliehen, und wer sich an einem Mozart erfreut, ist einem da Ponte verpflichtet. Ich hatte ein Recht, zu stehen wo ich stand. Wer mich vertrieb, war im Unrechte, das fühlte ich, und dieses Gefühl gab mir Muth."

„Ich drang bis an die Stufen des neuen Thrones vor. Ich warf mich dem Kaiser Leopold zu Füßen, und ruhte nicht, bis ich einem Auge, das der Gerechtigkeit offen stand, Schuld und Unschuld in's schärfste Licht gestellt. Der Kaiser ward überzeugt und entließ mich mit den nachdrücklichsten Verheißungen meiner Wiederanstellung. Sie ist niemals erfolgt."

„Die Audienz, von der ich spreche, hatte in Triest Statt, wo sich der Kaiser damals befand. Indem ich die Erfüllung des kaiserlichen Wortes abwartete, was mit der gebührenden Zurückhaltung zu geschehen hatte, vergingen peinliche Monate. Meine Mittel erschöpften sich."

„Zwar hatte ich Wien nicht als Bettler verlassen, schon die vielen Pretiosen waren von Werth, die sich als Ehrengeschenke in meinen Händen gehäuft hatten. Dafür war ich aber auch seit elf Jahren gewohnt, einen siebzigjährigen Vater und zehn Geschwister zu unterstützen, auch sonst meine Börse für Jedermann offen zu halten. Kurz, meine Reichthümer schmolzen schnell dahin. Schon sah ich mich dahin gebracht, meine Garderobe anzugreifen, und als auch diese zur Neige ging, die Hilfe von Fremden anzunehmen. Diese Operation machte mich unendlich reich — an Erfahrungen, trug mir aber keinen Deut von Allen

ein, die ich für meine Freunde gehalten. Tempora si fuerint nubila solus eris! sagt der Dichter."

„Der Armuth noch ungewohnt, könnte ich sagen, ich habe damals die unglücklichsten Tage meines Lebens durchgekostet, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das sie zu meinen glücklichsten machte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieses segensvolle Ereigniß erzähle."

Bei diesen Worten stand Nancy vom Tische auf und entfernte sich mit dem Tischzeug in die Küche, um es rein zu spülen. Da Ponte sah ihr mit einem Blicke voll unaussprechlicher Zärtlichkeit nach, und fuhr dann, gegen van der Vaerst gewendet, fort:

„Es begab sich um jene Zeit, daß ich einer jungen Engländerin vorgestellt wurde, der Tochter eines reichen Kaufmannes, der kurz zuvor in Triest angekommen war. Man sagte allgemein von ihr, daß sie nicht nur sehr schön von Person sei, sondern lobte auch die Grazie ihres Benehmens, ihr sanftes Herz, ihren muntern Geist. Sie trug, als sie mir vorgestellt wurde, einen schwarzen Schleier, der über ihr Gesicht geschlagen war, so daß ich in jenem ersten Momente des Anblicks einer Schönheit, nach der ich doch so begierig war, noch nicht theilhaftig wurde. Zu ungeduldig gegenüber dem schönen Geschlechte, näherte ich mich dem jungen Mädchen mit einiger Dreistigkeit und sagte: Mein Fräulein, die Art, wie Sie Ihren Schleier tragen, ist nicht mehr modern. Sie schien meine Gedanken nicht zu errathen, denn eine Stimme, wie ein Glöcklein so rein, fragte mich alsbald auf's unbefangenste: Welche ist's denn? Diese! antwortete ich, hob den Schleier an einem Zipfel und schlug ihn leicht über das Gesicht zurück. Das junge Mädchen schien meine Freiheit übel

zu nehmen, denn sie verließ wenige Augenblicke nachher das Zimmer. Ich aber hatte in ein Antlitz gesehen voll süßester Lieblichkeit, voll Adel und Unschuld der Jugend."

„Dies war mein erstes Zusammentreffen mit Nancy, meinem Weibe. Das Mädchen hielt sich bei Verwandten auf, zu welchen sie ihr Vater einige Jahre vor seiner eigenen Ankunft gegeben hatte, aus Gesundheits-Rücksichten, wie ich glaube. Glücklicherweise war ich mit diesen Verwandten ziemlich bekannt, und die Gelegenheiten, Nancy zu sehen, wiederholten sich. So oft ich dem holden Geschöpfe aber begegnete, empfand ich den Reiz ihres ersten Eindrucks frisch und ungeschwächt. Auch sie bezeugte mir keinen Widerwillen, mein Schleierfrevel schien gnädig vergessen."

„Meine Neigung zu dem jungen Geschöpfe aber war weit entfernt von persönlichem Interesse. Ich hatte oft geliebt, war oft getäuscht worden, und hielt meine Zeit zwischen Erfahrungen aller Art für vorüber. Ich erfreute mich ihrer wie ein Vater, oder ein älterer Bruder. Ja, so weit ging diese Anspruchlosigkeit, daß sogar ich es war, der eine and're Partie für sie auf die Bahn brachte. Ich hatte in Wien einen Freund und Landsmann, einen jungen Kaufmann von guten Mitteln, welchen ich oft hatte schwören gehört, daß er nur eine Engländerin heirathen werde, denn er hatte von einem Aufenthalt in England, der aus Familiengründen unterbrochen worden, eine ungemeine Vorliebe für jenes Volk gefaßt. Dieser Mensch fiel mir jetzt ein. Ich stellte Nancy im Geiste mit ihm zusammen und — das Pärchen paßte. Ich sprach mit Nancy und ihren Eltern von meiner Idee, ich schilderte dem Freunde dagegen meinen Triester-Fund und betrachtete

mich schon als glücklichen Heirathsstifter. So wurde mein Verhältniß mit Nancy das eines Hausfreundes, ich ging, bis die Wiener Antwort kam, fleißig aus und ein bei ihr, half ihr im Deutschen vorwärts und machte sie mit den Wiener Ortsverhältnissen bekannt, was bei der eigenthümlichen Färbung des dortigen Volkslebens zu vielen drolligen Scherzen führte. So kam der Tag der Wiener Antwort. Der Freund schrieb: Liebster da Ponte! Die Jungfrau, die Du mir schilderst, entspricht allen Forderungen eines weiblichen Ideals, und ich danke Dir innigst für Deine Freundschaft. Da der Vater aber, wie Du sagst, reich sein soll, so wünschte ich gleichzeitig zu hören, welches Heirathsgut er dem Mädchen zu geben gesonnen ist, damit nicht etwa anderwärtige Erben verkürzt würden, oder — Schon gut! fiel bei dieser Stelle Nancy's Vater ein. Der Mensch möchte meine Guineen heirathen und verblümt es sehr schlecht. Er stand einen Augenblick still, machte dann zwei bis drei Gänge durch's Zimmer, hierauf trat er mich plötzlich an und sagte: „Wissen Sie was, Herr da Ponte? Ihnen selbst geb' ich das Mädchen. Ihre Uneigennützigkeit haben Sie glänzend bewährt, und wenn Sie das Kind als ein Ideal schildern, so scheint es Ihnen auch an Empfindung nicht zu fehlen. Wollen Sie?" Ich stand wie von Sinnen. Ich blickte den Mann an, ich blickte im Kreise umher, ich sah auf Nancy — ihr schönes Erröthen und ihr züchtig gesenktes Auge voll liebevoller Bescheidenheit fiel wie ein Strahl in meine Nacht. Ich entdeckte, was ich bisher zu entdecken nicht eitel genug war. Was soll ich sagen? Vergessen waren meine zweiundvierzig Jahre, vergessen, daß ich nur fünf Francs in der Tasche hatte, daß meine ganze Existenz nur an einem Versprechen

schwebte — ich breitete meine Arme aus, und ein Herz lag an meinem, in dem sich der Himmel auf Erden abspiegelte!“

Der Dichter hielt inne, voll seines großen Gefühls, das er mit schweigender Andacht zu bewältigen suchte. Nach einer Pause erzählte er weiter:

„Aber als hätte ich mich versündigt, nach dieser Göttergabe zu greifen, brach jetzt das Unglück Schlag auf Schlag herein über mich. Mein Leben ist von da an nichts als ein Rückzug, ja eine wilde Flucht. Jeder Tritt ein Straucheln, jede Hoffnung eine Täuschung. Drei Wochen nach meiner Vermählung verlor mein Schwiegervater sein ganzes Vermögen bei dem Sturz zweier großer englischer Häuser. Bei dieser Katastrophe war es mir doppelt peinlich, in meiner Blöße dazustehen, und Brief an Brief bestürmte ich meine Freunde in Wien, die kaiserliche Erinnerung an mich wach zu halten. Vergebens! Aller Trost, den ich erhielt, war der stets wiederholte Refrain: Deine Stunde ist noch nicht gekommen. Zuletzt konnte ich die Spannung meiner Lage nicht länger ertragen, ich raffte mich auf und ging persönlich nach Wien. Meine junge Gattin begleitete mich. Die Reise begann mit einem verhängnißvollen Omen. Kaum waren die Thränen meiner Nancy über den Abschied vom Vaterhause getrocknet, so begegnete uns folgendes Unglück. Auf einem rauhen Berg in der Gegend von Laibach wollten wir den Postpferden, die zu erliegen drohten, einige Erleichterung gönnen und gingen zu Fuß voraus. Es war um die Abenddämmerung, und kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen wir mit Schießgewehren bewaffnete Männer im Dunkeln auf uns zukommen. Bei diesem Anblick fing

meine Nancy zu zagen an und eiligst steckte sie mir ein Beutelchen mit Geld zu, welches ihr beim Abschied die Mutter gegeben hatte, da die vortreffliche Frau den Zustand meiner Börse wohl ahnte, aber zu zartfühlend war, mich direkt zu unterstützen. Ich schob das Beutelchen zwischen die Weste und mein Hemd, in der Meinung, es unter's Hemd geschoben zu haben, denn meine größere Aufmerksamkeit war auf die herannahenden Männer und auf die Beschwichtigung meiner Nancy gerichtet, die ich am Arme führte. Die Männer erwiesen sich als Feldarbeiter, und ihre vermeinten Schießgewehre als Spaten und Stöcke, die sie geschultert trugen; sie zogen friedlich an uns vorüber und grüßten uns noch recht höflich. Wir lachten nicht wenig, Nancy und ich, bald aber hörte unser Lachen auf, als wir am Fuße des Berges in der Abtei St. Edmund, wo wir herbergen wollten, unser Beutelchen vermißten. Der Abt, ein goldener Mann! ließ den ganzen Berg sogleich mit Fackeln durchsuchen, und da der Fund nicht geschah, forderte er uns auf, ihm eine sichere Adresse zu nennen, denn jedes seiner Pfarrkinder, betheuerte er hoch, werde das Gold unverkürzt abliefern, wenn es immer sich finde. Wir nannten ihm eine Wiener Adresse, zogen aber mit schweren Herzen davon, und konnten den Unfall lange nicht verschmerzen. Endlich erreichten wir Wien."

„Die große Glocke am Stephansthurm begrüßte uns mit einem düstern Trauergeläute; wir fragten, was es bedeute, und die Antwort lautete: Seine Majestät der Kaiser Leopold ist gestorben!"

„Der Kaiser war todt! Meine siegreiche Audienz mit ihm, sein fürstliches Wort, meine Wiederanstellung als

Hofdichter — das Alles sank nun in die Gruft der Kapuziner hinab. Ich sah meine Nancy an, das junge, blühende Kind, das ich in die goldenen Freuden der Hauptstadt einführen gewollt, und dem ich nun nichts zu bieten hatte, als einen Bettelstab!"

„Der Schlag war vernichtend. Auf eine Anstellung in Wien war nicht mehr zu denken. Meine Feinde hatten wieder Oberwasser und waren wegen meiner Audienz mit dem verstorbenen Kaiser, dem ich sie Alle gezeichnet hatte, erbitterter als je gegen mich. Dazu hieß es, der junge Thronfolger, Franz II., werde persönlich den Feldzug gegen die Franzosen mitmachen, die italienische Oper suspendirt werden — kurz, in Wien blieb keine Aussicht für mich."

„Ich warf meine Blicke in alle Weltgegenden aus. Paris, London, Petersburg unterhielten große italienische Opern, für letztere war ich sogar schon in Vorschlag gewesen. Ein seltenes Beispiel menschlicher Bosheit, die ich leider nicht kräftiger als durch die Erzählung rächen kann, hatte mich im günstigen Augenblicke um die Anstellung in Petersburg betrogen. Es war vom Hofe der großen Katharina, welche den italienischen Gesang und meine Opern insbesondere liebte, die Anfrage an mich ergangen, ob ich einen Ruf nach Petersburg, unter Bedingungen, die ich sehr glänzend fand, annehmen würde. Es war dies zu derselben Zeit geschehen, als meine Feinde in Wien schon siegreich an meinem Sturze arbeiteten, als sie dem Kaiser Leopold vielleicht schon die Unterschrift meiner Entlassung abgenommen hatten, aber dennoch hieß es auf mein Gesuch: Dem Herrn da Ponte kann die erbetene Nachsicht von seinem Contrakte nicht bewilligt werden.

Nach drei Monaten war mein Contrakt zu Ende, und — der kaiserliche Hofdichter war entlassen!"

„Mit doppeltem Schmerze gedachte ich jetzt dieses Glückssternes, und sehnsüchtig fielen meine Blicke auf das nordische Rom. Aber die Chance war wohl längst schon dahin, selbst auf das Hin- und Wiederschreiben, ob sie zu erneuern sei, konnte ich mich, bei der großen Entfernung und meiner gänzlichen Mittellosigkeit, nicht mehr einlassen. Ich dachte also an Paris. Noch besaß ich aus den goldenen Zeiten Kaiser Josephs einen Empfehlungsbrief dieses gütigen Monarchen an seine königliche Schwester Maria Antoinette. Der Brief war zwar etwas alt, aber in Paris bedarf das Talent nicht vieler Umstände und die Königin war eine leicht zugängliche Frau — du wagst es, dacht' ich. Auf nach Paris! Und eiligst lief ich in Wien herum, bei alten Schuldnern noch ein paar Dukaten einzukassiren, und schätzte mich glücklich, wenn mir Einer den zehnten oder zwanzigsten Theil dessen, was ich zu fordern hatte, aus Gnaden zuwarf."

„Mit diesen Brosamen begaben wir uns auf die Reise. Als wir in Speier ankamen, hörten wir, die Franzosen rückten nach Mainz vor, und die Königin Marie Antoinette sei gefangen gesetzt!"

„Ich versenkte meinen Empfehlungsbrief in den Rhein und weinte ihm bitterste Thränen nach."

„Es blieb mir nun nichts mehr übrig, als mein Glück in London zu versuchen. Ich reiste nach London."

„Ich hatte schon in Wien gehört, Herr Taylor, der Unternehmer der italienischen Oper in London, sei mit seinem Dichter Badini, einem gänzlich unfähigen Menschen, wenig zufrieden, und wünsche ihn sehnsüchtig durch einen

Andern ersetzt. Dieser Andere aber sollte nicht den Schein haben, von ihm berufen zu sein, sondern gleichsam zufällig ankommen, und Badini müsse dann fast von selbst verschwinden, — denn der arme Taylor sei nicht recht Herr in seinem Hause. Dies waren die Verhältnisse im Allgemeinen. Als ich in London nun persönlich erschien, fand ich sie so: Der Dichter Badini wurde gehalten durch die Sängerin Morichelli, deren erklärter Schützling er war, die Morichelli aber hielt wieder Herr Taylor für unentbehrlich. Und nun erklärte sich auch, wie das „fast von selbst verschwinden" gemeint war. Der obscure Badini sollte nicht etwa vor dem Ruf und dem geübten Talent des da Ponte verschwinden, sondern einzig vor — seiner Person. Herr Taylor nämlich gab mir nicht undeutlich zu verstehen, für ihn selbst sei mein Verdienst keine Frage, aber meine Aufgabe wäre eigentlich die, mich bei der Morichelli zu insinuiren und — kurz, den Badini auszustechen. Herr Taylor machte daher ein langes Gesicht, als er hörte, daß ich verheirathet sei; ich selbst aber machte noch ein viel längeres. Denn wenn ich diese Sorte von Concurrenz schon als Junggeselle verschmäht hätte, so mußte ich sie doppelt verabscheuen als Gatte des vortrefflichsten Weibes, die mir Alles geopfert hatte, der ich ihr ganzes Lebensglück noch schuldig war, und der ich das Mindeste gewährte, wenn ich ihr Treue hielt. Herr Taylor zuckte die Achseln, und ich — sah den letzten meiner Glückssterne versinken!"

„Noch einmal leuchtete mir ein Fünkchen von Hoffnung, als ich hörte, in Amsterdam sei das französische Schauspiel entlassen, das durch den Haß gegen die Revolutions-Armeen unmöglich geworden. Sofort ergriff mich

der Gedanke, ob das nicht der Augenblick zur Einrichtung einer italienischen Bühne auf dem dortigen Boden sei. Der Gedanke ließ mich nicht ruhen, ich beschloß, noch einmal meine Würfel zu schütteln. Ich reiste nach Amsterdam ab und zwar, was ich zu meinem bittersten Schmerze empfand, diesmal ohne meine geliebte Nancy, denn schon fehlte es an dem Nöthigsten, um die doppelten Fahrkosten zu bestreiten. Sie blieb bei Verwandten in London zurück."

In Amsterdam ging nun Alles vortrefflich. Mein Projekt hatte die schönsten Aussichten. Ich machte mich verbindlich, eine gute italienische Gesellschaft zusammenzubringen, Martini von Wien zu berufen, und garantirte wöchentlich zwei Vorstellungen, abwechselnd im Haag und in Amsterdam. Dafür forderte ich meinerseits eine Garantie für zweimalhunderttausend Gulden jährlich. Die Freunde des Unternehmens gingen darauf ein, der General-Statthalter allein verbürgte vierzigtausend Gulden, ebenso waren Herr Joppe, ein reicher Banquier, und General Butzeler, zwei der ersten und einflußreichsten Männer, mit eigener und Freundeshilfe der Entreprise förderlich. Schon schwebte ich in einem Himmel von Freuden. Schon entwarf ich Contracte, schrieb Tag und Nacht Briefe an Kapellmeister, Sänger, Instrumentalisten, trieb im frischesten Strome der Geschäfte — da geschah die Schlacht von Dünkirchen, die Engländer erlitten eine furchtbare Niederlage und das erschrockene Holland dachte nicht mehr an Unterhaltungen und Spiele. Verzweiflung, Thränen, Gebete traten an die Stelle öffentlicher Lustbarkeiten, das ganze Land wiederhallte von Weheklagen."

„Keinen traf aber dieses Unglück wie mich. Betäubt irrte ich durch die Straßen der Stadt, mehr einem Wahn-

sinnigen, als einem Menschen mit Sinn und Bewußtsein ähnlich. Eine Angst überlief mich, wie ich sie nie in meinem Leben gekannt. Die Häuser vor meinem Auge tanzten, der Boden unter meinen Füßen wankte wie bei einem Erdbeben oder auf einem Schiff. Ich floh die Menschen mit einem Gemisch von Wildheit und Scham, aber wenn ich in den schilfreichen Einsamkeiten der Teiche oder am kahlen Dünenstrande schweifte, so preßte mich ein Gefühl von Verlassenheit, daß ich oft laut nach einem Menschen aufschrie. Das Alles hielt ich für Vorboten einer Krankheit. In einer namenlosen Aufregung, verlassen zu sterben, schrieb ich an Nancy, daß sie zu mir herüber komme, aber nicht früher, als bis der Brief fort war, fiel mir ein, sie habe kein Reisegeld. In der That verließ mich bereits das Licht der Besinnung auf einige Augenblicke."

„Denken Sie sich nun meine Ueberraschung, als sie desungeachtet kam! Ich habe Ihnen zuvor erzählt, wie wir auf einem Berg in der Gegend von Laibach ein Beutelchen mit Goldstücken verloren. Dieses Beutelchen war richtig noch gefunden worden. Der brave Abt von St. Edmund hatte es uns sogleich nach Wien zugeschickt, und von Wien war es, mit einem halb Dutzend Poststempeln versehen, von Stadt zu Stadt uns gefolgt, bis es in London zuletzt sein Ziel erreichte. Nancy hatte davon schon zwanzig Gulden zur Ueberfahrt verbraucht, achtzig ungefähr brachte sie noch mit. Wir bezahlten sogleich einige kleine Schulden, mietheten ein kleines Logis und später noch ein kleineres, und verzehrten den Rest, so lange er reichte."

„Und so sind wir bei dem gegenwärtigen Augenblick angekommen, lieber Herr van der Vaerst. Ich danke Ihnen für Ihre viele und freundliche Geduld, sie hat mir eine

schöne Stunde geschenkt. Sie sind der einzige Mensch in Amsterdam, dem ein Mann, der noch kurz zuvor in Hunderttausenden rechnete, sich so rückhaltslos mittheilt. Beurtheilen Sie selbst, welchen Werth Ihre Güte für mich hat, denn mittheilen muß sich der Mensch. Die Mittheilung ist des Armen einziger Reichthum; aber wie schmerzlich es ist, im Unglück ohne Mitleid zu leben, so ist es vielleicht noch schmerzlicher, ein Glück, wie ich es in meiner Nancy besitze, ungekannt zu verheimlichen. Könnt' ich dieses Weib vor der ganzen Welt zu Ehren bringen! Wer hat das Recht, irgend ein Weib auf der Erde einen Engel zu nennen, der es nicht in so verzweifelten Lebenstagen erprobt hat, wie ich das meinige? Mit welcher Treue, mit welcher Hingebung, mit welcher Kraft und Heiterkeit dieses junge Geschöpf ein so beispielloses Elend erträgt, nein, nicht erträgt, sondern besiegt, ist mehr, als Menschen begreifen. Seit sie ihre Mädchenfreiheit in dies kleine goldene Ringlein gefangen gab, hat sie nur Noth und Sorge an meiner Seite gefunden. Und sie ist jung, schön, im Glücke erzogen, zu allen Ansprüchen an's Leben berechtigt. Woher hat das zarte knospende Wesen die heroische Seelenstärke? Um wie viele Tugenden ist sie belobt worden, da sie noch Mädchen war, und doch hat ihren innersten Werth Niemand gekannt! Oft, wenn es mich schmerzt, in welchem Elend sie lebt mit mir, tröstet mich der Gedanke, welch' eine Göttin dieses Elend aus ihr gemacht hat. Eine Göttin! Ich war in Hunderten von Versen freigebig mit diesem Wort — hätt' ich es doch für Nancy allein aufgespart!"

Herr van der Vaerst hatte schon lange mit seiner Rührung gekämpft, der weichfühlende Mann konnte sie

nicht länger bemeistern. Er ergriff die beiden Hände da Ponte's und stammelte mit zitternder Stimme:

„Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe Ihrer Frau nie eine Spur von Kummer angemerkt. Wenn nicht der Schneider drunten mich informirt hätte, ich wüßte nichts. D'rum fassen Sie Muth! Der Himmel wird es der Guten nicht ersparen, auch das Glück zu ertragen, das oft schwerer als das Unglück zu ertragen ist. Ja, ja, diese Prüfung steht Ihnen noch bevor. Machen Sie sich immer gefaßt darauf, ich hab's gesagt. Denken Sie an mich. Was wollen Sie? Wie viel Ihnen mißlungen ist — es beweist nur, wie reich Sie an Gelegenheiten und Hilfsmitteln waren. Ein Mann wie Sie — gehen Sie auch! Post nubila Phoebus! sagt der Poet."

Aber wo blieb Nancy? Da Ponte hatte schon seit einigen Minuten eine gewisse Unruhe im Hause verspürt. Erst waren Schritte von unten herauf gekommen — das war der Schneider. Dann flogen Schritte von oben hinab — das war Nancy. Er kannte sie beide. Und in der Küche draußen stand die Arbeit still — jenes friedliche Klappern und Plätschern am Spüleimer; dafür drang vom Schneider herauf durch die dünne Diele des Gestocks ein gewisses Wogen und Klatschen von lebhaft bewegten Stimmen — was sollte das Alles? War der Schneider gekommen, um seine Forderung zu wiederholen? Hatte Nancy, die treue Hüterin der Schwelle, seinen Eintritt verhindert, und die dornige Mühe übernommen, ihn auf eigene Hand zu beschwichtigen? Diese Gedankenbildung war in dem Kopfe des armen Poeten vor sich gegangen, da der Präceptor zu dem Trostspruche kam: post nubila Phoebus. Er stierte mit Geistesabwesenheit in die Miene des Trösters.

Da sprang die Thür auf. Nancy, schön wie ein fliegender Cherub, die Wangen voll Freudenroth, die Locken an den Schläfen fächelnd und wehend von vorstürzender Eile — stürmte herein. „Komm', Lorenzo, lass' uns Ballspielen!" rief sie in Distanz und warf eine Münze gegen ihren Mann. Die Münze fiel zu Boden. Herr van der Baerst eilte, sie aufzuheben. „Bitte, lassen Sie," sagte Nancy gleichgiltig, „es ist ja nur Gold. Nicht der Mühe werth, daß ein Gelehrter sich darum bückt! Aber fang', Lorenzo, Du bist ungeschickt!" Und rasch flog ein zweites Goldstück. Es fiel wieder. „Wetter! was ich für einen vornehmen Herrn Gemahl habe," scherzte die junge Frau, „er läßt meine Guineen zur Erde fallen. Nun, zum Ballspielen sind sie doch gut genug! Da! drei, vier, fünf, sechs ... fang', Lorenzo, fang'! sieben, acht, neun, zehn... so fang doch" — Lorenzo stürzte außer sich gegen sie. „Zu Hilfe!" rief das muthwillige Kind und schleuderte wie zur Abwehr ihre übrigen Goldstücke auf einmal aus der Hand. Klingend rollten die Guineen auf dem Boden herum.

„Aber, Weib, Du bist eine Zauberin!" stammelte da Ponte, bleich vor Aufregung, und griff fieberhaft nach dem Brief, den ihm Nancy entgegen hielt mit den Worten: „Das ist der Zauber!"

Hastig überflog der Poet die Adresse — „An Herrn da Ponte Amsterdam ꝛc. anbei zwanzig Guineen." Er riß das Couvert herab und las mit athemloser Stimme: „Lieber Herr da Ponte! Meine Sängerin Morichelli ist von einem englischen Edelmanne entführt worden, der sich von der Bühne herab in sie verliebte. Mein Poet Badini, wüthend und eifersüchtig, verfolgt das Pärchen, und so bin

ich Poet und Sängerin auf einmal los. Was den Poeten betrifft, so werden Sie, wie ich hoffe, die Güte haben, ihn zu ersetzen. Ich sichere Ihnen zweihundert Guineen Jahresgehalt zu, nebst den Einkünften aus dem Verkauf der Libretti, die bei gelungenen Opern sehr namhaft sind. Unendlich würden Sie mich aber verpflichten, wenn Sie mir zugleich eine erste Sängerin verschaffen könnten. Sie haben, wie ich höre, viele Verbindungen angeknüpft für das gescheiterte Projekt Ihrer Amsterdamer Oper, benützen Sie nun das Beste davon für mich. Ich lege Ihnen zwanzig Guineen Reisegeld bei, bedürfen Sie mehr, so bedienen Sie sich des inliegenden Kreditbriefes an das Haus — ꝛc."

Bis hieher hatte da Ponte gelesen. Da entsank ihm das Blatt, da versagte ihm die Stimme, er stand einen Augenblick lang, den stummen Blick gegen Himmel gewendet, dann brach er, hingerissen von Andacht, in die Worte aus:

Dio protettor de' miseri
Tu non defraudi mai
Quelli che in te confidano
Che sperano in te!

Worte seiner eigenen Verse im König Azur, Oper von Salieri. *)

Herr van der Vaerst aber kroch am Boden herum und las die Guineen auf — er wollte sein Schluchzen verbergen.

„Ich habe das Recipisse," sagte Nancy, „in deinem

*) O Gott, du Hort der Armen,
Du bleibst den Deinen treu;
Wie reich ist dein Erbarmen,
Dein Segen ewig neu!

Namen unterschrieben, und das Päckchen Guineen gleich aufgebrochen, um den armen Schneider zu bezahlen. Ich gab ihm fünf Guineen. Der gute Mann wehrte sich heftig dagegen, er bekomme ja nur drei Gulden. Drei Gulden, wie shoking! Ein Amsterdamer Schneider weiß nicht, wie Dichter im Glücke bezahlen."

Die brittische Großmuth stand dem süßen Weibchen so prächtig! Es war eine Gestalt, der man es im Augenblicke ansah, wie herrlich sie auch das Glück zu verwalten verstand.

Mit Stolz und Wonne umarmte der Dichter das liebenswürdige Wesen.

„Und Sie, Herr van der Vaerst, gehen sogleich mit uns," rief das Ehepaar aus Einem Munde mit gleichzeitigem Einfalle.

Der Pedant fuhr erschrocken auf. „Um keinen Preis in der Welt!" stieß er heraus, ohne sich zu besinnen. „Ich bin einem Neste der Ampelis garrula auf der Spur — denken Sie! der Ampelis garrula! In der ganzen Welt besitzt man nur zwei Nester dieses mystischen Vogels, und die hat das Universitäts-Museum zu Helsingfors. Wenn Amsterdam durch mich das dritte bekäme! Ich wäre der glücklichste Mensch auf Erden. Nein, nein, ich kann nicht fort. Um keine Million kann ich jetzt fort!"

Wirklich mußte unser Paar allein sich nach London einschiffen.

In der Stunde der Abreise, als der Koffer schon geschnallt war, entdeckte Nancy noch einige Blätter vom Tagebuch ihres Gatten, welche in seinem Sekretär zurückgeblieben waren. Sie wollte die Blätter an sich nehmen, da Ponte aber sagte: „Laß', mein Kind, ich habe sie ab-

sichtlich vergessen. Ich fürchte, die ganze Färbung davon ist zu düster, ich will sie in London von Neuem schreiben."

So blieben die Blätter zurück. Der Schneider hat sie wie ein Heiligthum bewahrt, und selbst in die Wirthschaft seines Sohnes, wie Eingangs bemerkt worden, erbten noch einige davon hinüber.

Ebenso hat der Schneider die fünf Guineen nie angegriffen, sondern seinen fünf Kindern, wie ein großes Erbe, aufgespart. Leider starben dem armen Schneider viere von den fünfen, und nur das kleine skrophulöse Bürschchen, der zwölfjährige Jan, hielt sich und wuchs sich später noch auf einen ziemlich tüchtigen Ewerführer hinaus. Der war es, der die fünf Guineen zusammen erbte, und seinerseits hinterließ er sie wieder seiner Wittwe, der wackeren Häringshändlerin. In der Hand dieser conservativen Frau habe ich, wie gleichfalls bemerkt, noch eine derselben gesehen. Auf wen auch dieses Erbstück vererbte, ist mir nicht weiter bekannt geworden.

Amor im Felde.

gänzlich vergessen. Ich fürchte, die ganze Färbung kann ich zu düster, ich will sie in London von Neuem schreiben."

So blieben die Blätter zurück. Der Schneider hat sie wie ein Heiligthum bewahrt, und selbst da die Wirthschaft seines Schwagers, wie Eingangs bemerkt worden, gingen noch einige davon hinüber.

Ebenso hat der Schneider die fünf Guineen nie angegriffen, sondern seinen fünf Kindern, wie ein großes Erbe, aufgespart. Leider starben dem armen Schneider viere von den fünfen, und nur das kleine [illegible] Bürschchen, [illegible], und wuchs sich später noch auf einen ziemlich tüchtigen Seefischer hinaus. Der war es, der die fünf Guineen zusammen erbte, und seinerseits hinterließ er sie wieder seiner Wittwe, der wackeren Häringshändlerin. In der Hand dieser conservativen Frau habe ich, wie gleichfalls bemerkt, noch eine derselben gesehen. Auf wen auch dieses Erbstück vererbte, ist mir nicht weiter bekannt geworden.

Es war in den Schlachttagen von Waterloo und Bellealliance. Das zweite schlesische Infanterie-Regiment hatte schleunigste Marschordre erhalten und brach in der Nacht des 16. Junius von den Umgebungen Lüttichs auf, um so schnell als möglich zu den drei ersten Armeekorps zu stoßen, welche bei Ligny hart bedrängt, von allen Seiten Verstärkungen an sich zogen.

Das Regiment marschirte von drei Uhr Nachts bis Ein Uhr Mittags ununterbrochen. Um diese Stunde aber war die Erschöpfung allgemein. Die jüngeren Soldaten verschmachteten vor Hitze, die der Hitze gewohnten vor Hunger und Durst. Links und rechts trat der Mann aus den Reihen. Mit jeder Viertelstunde griff die Unordnung mehr um sich, und der Oberst von Funk, wollte er die Vereinigung mit Bülow und den Kampf gegen Napoleon nicht etwa mit seiner Person allein ausführen, mußte dem Regimente Rast bewilligen.

Alsbald sprengte sein Adjutant die Kolonnen entlang und kommandirte: „Das zweite Regiment nach Gemblour, um drei Uhr Rendezvous!" Ein Freudenschrei begrüßte das Kommando. „Vivat, Gemblour!" riefen hundertstimmig die Kehlen der Krieger. „Armes Städtchen," rief ein Seconde-Lieutenant des ersten Bataillons ganz stille

für sich. Er rief's mit ironischem Mitleid, aber doch nicht ohne Gefühl.

Jetzt fing ein lustiges Sturmlaufen an. Das Städtchen lag rechts an der Straße, zwischen Hecken und Baumgruppen gar einladend ausgestreut. Wie ein Bienenschwarm auf eine blühende Linde fiel das Regiment auf Gemblour. In weniger als zehn Minuten war es erreicht. Ein reizendes Landhaus, durch ein kleines Gehölz vom Städtchen getrennt, wurde zuerst die Beute der lustigen Invasion. Die erste Kompagnie des ersten Bataillons nahm Besitz von der Villa. Ueber das bunte Stakettengitter, das ein blumiges Vorgärtchen umgab, rief der Kapitän den Besitzer heraus und herrschte ihm zu: „Vierzig Minuten bleiben wir hier; hundertfünfzig Mann müssen essen und trinken. Rasch an's Werk, Herr Wirth!" Der Kompagnie aber sagte er: „Soldaten! Personen und Möbel geschont, was sich essen und trinken läßt, ist Euer! Gewehre zusammengesetzt — marsch!" Dann wendete er sich gegen den Seconde-Lieutenant: „Herr Lieutenant, halten Sie den Mann in Ordnung, sagte er laut; aber nicht allzu jüngferlich," setzte er flüsternd hinzu und klopfte mit dem Mundstück seiner ächten Masernpfeife — denn schon hatte er das Lieblings-Instrument hervorgeholt — gegen ein Büchelchen, welches der Lieutenant in seiner Brusttasche und fast an seinem Herzen trug. Der alte Knasterbart lächelte schlau dazu, der junge Lieutenant aber wurde blutroth. Wer hatte seine poetischen Schwärmereien belauscht? Das Büchelchen war — Werther's Leiden.

Der Hausherr des Landgütchens geberdete sich wie ein altes Weib. Er zitterte am ganzen Leibe, rang die Hände über den Kopf, fing zu weinen an, nannte sich

unglücklich und ruinirt. Die Mutter aber lag in dem Krankensessel, litt an Gichtschmerzen, konnte sich nicht regen, noch rühren. Dafür waren zwei Töchter da, zwei Heldinnen. Sie allein verloren bei dieser plötzlichen Ueberrumpelung und in einem Schwarm von hundertfünfzig waffenklirrenden, hungrigen, durstigen und fluchenden Schreihälsen ihre Geistesgegenwart nicht. Die eine der Schwestern, eine reizende Blondine, eilte sogleich in den Weinkeller; die andere, eine pikante Brünette, flog in die Küche. Im Nu war das Haus in diese zwei Departements getheilt, und wie durch Instinkt die Verwirrung vermindert.

Der Hauptmann wurde, seiner Gewohnheit nach, alsobald unsichtbar, denn jede freie Minute pflegte der alte Sonderling auf eine Passion zu verwenden, zu welcher er sich gern in die ungestörteste Einsamkeit absonderte. Diese Passion war die Erfindung einer Wunderkanone, der gezogenen Kanone vielleicht, die hin und wieder ja längst in den Köpfen gespuckt, bis sie endlich in unseren Tagen eines erlauchten Vaters theilhaftig geworden, welcher aber, wie die Fama meint, eigentlich nur ein Pathe derselben ist.

Die Soldaten inzwischen ergossen sich über Hof und Garten und wirthschafteten in ihrer Weise. Dort erkletterten einige den Taubenschlag und warfen die um einen Kopf verkürzten Täubchen herunter; sie wurden halb geröstet und ganz verschlungen. Hier stürmte ein Held den Hühnerstall, Federn stoben, ganze Hareme dampften am Spieße, Himalaya's von leeren Eierschalen thürmten sich auf. Ein schlaues Pärchen saß im Gemüsegarten und verschlang delikates Weißbrod, überreich mit Honig bestrichen, welchen es ganz im Stillen ausgenommen hatte. Ein anderes zerrte ein Schweinchen zur Schlachtbank; das

niedliche Thier grunzte im höchsten Jammerdiskant, riß aus und fuhr einem dekorirten Schnurbart zwischen die Beine, welcher mit seinem Weinglas in der Hand niederfiel, den Wein über das Schweinchen goß, aber lustig gelaunt seinen Kameraden sogleich zurief: „Das heiß' ich aristokratisch diniren; Schinken in Burgunder gekocht!“ Im nächsten Augenblicke drehte sich das Schweinchen, wie Tauben und Hühner um den Alles verschlingenden Spieß.

Wenigstens ein Dutzend größere und kleinere Kochfeuer loderten im Blumengarten. Die armen Blumen! Das wäre eine Korrektions-Anstalt für bleichsüchtige Lyriker gewesen, für jene süßen Jünglinge, welche in so unendlich faden Herzensverhältnissen mit Violen und Rosen, Aurikeln und Reseden leben und jedes Blümchen beweinen, wenn es sterbend sein Köpfchen senkt, und Flüche faseln über „die rauhe Hand“ — „den rauhen Sturm“ — „die rauhe Scholle“ — oder über „den unerbittlichen Sonnenpfeil,“ lauter Feinde ihrer zärtlich geliebten „Blumenseelen.“ Hu! wie das röstete und schmorrte auf allen Rabatten und Beeten! Wie die seelenvollen Violen und Rosen, Aurikeln und Reseden, die Verschulder so vieler schlechten Gedichte, links und rechts zusammenprasselten! Aber nein; noch ist dem Schönen eine Stätte gegönnt, noch blüht jene Geißblattlaube dort, und schlanke Bäumchen von Schneeballen und Centifolien träumen in ihrem traulichen Schutze. Verhülle dich, Muse der Fadaise, denn ach! auch diese Stätte wird jetzt entweiht! Ein großes, graues Ungeheuer, der Esel der Marketenderin, streckt so eben seinen haarigen Schädel in die Geißblattlaube hinein und frißt das Alles hinab in seinen tiefen, tiefen Schlund.

Hat denn der Esel keine Ahnung, wie weh er seinen Mit-eseln thut, den zarten Lyrikern?

So dachte der Seconde-Lieutenant, der sich diese Scene lächelnd betrachtete. Es freut uns dieses Lächeln des jungen Mannes; er, der so wenig Mitgefühl für Blumen hat, hat gewiß desto mehr für Menschen. Sein Goethe wenigstens, welchen er in der Tasche trägt, schrieb jenen Uebergefühligen, jenen blumenseeligen Allewelts-Empfindlern geradezu „Leerheit oder schlechtes Herz“ zu.

Es ist ein interessanter Bursche dieser Seconde-Lieutenant. Blutjung, bildschön. Er hat einen glücklichen Ausdruck im Gesichte, einen Ausdruck von Humor und Schwärmerei zugleich. Allerliebst lacht und funkelt sein Auge, eine köstliche Weichheit liegt um sein flaumbärtiges Mündchen. Er ist nett in seinem Anzug, gefällig in seiner Haltung, flink und bestimmt in seinen Geberden, kurz „ein patentes Kerlchen.“ Wilhelm von Plan nennt er sich, Sprößling eines guten schlesischen Hauses, Zögling der Glatzer Militär-Akademie, ein Halbknabe von zwanzig Jahren, aber seine Brust schmückt bereits das eiserne Kreuz.

In diesem Augenblicke beschäftigen ihn wichtige Gedanken. Die zwei Töchter des Hauses liegen ihm stark im Sinn. Wie sie fliegend aus den grünen Jalousienthüren hervorgestürzt, wie sie als zwei muthige Adjutanten ihrem verzagten Papa die Flanken gedeckt, wie sie jede seiner Dummheiten mit schnellem Takte verbessert: „die Herren sind uns willkommen,“ sagte die Braune; „der Papa hört etwas schwer,“ entschuldigte die Blonde; „die Mama hat ihren Gichtanfall,“ fiel rechtzeitig die Dunkle ein; „Ihre Bewirthung soll darunter nicht leiden,“ setzte

rasch die Weiße hinzu; — das flog nur so hin und her zwischen den Mädchen, und der Papa in der Mitte sah noch einmal so dumm zu der Weisheit seiner Töchter. Und wie sie blicken konnten! Die Brünette hatte ein kugelrundes, brillantes Aeuglein, das schlug ein wie Blitz und Schlag, weh dem, den es traf! eine Brandrakette saß ihm im Herzen. Die Blondine hob ihr wasserblaues, von langen Wimpern beschattetes Auge kaum auf; ein weiches, wohliges Feucht perlte darin, und wenn sie es halb schloß und von unten herauf ein wenig zur Seite warf, so konnte ein Ausdruck von Verachtung darin liegen, so vornehm, so hehr — ein Mann mußte schaudern, diesen Blick zu verdienen. Das waren die Töchter des Hauses. Jeanette hieß die Braune, Konstanze die Blonde.

Welcher soll er den Preis geben? Das überlegt sich der Lieutenant ernsthaft. Seine Augen sind überwacht, sein Magen bellt vor Hunger, die Sonne brennt tödtlich, der Hof, der Garten, das Städtchen erbraust von betäubendem Lärm, Gänse schreien, Ochsen brüllen, kreischende Weiber, streitende Männer, Regimentshornisten blasen zum Spasse darein, die Trommler wirbeln höllenmäßig, und aus der Ferne dumpfer Kanonendonner. Dazu in vierzig Minuten Aufbruch! Aber das Alles stört den Lieutenant nicht. Er prüft ernsthaft sein Herz, als gält' es eine Wahl für das Leben. Glückliche Jugend!

Einen andern dagegen stört es desto mehr. Monsieur Jolibert, der Hausherr schwitzt elenden Angstschweiß. Es ist ihm, als müßte er mit jeder Minute aufgefressen werden. In den innersten Zimmern rennt er wie toll auf und ab, lugt durch die Jalousien, horcht auf dem Erdboden, und hat die fürchterlichsten Vorstellungen von seinen

preußischen Gästen. Seiner Angst nicht mächtig, ruft er die einzige Mannsperson seines Hauses, Jean, den Kellerburschen, und schickte ihn eilends zu Pferde fort. Was er damit anstiftet, werden wir hören. Es ist das jämmerliche Thun der Feigheit, durch übermäßige Vorsicht Gefahren, die gar nicht am Wege lagen, erst recht bei den Haaren herbeizuziehen.

Im Hofe hat man keine Ahnung von dem verzagten Treiben des Hausherrn.

„Herr Lieutenant, es ist servirt," rief eine feuerrothe Köchin, indem sie durch einen Schwarm von Soldaten sich in die Küchenthür drängte. Der Jüngling folgte diesem Ruf mit Vergnügen. In der Küche angekommen, machte die Tochter des Hauses, die muntere Jeanette, Miene, den Herrn Offizier eine elegante Schneckentreppe hinauf in's obere Gestock zu führen, welches durch diese Treppe mit der Küche verbunden war. Aber nicht so dachte der Lieutenant. Denn, da Jeanette entschuldigend bat, sie müsse die Tischbedienung seinem Burschen überlassen, weil sie selbst noch in der Küche zu schaffen habe, so antwortete der verliebte Held, die geräumige Küche durchmusternd, schnell: „Ich will meine Leute nicht aus dem Auge lassen, serviren Sie mir hier." Jeanette warf einen leuchtenden Blick auf den Knaben.

Wie glücklich war der Gute! Da saß er nun an einem Ecktischchen im Küchenwinkel und speiste, — er wußte nicht was, und sah — er wußt' es nur allzu wohl! „Ah, ein scharmanter Käfer, das schwarzbraune Mädchen!" dachte er mit überquellenden Sinnen. Es war ein Dirnchen von höchstens siebzehn Jahren, gut gebaut, schlank ohne Magerkeit, kernig, prall, voll Feuer und Leben. Der plötz-

liche Ueberfall hatte sie vergessen lassen, ihr Morgenkleidchen, das sie noch trug, umzuwechseln; sie sprang darin um, straff und elastisch wie eine Bogensehne. Nirgends Druck, Enge und Anstoß, es war, als ob man jeden Muskel sich spannen, jede Wellenlinie wallen und zittern sähe. Dem schlesischen Söhnchen wurde es heiß vor diesem Anblick, und das schlesische Blut ist ein heißes schon von Natur aus!

Das Mädchen flog ab und zu zwischen Küche und Speisekammer. Dabei standen ihr noch die Soldaten im Wege, welche ungestüm die fertigen Bissen heischten, und die plumpe Köchin hinderte fast mehr als sie half. Jeanette war Alles in Allem. Sie hatte Hände und Blicke fast überall zugleich und doch blieb ihr noch manch' ein schöner Blick übrig, welchen sie pfeilschnell, aber verstohlen, nach dem jungen Lieutenant abschoß. Das Herdfeuer wallte ihr in's Gesicht, ein heißes Feucht überglänzte ihr Antlitz wie Firniß ein Oelgemälde, aber mit keinem Zug verrieth sie die Last der entsetzlichen Hitze, nur das Zünglein spitzte sie häufig, die lechzenden Lippen zu befeuchten. Der Lieutenant biß in die seinen.

„Sie ist doch um Vieles schöner als ihre Schwester, welche so kühl und stolz blickt," dachte das gute Kind und üftete seine Uniform. Sein Herzchen war im Reinen, glaubte er. Wie gern hätte er eine Unterhaltung angeknüpft! Aber seine zwanzig Jährchen waren eben nicht sehr geübt, mit Damen leicht zu conversiren, während all seine Pulse siedeten und klopften. Dazu war die Schöne so sehr beschäftigt! Sie stand wie in einer Schlacht an ihrem Herdfeuer. Dieses Bild lag dem jungen Soldaten so nahe, daß er sich endlich ein Herz faßte, das Gespräch damit zu eröffnen. „Sie stehen da auf einem heißen

Posten, liebes Fräulein," fing er an; „Sie kommen mir vor wie ein großer General, der ein scharfes Treffen kommandirt." Das Mädchen sah erschrocken auf. Sie wurde wahrlich noch röther als sie schon war, und stammelte die Worte: „Um Gotteswillen, wie verdient eine arme Köchin diesen Spott!" Das gefiel dem Lieutenant. Er hatte erwartet, sie würde muthwilliger antworten. Diese aufrichtige Demuth überraschte ihn von dem muntern Dirnchen.

Mit dringendem Eifer fuhr er fort: „Bei meiner Seele, Fräulein, ich spreche im Ernste." Man mußt' es dem guten Knaben glauben. Er sah so treuherzig dazu! sein ganzes Herz saß in seinem Auge!

Jeannette machte ein verschämtes Gesicht und setzte zu reden an. Der Muth schien ihr zu fehlen, sie blickte verlegen, — es war reizend! Endlich sagte sie: „Sie haben Ihr Kreuz, Herr Lieutenant, gewiß noch auf einem heißeren Posten verdient." Der Jüngling war entzückt. Das erste Kompliment, das sie ihm macht! Und wie verwirrt sie dazu sah, wie bewußt sie sich war, ihm was Artiges zu sagen! „Auf meinem Posten Kreuze, auf dem Ihrigen Küsse!" hätte er rufen und auf sie zufliegen mögen; — gewiß ein schöner Gedanke! Wenn nur die jugendliche Schüchternheit nicht wäre! Und die ganze Küche war von Soldaten voll!

In diesem Augenblicke ertönte ein Schrei. „Alle Heiligen, das ist meine Schwester," rief Jeannette erbleichend. Unser Wilhelm sprang auf. Er murmelte einen Fluch, ergriff sein abgeschnalltes Seitengewehr, drückte seinen Czako in die Stirn und flog fort.

Der Hilferuf erscholl aus dem Weinkeller. Der Lieutenant stürzte hinab — was für ein Schauspiel sah er da! Konstanze, die feine Blondine, „die viel lichte Maid," wie wir im Minnestyl sagen dürften — aber unsere Feder sträubt sich, eine Attitude zu beschreiben, die es einem Haufen roher Soldaten beliebt hat zu veranlassen. Eine freche Faust hat ihr das Chemisette von der Brust gerissen, eine andere packt ihr seidenlockiges Blondköpfchen, eine dritte geberdet sich noch faunischer, und wie verzweifelt das Mädchen sich wehrt: sie ist im düsteren Raume eingeengt, sie ist wie verpallisadirt von den stämmigen Kriegsknechten, und zwanzig sind bereit, den Angriff zu wiederholen, den sie Einmal abschlägt. Welch' eine Lage für ein zartes weibliches Wesen! für ein fein erzogenes Kind, an dessen Wiege die Grazien standen, das Feenhände geschaukelt, dessen Kindheit die Musen geleitet mit der wachsamsten Sorge für des jungfräulichen Herzens unbefleckte Bildung! Wie dünn ist das Goldplättchen, welches die feinste Kultur von der rohesten Barbarei scheidet!

Diese Gedanken fuhren dem zwanzigjährigen Jüngling durch den Kopf, der mit dem heißentbrannten Zorn der beleidigten Jugendunschuld in die Meute fuhr. Den Mund von den kräftigen Flüchen seiner Heimath voll, fuchtelte er mit hochgezückter Klinge ein Paar Dutzend Bengel, davon ein Jeder länger und breiter war, als er selbst, zum Keller hinaus. Im Nu war der Schauplatz gesäubert.

Der junge Held blieb allein mit der Schönen. Da lag sie im Halbdunkel des Kellers, welchen die Weindüfte berauschend erfüllten — marmorbleich, die Augen geschlossen, die Nüstern fliegend, die halb geöffneten Lippen zitternd

und zuckend; der ganze Körper im interessantesten Kampfe von Aufregung und Ohnmacht. Reizend verwirrt umfloß sie ihr goldenes Haargelock, ungestüm warf der schön gebildete Busen seine Wellen empor — welch ein Anblick! Der Jüngling stand wie im Traume. Noch hatte er dieses Heiligthum weiblicher Reize nicht mit Augen geschaut, noch hatte es erst sein Ohr berührt, was ältere Kameraden mit derberen Sinnen genossen.

Jetzt leuchteten diese unverhüllten Formen ihn wie mit Zauberschein an. Blendender Schnee bedeckte das zartgerundete Hügelpaar, und die blauen Adern darin hoben von dem hellen Weiß sich in den feinsten Verschlingungen ab. Es war zu viel für ein unerfahrenes Auge! „Wie konnt' ich zweifeln," dachte der rasche Knabe, „welche von Beiden schöner ist? Jeannette ist schön wie die Erde, aber Konstanze ist wie das Feenreich selbst!"

Der Augenblick dauerte in der Wirklichkeit nicht den zehnten Theil so lang, als wir brauchten, ihn zu beschreiben. Kaum fand sich Konstanze befreit, so wich die Ohnmacht der betäubendsten Angst von ihr. Sie sprang auf, ordnete rasch ihr Chemisettchen, legte ihr Haar zurecht; ihr Auge blickte mit Dankbarkeit zu ihrem Retter empor. „Um Gotteswillen, bleiben Sie bei mir, bis sie fort sind!" war das erste Wort ihres Mundes. „Ewig, Du Engel," stotterte Wilhelm. Er schlang seine Arme um das Mädchen, schützend gleichsam, aber zitternd vor Liebe und Sinnenaufruhr. Erschrocken sah sie ihn an.

Der Jüngling begann jetzt ein stürmisches Liebeswerben. Er bat, er flehte, er weinte, er lag auf dem Knie; bald schlang er seinen Arm um das Mädchen wie

ein wilder Eroberer, bald kroch er mit seinen Augen am Boden wie ein scheues Kind.

Das Mädchen erwehrte sich seiner voll Verwirrung. Sie sah ihn an, abwechselnd mit Mitleid und mit Strenge. Wie ganz verschieden waren doch die Waffen der Schwestern! Jeannette erlangte Schonung, indem ihr Auge liebend zu bitten schien, Konstanze wies zurück mit Blicken, welche unsäglich kalt und verwerfend sein konnten. Er empfing wiederholt von diesen Blicken, der fremde Offizier, und sein ganzer Stolz empörte sich darüber. Aber im nächsten Augenblicke schon dachte er: „Wie entzückend muß es sein, wenn dieses Auge, ein Vergißmeinnicht am eiskalten Bachesrand, vom Feuer der Zärtlichkeit schmilzt!“ Dann wurde er wieder dringender.

Die Trommel gab das Zeichen zum Aufbruch. Der Lieutenant zuckte zusammen. „Ein Andenken, süßestes Mädchen!“ flehte er leidenschaftlich. Konstanze sah ihn mit Rührung an. Aber traurig senkte sie das Köpfchen und schüttelte: „nein.“ Und als er stürmischer auf die Reize des Mädchens eindrang, wehrte sie ihm nicht mehr, aber sie legte wie todt ihre Hände in den Schooß und sagte tonlos: „Ich trage Bänder und Schleifen, eine Halskette — mancherlei Andenken überall, Sie können mir rauben was Sie wollen. Ich muß es leiden, wenn Sie mir ein Andenken rauben, aber schenken darf ich Ihnen keins. Was würden Sie von einem Mädchen sagen, welches an einem Tage zwei Männern Andenken schenkt? Ich habe diesen Morgen einem Lieutenant von der Kaisergarde einen Strauß, gebunden von jenen Rosen, welche jetzt niedergebrannt sind, mit einer himmelblauen Schleife dieses Chemisetts, welches jetzt zerrissen ist. O Gott, mög’

es kein böses Vorzeichen sein! Einen mörderischen Posten vertheidigt er heute, ich fürchte, Sie werden das Dörfchen Point du jour selbst zu stürmen bekommen. Man erwartet einen Angriff von Ihrem Korps. Gehen Sie hin — sei'n Sie glücklich! Seien Sie glücklich Beide! Meine heißesten Segenswünsche geb' ich Ihnen mit, aber — ein Andenken darf ich Ihnen nicht mitgeben, denn der Lieutenant — ist mein Bräutigam!"

Einen schmerzzerrissenen Blick warf Wilhelm über das Mädchen. Wie schön war der blonde Engel! Jetzt erst erkannte er's ganz. Unwiderstehlich riß er ihr Köpfchen an sich, küßte sie heftig, küßte sie, als ob er von aller Freude des Lebens Abschied nähme — dann stürmte er fort. Er flog die Treppen hinauf und stand verwirrt und betäubt im Tageslichte. Unter der Pforte grüßte ihn der Amor aus den Schelmenäuglein Jeannettens. Aber kaum bemerkte er's, erwiderte den Gruß nur zerstreut, ordnete hastig sein Aeußeres und trat zu seiner Kompagnie. Verwundert und traurig sah ihm Jeannette nach.

Wie hart ist das Kriegshandwerk! Wie unerbittlich die rauhe Schule des Soldatenlebens! Nicht, daß du mit hochschwellendem Jugendmuth zu den Fahnen des Vaterlandes flogst, und statt Begeisterung G e d u l d auf den Fahnen geschrieben steht; nicht Staub und Hitze auf den baumlosen Straßen, endlose Regengüsse in sumpfigen Bivouak's, Hunger und Durst, zerlumpte Monturen, Unreinlichkeit, vernachlässigte Leibespflege, ruhmloses Elend in Lazarethen; nicht die geisttödtende Langeweile des Lagerdienstes, nicht die rasende Schlacht, heiße Kugeln und kalte Klingen, Wunden und Tod in tausend schauderhaften Gestalten; nicht die ganze endlose Reihe von Strapazen und

Gefahren, welche Alles in Allem der Krieg heißen, bricht die unerschöpfliche Seelenkraft des streitbaren Jünglings. Auch das bricht sie nicht, daß der belebende Funke all' seiner Bewegungen das fremde Kommando ist; denn wie wild der Freiheitstrieb in der Brust des jungen Schwärmers lodert: er weiß, in dem Augenblicke, da er zur Fahne schwört, hat er dem eigenen Handeln entsagt. Aber, daß er dem innersten Heiligthum der Persönlichkeit, daß er auch dem Trieb des eigenen Empfindens entsagen muß auf der Laufbahn des Kriegs, darauf war er nicht vorbereitet. Er kommt in ein Quartier — wie lächelt und lockt da die Weiblichkeit in ihrem reizendsten Bilde! Das süßeste Wunder ist in sein Leben getreten, wie möchte er's fassen und halten! Wie heiß begehrt er! Was kümmert ihn plötzlich der Streit aller Fürsten und Völker? Seine Zeit ist da, er ist zwanzig Jahre alt. Die Natur ruft ihn zur Liebe. Armer Knabe, die Trommel ruft ihn zur Fahne. Er muß fort. Zum erstenmal empfindet er die Eisenfaust des Kommando's. Er knirscht, er möchte weinen! Das sind die wahren Prüfungsstunden des jungen Soldaten. Schrecklicher als der erste Gang in die Schlacht, erschütternder, als das erste Kanonenfieber. Solche Stunden schmieden Helden oder — die fühllosesten der Alltagsmenschen.

Unwirsch gestimmt, marschirte Wilhelm von Plan an der Spitze seiner Kompagnie. Der Schmerz vereitelter Liebeswerbung verwandelte sich in tiefste Bitterkeit, die Bitterkeit rasch in Zorn. Wild freute er sich auf Kampf und Mord. Blutgierig regten ihn die vielen Berichte auf, womit Ausreißer aus dem Treffen von Ligny in jedem

Augenblick herangestürzt kamen. Er wünschte nichts, als sich und Andern Verderben.

Die Ausreißer wurden immer häufiger. Soldaten von Feind und Freund, von allen Waffengattungen. Immer näher tönte das Gekrach der Geschütze. Schon flogen einzelne Kugeln dem Regimente entgegen, welches längst in Schlachtordnung marschirte. Alles verkündete, daß man vom Schauplatz der Tragödie in die ersten Koulissen einrückte.

„Das zweite Regiment nimmt dieses Dorf mit Sturm!" erscholl auf einmal das Kommando des Obristen Funk, welcher, die Glieder hinabreitend, mit der Degenspitze deutete. Man sah an der Ecke eines Gehölzes einige ländliche Höfe, Schanzen und Pulverrauch. „Wie heißt der Ort?" fragte Wilhelm seinen Hauptmann. „Point du jour," antwortete der Hauptmann. Wilhelm schauerte zusammen.

Durch Kornfelder und Wiesen, welche im Nu zu Staub zertreten waren, ging's mit wildem Hurrah auf den feindlichen Posten los. Ein lebhaftes Feuer von Kleingewehr und Geschütz kam vom Dorfe her; die preußischen Sturmkolonnen aber verloren keinen Schuß, sondern rückten mit gefälltem Bajonnet vor. In Kurzem waren die Schanzen erstiegen, wüthete der Straßenkampf im Dorfe. Von Haus zu Haus, von Fenster zu Fenster entbrannte ein erbittertes Ringen. Das wildeste Handgemenge löste alle Ordnung bald auf, Haufe gegen Haufe focht, Mann gegen Mann.

Der Platz wurde erobert. Die blutige Arbeit war gethan. Weit und breit lag eine gräßliche Aussaat von Leichen umher, in Zimmern und Kellern, in Gärten und Feldern. Vom Viktoriarufen der tapfern Schlesier schallt's

hin und her. Am Ende des Dorfes versammelte sich, ein: der ersten, die Kompagnie unseres jungen Lieutenant; wieder.

Mit Freude hört dieser an, was an andern Punkten geschehen, wie der Feind gelitten, wie er geblutet. Wenige sind gefangen, fast Keiner geflohen, die Meisten getödtet. „Ist auch Konstanzens Bräutigam unter diesen?" Der Jüngling denkt's mit Entzücken. Vergebens straft ihn sein Gewissen darüber, er denkt's und denkt's immer wieder. Mit grausiger Lust blickt er in die verwüsteten, mit Blut und Leichen erfüllten Dorfstraßen zurück. Dort wird er liegen, eine heißbrennende Kugel im Herzen. Wie freut er sich, wenn er die feindlichen Verlustlisten zu Gesichte bekommen wird! Wie freut er sich, wenn er dann wieder in Gembloux auftreten wird!

Besinne dich, Knabe! was sagt das Ehrenkreuz auf deiner Brust zu diesen Regungen?

Der Lieutenant umging nun das Dorf von der entgegengesetzten Seite, um etwa Flüchtige oder Verwundete noch zu Gefangenen zu machen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er den Kirchhof. Der Platz hatte nichts weniger als eine feste Lage, wenn nicht etwa eine niedere Einfangsmauer und der seichte Abfluß von einem Bewässerungsgraben, der sie theilweise umgab, dafür gelten sollten. Deßungeachtet hatte eine Handvoll von Feinden hier eine Aufstellung genommen. Es waren Soldaten der Kaisergarde in vollster Parade-Uniform, mit großen, rothen Epauletts, weißen Pantalons, Bärenmützen. Sie standen in einem geschlossenen Kreis, höchstens zwanzig Mann stark und hatten kein einziges Geschütz. Nichtsdestoweniger war ihre Haltung trotzig und kühn. In der Mitte des Häufleins

einen kaiserlichen Adler im Arm, stand ein junger, baumlanger Offizier, erhöht auf einem Grabhügel. Sein Antlitz war länglich, blaß, aber ein dichtschwarzer Bart und ein schwarzes martialisches Glutauge machten sein Aussehen dämonisch interessant.

Die Schlesier sahen mit Verwunderung auf diesen Feind. Es war eine Gruppe, mehr zum romantischen Effekt, als zum vernünftigen Widerstand hingestellt.

Der Lieutenant konnte noch immer nicht glauben, daß das Häuflein ohne Geschützbedeckung hier auf Vertheidigung sinne; er setzte daher sein Fernrohr an's Auge und musterte scharf. Aber was sah er da? An der Brust des feindlichen Offiziers hing ein welker Rosenstrauß mit einer blauen Schleife gebunden. Alle Sinne vergingen ihm.

Der also war's! So hatte er ihn doch noch gefunden. Konstanzen's Bräutigam stand vor ihm. Lebend zwar, aber ein Opfer des Todes. Er hatte mindestens seine halbe Kompagnie bei sich — hundert gegen zwanzig Mann! Und fortwährend fanden sich neue Zuzügler vom Regiment ein. Er hatte im Nu die zehnfache Macht und — er war der einzige Offizier am Platze. Er konnte verfügen, wie er wollte. Er durfte winken und — das Heldenhäuflein im Kirchhof war nicht mehr.

So hatte der Jüngling noch nie gezittert, wie in diesem Augenblicke. Heftig arbeitete sein Gewissen, heftig seine Leidenschaft. Laut hörte er die Stimme des ehrlichen Soldaten in sich, sinnverwirrend gaukelte das Chemisettchen Konstanzen's vor seinen Augen. Er riß den Mund auf: „Gebt Feuer!" wollte er kommandiren, aber seine Stimme erstickte. Der Druck des Gewissens zermalmte ihn.

Mit einem heftigen Anlauf nach dem entgegengesetzten Entschlusse hin sprang er auf fünfzig Schritte gegen den Kirchhof vor, und schrie mit allem Mark seiner Stimme: „Ergebt Euch!“ Gott sei Dank, da hat er seine Pflicht gethan. Was wird man antworten? Athemlos lauscht er. Nicht lange braucht er zu lauschen. Das erste Glied fällte die Gewehre, das zweite gab Feuer. Ein halb Dutzend Kugeln pfiff dicht an ihm hin. Ha, wie jauchzte da die Seele des Jünglings. „Du darfst ihn morden! du darfst ihn morden,“ rief die Eifersucht in ihm, und aus voller, übervoller Brust kommandirte er: „Feuer!“

Drei oder vier Salven wurden gewechselt, da verstummte das feindliche Feuer. „Sie haben sich verschossen,“ sagte der Korporal Probst an Wilhelms Seite. „Ihr point d'honneur ist befriedigt, bieten Sie den armen Teufeln nochmal Pardon.“

Der Pulverrauch verzog sich — ein paar Brave lagen am Boden, der feindliche Lieutenant stand. Konstanzen's Bräutigam stand! Wie schwer war Probst's menschlicher Rath zu befolgen! Wilhelm schwankte minutenlang. Der arme Junge war in einer verzweifelten Lage. Welch' einen Kampf kämpft er mitten im Kampfe! Wirklich, das Schicksal forderte viel von dem jungen Soldaten.

Er überwand sich noch einmal. „Ergebt Euch!“ schrie er zum zweiten Male; er rief's mit Unwillen, mit Verdrossenheit, nicht wie ein Sieger, sondern wie der müdeste aller Besiegten. Der Mann mit dem Blumenstrauß schüttelte den Kopf. Seine Gefährten drohten mit dem Kolben. Jetzt war der Lieutenant zu Ende. „Fällt das Bajonnet! Zum Sturm!“ klang hoch sein Kommando, und mit einem wüthenden Hurrah! wie eine Meute Jagdhunde auf ein

verendendes Wild stürzt sich die Uebermacht der gereizten und erbitterten Schlesier auf den Feind.

Als sie auf dreißig Schritte herangekommen waren, kommandirte der feindliche Offizier: „Arme au bras!“ und seine Gefährten machten Gewehr in Arm und standen wie unbewegliche Steinbilder. Das war ein alter Kunstgriff der Kaisergarde. Durch diese gänzliche Nichtachtung des feindlichen Angriffs hatte sie oft schon bewirkt, daß der Angreifende, verblüfft und bestürzt, sich eine Blöße gab. Dem Lieutenant war er neu dieser Kunstgriff. Nicht so den älteren Soldaten seines Regiments. Knirschend vor Wuth über das beleidigende Kommando stürzten sie sich auf den Feind und stießen, über hundert Bajonnete, wie blind in das wehrlose Häuflein. Die baumstarken Männer fielen rechts und links, lautlos, stolz.

Bei diesem Anblick regte sich wieder die ganze Menschlichkeit in unserm zwanzigjährigen Helden. Das Blutbad erfüllte ihn mit Schauder und Eckel. Schon war er dem feindlichen Offizier auf Leibeslänge nahe. Er packte ihn an der Brust, schüttelte ihn krampfhaft und rief zum dritten Male: „Ergib Dich, Bruder — im Namen Konstanzens!“ Mit dem Weißen im Auge und mit hochgeschwungenem Degen erwartete er die Antwort.

Der Kaiser-Gardist blickte erstaunt. Mit dem Ausdrucke des hoffnungslosesten Schmerzes sagte er tonlos: „Sie ist ja hin! Preußen haben den Hof gestürmt und sie entehrt!“ — „Wer sagt das?“ rief Wilhelm. — „Ein Hausdiener brachte mir reitend die Nachricht.“ — „Sie war falsch! Ich selbst habe sie befreit!“ — Der Franzose sah, staunte, stierte wie träumend in die Züge seines Feindes; — es war ein hübscher, herzvoller Junge! Die

lauteste Ehrlichkeit saß in den braunen Augen des Fremden. Da fing er zu wanken an, zu zittern, er schnallte seinen Degen los, aber früher noch sank er — sank er in die Arme des Mannes, der seine Braut gerettet. — Das Handgemenge stand still. Franzosen und Preußen blickten verwundert auf die Gruppe.

So endete diese Episode. Was weiter noch von Feind und Freund an dem Tag manövrirt wurde, ist Sache der Kriegsgeschichte, nicht der unsern. Was uns betrifft, wir fahren fort, unsere Einzeln-Begebenheit zu berichten.

Wilhelm von Plan wollte sein Werk nicht halb thun. Er ergriff die nächste Gelegenheit, seinen Gefangenen wieder zu entlassen. Seinerseits ersah der französische Offizier den günstigen Augenblick, als der Schlachttag sich abgekühlt und das Bivouac bezogen war, sich zu einem mehrstündigen Urlaub nach Gembloux zu melden. Er erhielt ihn, borgte ein Pferd und ritt seiner Braut zu.

Schon aus der Ferne überraschte es ihn angenehm, daß das Landhaus so unverletzt dastand. Als er näher kam, als er durch's Thor und den Garten einritt, erblickte er wohl die Spuren des preußischen Besuchs — verkohlte Herdstellen, glimmende Brände, zerbrochene Latten, stäubende Federn des erwürgten Geflügels: aber was wollte das sagen für ein erfahrenes Soldatenauge? Er athmete auf. Er wagte zu hoffen, daß das Attentat auf Konstanzen, welches ihm Jean, der Kellerbursche, so allarmirend überbracht, wohl auch nicht so grell gewesen. Er wagte dem preußischen Lieutenant, welcher ihm den Sachverhalt günstiger erzählt, zu glauben.

Deßungeachtet war er eifersüchtig, Monsieur Beauvallet. So nämlich hieß der französische Gardeoffizier. Es war

ihm daher willkommen, daß die erste Person, welche im Landhause ihm begegnete, Fräulein Jeannette war, die Schwester seiner Braut.

Die Begrüßung war ein Freudenschrei. Leon Beauvallet war unverwundet, und Jeannette sah nicht aus, wie die Schwester einer Unglücklichen.

Aber nicht ohne Herzklopfen fing Beauvallet an: „Nun sprechen Sie, Mademoiselle, was ist hier vorgegangen? Von allen Personen im Hause werden Sie am wenigsten den Kopf verloren haben."

„Merci, Monsieur! also wissen Sie schon? Wir hatten hundertfünfzig Preußen, die gespeist und getränkt sein wollten. Ich hoffe, sie sind's. Gott gesegn' es den Leuten."

„Ist das Alles?"

„Was wollen Sie mehr?"

Der Ton des Mädchens war so unbefangen! Und er kannte sie stets als grad und offen.

„Das also war blinder Lärm!" dachte Leon bei sich. „Wer aber hat Jean, den Hausküfer, geschickt?" Er erzählte dem Mädchen die Botschaft des Burschen.

„Ist's möglich!" rief Jeannette mit unverholenem Erstaunen. „Ich selbst weiß kein Wort davon. Ich hatte alle Hände in der Küche voll. Es ist wahr, ihren Schrei hört' ich einmal; die trinkenden Soldaten mögen wohl lebhaft geworden sein. Aber der feindliche Lieutenant legte sich in's Mittel. Ah, ein prächtiger Mensch! Ein schöner, hoffnungsvoller Soldat!" Und das arme Kind zerdrückte ein Thränchen, welches der Gardist in der Dämmerung nicht sehen konnte.

„Also einen Schrei habt Ihr doch gehört?" rief Leon mit zuckenden Brauen. Er sah das Mädchen scharf an.

„Mein Gott, kommen Sie nur," sagte Jeannette und zog den Freund hinauf in die Wohnung.

Auf dem Corridor flog ihm ein blonder, jubelnder Engel entgegen — es war Konstanze. Sie hatte seine Schritte, seine Stimme gehört und lag selig in seinen Armen.

Der eifersüchtige Heißkopf versagte sich's nicht, auch noch Konstanzen zu fragen. Aber diesmal bereute er seine Hartnäckigkeit. Das Mädchen sah ihn groß an: „Und ich wagte es dann, einen Mann von Ehre in meine Arme zu schließen? Ich hätte mir nicht selbst den Tod gegeben?"

„Sacre nom de Dieu!" rief der beschämte Offizier, „dem Jean, dem Vieh, brech' ich den Hals!"

„Ruhig!" riefen die Schwestern wie aus einem Munde. „Wahrscheinlich hat der Papa selbst ihn geschickt. Der Papa glaubte vielleicht in seiner Angst, Du könntest ohne Weiteres Deinen Posten verlassen und zu unserm Schutz herbeieilen. Der Sporn war scharf, den er Dir angesetzt — Du Armer, Du Guter, was mußt Du gelitten haben! Aber verzeih' es dem schwachen Mann.."

Das war indeß in die Luft geredet. Der Offizier entbrannte billig in Zorn; die Sache lag weit außer'm Spaß.

Er flog, von den beiden Schwestern vergebens zurückgehalten, in die Wohnzimmer. Da sah es friedlich aus. Der Theekessel brodelte auf dem Tisch, der Hausherr, in Schlafrock und Pantoffeln, war beschäftigt, seine Lieblingswurst aufzuschneiden.

„Ich danke Ihnen, Herr Jolibert, für die gütige Depesche," rief der Gardist kurz und scharf. „Von dem Augenblick, da sie mir Jean überbrachte, war ich ein ent-

mannter Mann. Ich suchte den Tod. Entschuldigen Sie, daß ich noch lebe."

„Aber Leon!" zupften die Mädchen.

„Das nehme mir Niemand übel," fuhr der Offizier fort. „Ich bin Soldat und kann was vertragen. Noch heute Morgens, als ich nach meinem kurzen Besuch bei Euch zum Regiment zurückkehrte, flog mir gleich Anfangs der Affaire, welche bei Ligny die Ausdehnung einer Schlacht gewann, der Kopf meines Bruders entgegen, den ein Sechspfünder vom Rumpf getrennt hatte. Eh bien, es war Soldatentod und ich ging d'rüber hinweg. Wenn mir aber ein Unglücksrabe daher geflogen kommt, auf einen Posten, den ich als Mann vertheidigen soll, und krächzt mir in die Ohren: Unser Haus ist erstürmt, Mademoiselle Konstanze in der Gewalt der Soldaten... morbleu! und die ganze Annonce ist ein Märchen, ein beabsichtigter Puff —"

Herr Jolibert machte ein Kalbsgesicht und murmelte etwas von „Mißverständniß."

In diesem Augenblick kam die Hausfrau auf ihren Krücken gehinkt.

„Ah Madame, mille pardon!" wendete der Gardist sich nach ihr und ergriff ihre Hand zum Kusse; „es thut mir Leid, Ihre Ruhe gestört zu haben. Wie befinden Sie sich?"

„Danke, Monsieur Leon, besser, als ich nach der heutigen Emotion erwarten darf. Wir haben einen kleinen Schreck gehabt — Sie, leider! einen großen, wie ich höre. Ich bitte Sie! was hat man Ihnen gesagt über die Conduite unserer Preußen?"

Der Offizier erzählte. Er erzählte die Sendung des

Kellerburschen und die frevelhaft-übertriebene Nachricht, welche er durch denselben empfangen. Er schilderte hierauf — nicht seinen Schmerz, sondern sein Betragen in der Schlacht. Er beschrieb seine Thaten nicht als Heldenthaten, sondern im Tone des Selbstvorwurfes, er beschrieb sie als eine moralische und soldatische Pfuscherei, die er mit empfindlichstem Ehrgefühl verdammte. Aber nur um so bitterer war sein Ton und in rücksichtsloser Nacktheit warf er, wie eine aufgerollte Musterkarte, ein langes haarsträubendes Blutgemälde der Gefahren, die er bestanden, der Todesarten, die er gesucht, vor die Augen seiner Zuhörer hin.

Die Damen schauderten. „Halten Sie ein!“ rief Madame Jolibert im Fluß dieses entsetzlichen Berichtes; — „fahre fort!“ flüsterten die jungen Mädchen mit dem Kitzel der Neugier und des Grausens.

Der Gardist fuhr fort. Er erzählte die Kirchhofsscene. Jene Scene, wo er, nachdem er in der Vertheidigung des Dorfes seinen Tod vergebens gesucht, sich schlechtweg hinstellte, um einen Kampf zu provociren, der keiner mehr war — um zu fallen, wie ein tolles Thier gefällt wird.

Mit dem Weißen im Auge hingen die Damen an seinem Munde. Man begriff nicht, daß er noch lebte.

Endlich erzählte er das auch. Die Art, wie er gerettet wurde, wie er sich ergab „im Namen Konstanzen's!“ wendete zugleich und schloß die verhängnißreiche Geschichte.

Ein Schrei der Ueberraschung erscholl aus dem Munde der Mädchen. Sie hatten die Persönlichkeit des feindlichen Offiziers mehr und mehr erkannt in der Schilderung Leon's; diese Wendung, dieser Schluß aber ließ keinen

Zweifel mehr zu. Konstanze entfärbte sich und sank stumm in die Arme ihres Bräutigams. Jeannette stand da mit innigstem Erglühen, horchend, staunend, erwartend.

Die Reihe zu erzählen war nun an Konstanzen. Sie that es. Sie erzählte in einer reizenden Verwirrung zwischen weiblicher Bescheidenheit und geschmeichelter Eitelkeit die Eroberung, die sie an dem feindlichen Lieutenant gemacht. Seine leidenschaftlichen Liebesanträge, ihre Abwehr, sein gesteigertes Drängen, und wie sie zuletzt gegen so heiße, aber nicht unehrenhafte Werbung kein anderes Mittel gewußt, als die Berufung auf ihren Bräutigam.

„Ist's möglich?!" rief Monsieur Jolibert, der bisher gar nichts gerufen. „Und diese Berufung auf Deinen Bräutigam hat ihn gerettet, anstatt ihn zu verderben? Wunderbarer Deutscher! Wann hat man je gehört, daß Deutsche so generös sein können? Es ist wahr, in Herzenssachen sind sie gefühlvoll, diese Deutschen. So zart, so aufopfernd! Das ist ihr Genre. Ein Franzos oder ein Wallon hätte ganz anders gehandelt. Das Signalement eines Nebenbuhlers wäre ein sicherer Todesbrief für denselben geworden — und Monsieur Beauvallet entging dem Tode dadurch! Meine Lieben, es ist wirklich merkwürdig! Was soll man sagen zu diesen deutschen Querköpfen? Ideologen sind's; ja, ja, der große Kaiser hat Recht, Ideologen!"

Der Hausvater war sehr zufrieden mit seinem Enthusiasmus. Kam er doch unvermerkt auf ein anderes Thema damit, als seine schmähliche Absendung Jean's war; wie hätte er dem jungen Schlesier nicht recht pausbackig applaudiren sollen? Denn man kann sicher sein, wenn ein

Philister über fremdes Verdienst sich begeistert, so hat er gewiß irgend eine eigene Schmach zu vertuschen damit.

Aber der Ton war nun angegeben, und jetzt ging's hoch her in der Familie Jolibert. Die Ehren unsers jungen Helden blühten über alle Maßen. Jean, der Kellerbursche, mußte den letzten Weinflaschen nachgraben, die sich im bergenden Sande etwa noch finden mochten, und die Gesundheit des schlesischen Lieutenants wurde aber- und abermals ausgebracht. Dabei mußten Monsieur Leon und Fräulein Konstanze ihre Rencontres mit dem braven Knaben wiederholt von Neuem erzählen, denn zuerst war's nur hastig und skizzenhaft geschehen. Kurz, die ganze Familie gerieth in die aufrichtigste Rührung, den Herrn Jolibert, welcher am meisten lärmte, vielleicht noch am meisten ausgenommen.

„Wie glücklich preis' ich die Mutter solch eines Sohnes!" rief Madame Jolibert aus, die sich mehr als eine Thräne trocknete. „Es thut mir nur leid, liebe Kinder, daß wir dem Braven nicht irgend ein Andenken verehren können, welches er als Zeugniß seiner rühmlichen Handlung zu Hause präsentiren könnte. Es ist wirklich Schade, wie in solchen Zeitläuften an die Möglichkeit gar nicht zu denken ist, im allgemeinen Trubel eine einzelne Person zu verfolgen."

„Vielleicht doch!" rief Jeannette, von den Worten der Mutter wunderbar angeregt. „Monsieur Leon, könnten Sie etwa urtheilen, wo das zweite schlesische Infanterie-Regiment, Oberst von Funk, heute Nacht bivouakiren mag?"

„O ja!" sagte Leon ohne Anstand. „Bis auf Acker und Zaun kann ich den Ort freilich nicht nennen, aber

sie werden zwischen Grand Ménil und der Römerstraße liegen. Es muß sogar ziemlich nahe bei uns sein."

„Ei, dann könnten wir ihn ja nach Gembloux bitten," sagte Jeannette sehr schnell.

„Das wohl nicht," antwortete ziemlich gedehnt der stets eifersüchtige Kaiser-Gardist.

„Nein, gewiß nicht!" fiel die blonde Konstanze ängstlich bei.

Die Hausfrau sagte: „Also bei Grand Ménil, meinen Sie? Nun, da müssen wir wenigstens den Versuch machen, ihn zu erfragen. Denken wir gleich an die Wahl des Souvenirs."

Die Familie hielt Rath und einstimmig wurde ein kostbarer Brillant-Ring, welchen das Haus von einem Emigranten gekauft hatte, dazu ausersehen.

Getheilter waren die Meinungen über die Person, welche man zur Uebergabe des Ringes erwählen sollte. Man hatte eigentlich Niemand, als Jean, den Kellerburschen, zur Verfügung. Auch war kein Bedenken darüber, ob man der Treue des Jungen den Werth anvertrauen könne; sie war erprobt, diese Treue: aber darüber trug man Bedenken, ein Ehrengeschenk durch einen Domestiken zu übersenden. In dieser Beziehung wäre Leon Beauvallet selbst der passendere Bote gewesen. Wenigstens meinte es Monsieur Jolibert so, dem der gute Gardist heute Abend nun einmal zum lebendigen Vorwurf gereichte. Dagegen aber wehrte sich ein liebender Engel, Fräulein Konstanze. Sie wollte ihren Bräutigam nicht so schnell schon wieder verlieren; angeblich: der todtmüde Kämpfer brauche Erholung. Zuletzt blieb doch nur Jean allein übrig. Es war ganz besonders Fräulein Jeannette, welche die Wahl

des Kellerburschen befürwortete, und selbst das Bedenken über seine Niedrigkeit löste sie mit dem Einfall, er möge sich für einen entfernten Verwandten des Hauses ausgeben. Jeannette siegte.

Wir haben von der Gemüthsverfassung dieses Mädchens bisher nicht gesprochen. Aber wir errathen sie. Die Arme hatte die Erzählung ihrer Schwester Konstanze mit einem dumpfen Erstaunen angehört. Anfangs glaubte sie, das Blondchen wolle nur ihre Eitelkeit weiden, ihre Treue gegen den Bräutigam in's Licht setzen, und es waren nicht allzu schwesterliche Blicke, welche sie der Romanheldin zuwarf. Bald aber nahm sie die Sache ernsthafter. Sie scheute sich doch, ihre Schwester einer so niedrigen Fanfaronade zu verdächtigen, sie sah sich gezwungen, Konstanzen's Worten zu glauben. Das war ein bitt'rer Augenblick: Das Herz wollte dem guten Kinde brechen. Sie hatte Mühe, nicht laut aufzuschreien. Ihre Thränen konnte sie kaum zurückhalten. Welch ein Unbestand des jungen Menschen! Von einer Schwester zur andern ohne allen Zwischenraum von Zeit hat er so launenhaft gewechselt! Der Treulose! Und sie hat ihn so freundlich behandelt. Er war ihre erste Liebe. Ach, das war er! Jetzt erst gesteht sie sich's ganz; im vergrößernden Spiegel der Eifersucht erkennt sie die Größe ihrer Neigung. Sie war recht unglücklich! Dagegen aber that ihr die Bewunderung ihres Helden wieder himmlisch wohl. Sie freute sich über sein Lob wie über ihr eigenes; es ging sie so geradezu an, wenn was Schönes über ihn gesagt wurde. Sie hätte laut d'reinjubeln mögen, ihr Herz schlug hoch zum Ersticken. Eine Wonne schwellte es, die sie nie zuvor kennen gelernt. Kurz „Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt“

das war mit Klärchen's Worten der Zustand unserer kleinen verliebten Brünette. —

Das Haus Jolibert hat seinen Thee nun genommen und begibt sich allmählig zur Ruhe; wir haben darin nichts weiter mehr zu suchen. Aber begleiten wir den Kellerburschen auf seiner Nachtfahrt in's feindliche Bivouak, sehen wir zu, wie sich der mehrbemeldete Jean seines Auftrags entledigt. Sehen wir unsern Schlesiern wieder zu.

Monsieur Leon Beauvallet war recht unterrichtet; das Bivouak lag zwischen Grand Ménil und Gembloux. Rechts die Römerstraße, links der Dyle. So weit waren sie wieder zurückgedrängt worden. In einem Winkel zwischen dem Dyle und einem ziemlich ausgebreiteten Gehölz hatte das Regiment die Wahl, beim ersten Allarmzeichen eines Angriffs den Kampf entweder anzunehmen, oder einen doppelt gedeckten Rückzug auszuführen, hier durch den Wald, dort über den Dyle, an dessen Ufer Pontons in Bereitschaft dastanden.

Bei so gesicherter Lage war man im Bivouak sorglos und guter Dinge. Ein Kochfeuer besonders war der Sammelplatz munterer Brüder. Ist doch ein Kochfeuer nach einem heißen und hungrigen Schlachttage schon an sich ein Gaudium für ein Soldatenherz, fast was das Feuer für Feueranbeter: ein abgöttisches Symbolum alles Guten.

Die Nacht war finster, der Himmel grau grundirt, und einzelne schwarze Wolkenfetzen trieben in zerrissenen Zügen einher. Die Schatten des Waldsaumes vermehrten noch die Finsterniß der regnerischen Nacht, so daß unser Herdfeuer einen recht romantischen Abstich gab, bei dessen

flackernden Flammenzungen die den Kochkessel umlagernden Gestalten zwar phantastisch unsicher, aber nur desto greller angeleuchtet wurden.

Die Kochgesellschaft war unser Lieutenant Wilhelm von Plan, sein alter Hauptmann, der diesmal nicht seine Wunder-Kanone ausrechnete, der Korporal Probst und der Soldat Thierig, die zwei Spaßmacher des Regiments, sammt zwei Offizieren von andern Kompagnien. Unser Held ist beschäftigt, einen Hasen zurecht zu machen, welchen er eigenhändig abgebälgt, ausgeweidet, kunstgerecht zerstückt, sodann im trüben Wasser der Dyle mit einer Zugabe zerschnittener Kartoffeln über's Feuer gesetzt hat und welcher nun als ein herrlicher Braten den einfachen Elementen des Feuers und Wassers abgerungen werden soll. Die hungerigen Kollegen warten diesen Prozeß mit gespannter Aufmerksamkeit ab, rühren selbst keine Hand, sind aber in bester satyrischer Laune, beim ersten Anzeichen des Mißlingens das selbstgewählte Oberhaupt ihrer Küche standrechtlich auszulachen.

Ja, Wilhelm von Plan kocht! Wir können ästhetischen Seelen die traurige Enttäuschung nicht ersparen, welche erwartet haben, unter'm sterngestickten Himmelszelt oder bei einem schöngemalten Mondschein unsern Adonis wieder zu finden, fern von dem Schwarm „roher Kameraden," hingestreckt auf Blumen und Moos, wie er die Schlacht- und Liebesklänge des heißen Tages in kühler Selbstbespiegelung poetisch-egoistisch durch seine Brust ziehen läßt. So gut wird es einem Gentleman im Kriege nicht. Wilhelm von Plan, der „fixe, anstellige Kleine," wie er noch kurz zuvor auf der Militär-Akademie hieß, ist im Anfang des Feldzuges seiner netten Hand und seines

appetitlichen Wesens wegen hochnöthlichen Falls um die Uebernahme des Kochlöffels von dem älteren Offizierkorps des Regiments ersucht worden, und seitdem — kurz und gut — kocht er zuweilen im Bivouak.

Nicht einmal den Rückhalt haben wir, seine poetische Seele sei mit sublimeren Dingen beschäftigt, und er koche nur so obenhin, leichtsinnig. Nein, er kocht wirklich mit Seele. So eben hat er den Rührlöffel an den Mund gesetzt, gekostet, und was seine Geschmacksnerven ihm sagen, belauscht er, das sieht man, mit gedankenvollstem Gesichtsausdruck.

„Meine Herren," spricht er jetzt, „weiß einer von Ihnen, wo der Hase im Pfeffer liegt? Ich weiß es nicht. Das Ding will nicht schmecken. Die Würze fehlt. Mein ganzer Ruhm hängt an einigen Pfefferkörnern."

„Ueberrumpeln wir Grand Ménil," sagte der Spaßmacher Probst, „und schreiben wir der Kommune, die uns in Hemd und Schlafmütze ihre Deputationen entgegenschickt, eine Contribution von drei Pfefferbüchsen aus."

„Scherz bei Seite," brummte der Hauptmann, „Napoleon würde sich über diese Parodie seines Raubsystems mehr ärgern, als er über seinen Aftersieg bei Ligny sich freuen kann."

„Also um praktisch zu reden," fuhr Wilhelm von Plan fort, „wir brauchen wenigstens Wurzel und Kräuter. Dasjenige Genie, welches von den Feldern bei Grand Ménil gegenwärtige Kartoffeln gestohlen hat, wird höflichst ersucht, in den benachbarten Gemüsegärten nachzusehen, was sich etwa finden mag von Rübchen und Petersilie, Bertramkraut, Melissenkraut, Wachholderbeeren, Zwiebeln e tutti quanti."

Thierig, der zweite Spaßmacher, salutirte ordonnanzmäßig und sagte trocken: „Befehlen, Herr Lieutenant, daß wir zu diesem Ende Grand Ménil ein wenig in Brand stecken, um besagte Gemüsegärten zu beleuchten? Denn wie ich gehorsamst zu melden habe, ist die Nacht stockfinster und Gemüsebeete haben vor andern Betten das Eigene, daß sich mit blinden Griffen nicht erfolgreich darin operiren läßt.“

„Sehr wahr,“ seufzte der Lieutenant, resignirt lachend. „Aber was soll nun aus diesem unseligen Regimentshasen werden? Denn das schwöre ich Ihnen, meine Herren, wenn unser großer König gemeint hat, Jeder kann auf seine eigene Façon selig werden, so kann's dieser Hase nimmermehr ohne alle Façon. Etwas muß doch geschehen für seine Ausbildung. Wenn ich nur eine Hand voll Lorbeerblätter hätte!“

„Ei,“ sagte Thierig, „nehmen wir von den Lorbeern, die wir heute bei Ligny verdient haben!“

„Vortrefflich!“ antwortete Probst, „mit den Lorbeern, die wir bei Ligny verdient haben, den Hasen zu kochen, dessen Panier wir bei Ligny ergriffen haben.“

Der Korporal durfte diesen Scherz ungestraft machen, denn er war der verwegenste Soldat des Regiments, auch zierte seine Brust das eiserne Kreuz.

Unser Lieutenant kostete zum zweiten Male. „Hol' mich der Geier!“ rief er, „wenn ich wenigstens Salz hätte! Aber Salz brauchen wir, das ist ausgemacht. Hat Einer der Herren Salz?“

Tiefes Verstummen.

„Könnten wir nicht Schießpulver nehmen?“ rief

Dörfler vom Dritten, ein junger, vorwitziger Lieutenant, noch jünger als Wilhelm von Plan.

Wilhelm von Plan belehrte ihn sehr väterlich: „Hör' Er, junger Mann, Er führt da verdammt unnütze Reden. Es ist wahr, ein äußerster Vorposten, abgeschnitten von der Welt und allem Salze der Welt, streut wohl in der Verzweiflung Schießpulver auf sein Kommisbrod. Das hat Er vom Kriegsleben durch Hörensagen aufgeschnappt. Aber weiß Er, mein Sohn, besagtes Schießpulversalz wirkt nicht sowohl als Würze, sondern fast immer als ein ausgiebiges Vomotiv. Denn nicht nur, daß die Kohlenschwärze die Speise häßlich verunziert, so ist es namentlich der Schwefel, welcher die Magennerven in einer allzu drastischen Weise kitzelt. Ich möchte nicht dazu rathen. Aber da uns das Messer an der Kehle sitzt, so frage ich allerdings die verehrte Verpflegs-Kommission: will sie den Antrag dieses Pulververschwörers zu dem ihrigen machen?"

„Nein! nein!" erscholl es in der Kochkesselrunde.

„Natürlich!" sagte achselzuckend der Koch selbst.

Aber seine Lage war ernsthaft. Er ließ das Haupt, den Kochlöffel sinken und versank in ein düsteres Brüten.

„O," seufzte er, „soll auf dem Schlachtfelde von Ligny mein Kochruhm zu Ende gehen? Warum doch studirte ich auf der Kriegsschule zu Glatz Vega's Mathematik und Tempelhof's Kriegsgeschichte und Gaudy's und Scharnhorst's Belehrungen für den großen und kleinen Krieg, dazu noch Schmolke's Abendbetrachtungen, — zwar dem eigenen häuslichen Fleiß überlassen, aber doch der moralischen Ausbildung sehr nützlich, zumal wenn man schon früher moralisch war! Hätten doch all diese herrlichen Geisteswerke einen wenn auch noch so gedrängten

Anhang über Salzbereitung gehabt! Woher nehm' ich Salz in diesem drangvollen Augenblick? „Zeigt einen Weg mir an, hilfreiche Mächte!" Vielleicht umgibt es mich rings; aber wo und wie? Wer nennt mir die Stoffe, die Rohstoffe in der Natur, die es enthalten? Vielleicht könnte ich Salz aus Gras gewinnen, oder aus Holz, oder aus Schuhleder, oder aus Regenwolken! Attisches Salz, behaupten die Alten, soll sogar in Witzen vorhanden gewesen sein." Und mit weinerlichem Ton, indem er die Hände faltete, sagte er kläglich: „Ich bitte Sie, meine Herr'n, machen Sie Witze."

So seufzte, wenn wir von Seufzern schon berichten sollen, in diesem Augenblicke unser Held zum Nachthimmel empor. Er starrte unbefriedigt nicht in sein Herz, sondern in den Kochkessel, und schürte zwecklos das Feuer.

„Jetzt ist mein Moment da!" sagte auf einmal der alte, sonst so schweigsame Hauptmann. „Sollst nicht länger zappeln, armer Narr, ich will Dir mein Arkanum anvertrauen." (In Momenten besonderer Cordialität nämlich pflegte der alte Sonderling seine jungen Collegen zu dutzen.) „Allerdings umgibt uns Salz in unendlichen Naturstoffen; mit diesem Einfall, mein Junge, bist Du auf der rechten Bahn. Und darum verdienst Du auch, für diese ächt geniale Küchenlogik, — daß ich mich Deiner annehme. Denn wisse, mein Edler, auch ich war einst in einer ähnlichen Lage, und — der Teufel soll mich holen! — ich hatte denselben Gedanken. Sapperment, dachte ich mir, wenn ich mal will, so muß Alles Salz sein, das Salz denke nur nicht, daß es allein salzig ist. Gedacht, gethan! ich ging in den nächsten Garten und raufte mir eine Hand voll unreifer Pflaumen vom Baume. Die

warf ich in meinen Fleischtopf, ließ sie mitkochen — es war gewagt, ich gesteh' es, aber ohne Wagniß kein Fortschritt! Die Wirkung war fabelhaft. Diese angenehme Säure, diesen pikanten Mitgeschmack, den ich dadurch erreichte — meine Verwegenheit lohnte sich glänzend! Ich hatte ein Salz-Surrogat entdeckt, viel preislicher noch, als wirkliches Kochsalz. Unreife Pflaumen! merk's Kleiner. Was soll ich mein Geheimniß in's Grab nehmen? Die junge Generation will auch leben."

„Bravo!" applaudirte die Kumpanei, „es lebe der edle Hauptmann von Theremin!"

„Und ich," rief Wilhelm von Plan, „schlage mich in die Obstgärten von Grand Ménil. Hurrah, das Pflaumensalz!"

Damit verschwand er.

Er tappte den Baumgärten zu, welche von Grand Ménil in weit zerstreuter Ausdehnung gegen das Gehölz sich heranzogen. Luchsäugig spähte er in den Bäumen herum. Fand er Pflaumenbäume, oder fand er sie nicht? Das war die Frage.

Doch nein! das war die Frage jetzt nicht. Denn ganz was Anderes als unreife Pflaumen fand er. Aehnlich dem biblischen Pächterssohn, der nach verlaufenen Hausthieren ausging und ein Königreich heimbrachte, suchte unser Held zwar eine Hand voll saure Zwetschgen, aber Fortuna geisterte schon mit viel edlerer Gabe in seinem Gehege herum.

Was war das?

Aber der Leser erräth es bereits. Können wir's doch nicht auf Effekt anlegen oder Spannung davon er-

warten, wenn Jean, der Kellerbursche, den Brillantring überbringt!

Freilich!

Denn das oder etwas — Aehnliches war es in der That.

Der Jüngling suchte nicht lange, da stieß er auf einmal — nicht gegen einen Baumstamm, sondern gegen einen Menschen. Der Mensch prallte zurück, aber der Lieutenant hielt den Menschen.

„Wer da!" rief der Lieutenant.

„Mille pardon!" antwortete der Mensch, „ich bin ein armer friedlicher Junge."

„Was will Er hier?"

„Ich suche das preußische Bivouak. Ich habe einen ehrlichen Auftrag —"

„Verdammt, wie ist Er durch unsere Vorposten gekommen?"

Der Junge zitterte heftig. „Um Gottes Barmherzigkeit, nicht so scharf, mein Herr! Ich habe sie zu umgehen gewußt . . ich kenne die Gegend. Ich habe tausendmal gespielt in diesen Gehölzen. Ich habe einen Auftrag — bei Gott, einen ehrlichen und friedfertigen Auftrag, aber ich wollte jedes Aufsehen vermeiden. Ich bin von Gembloux."

Bei diesem Namen wurde der Lieutenant milder.

„Ah, von Gembloux! — Wie heißt Dein Offizier?"

„Wilhelm von Plan, Lieutenant im ersten Bataillon des zweiten schlesischen . . ."

„Weiß schon, der bin ich selbst."

Der Junge machte eine Bewegung. „Bei Gott, es ist wahr!"

„Kennst Du mich denn?"

„Ich bin Jean, der Kellerbursche, bei Monsieur Jolibert. Sie haben heute Mittag dort requirirt. Mein Vetter, der Hausherr, schickte mich ab, um — Sie zu bitten, dieses Andenken anzunehmen." — Der Junge reichte das Etui mit dem Ringe hin. — „Sie haben sich ein großes Verdienst um die Familie erworben, ein großes und bewunderungswürdiges Verdienst. Ich soll Ihnen den Dank des Hauses überbringen — nehmen Sie vorlieb damit. Wenn Sie immer können, so sind Sie eingeladen, Sie sind dringend gebeten, uns in eigener Person zu beehren."

Der Lieutenant stand angenehm überrascht. Dem jungen Manne war jede Auszeichnung noch so neu, so blumenfrisch auf seiner kurzen Ehrenlaufbahn! Er machte das Etui mit kindlicher Neugierde auf und beäugelte den kostbaren Ring herzlich naiv.

„Ach, das ist schön! das ist sehr schön! Ich danke, mein Lieber. Sage Deiner Herrschaft — Deinen Verwandten, wollte ich sagen, daß ich das Andenken hoch schätze." — Und er machte Miene, sofort zu seinen Kameraden zu hüpfen.

Der Kellerbursche stand unbeweglich.

Der Lieutenant sah ihn an: „Wahrhaftig," rief er, mit einem Griff nach der Börse, „den Botenlohn! Bald hätte ich vergessen . . ."

„O Gott, nein!" und wie gescheucht sprang der Bursche von hinnen.

Ein niedriger Baumzweig riß ihm den Hut vom Kopfe.

Der Hut schnellte dem Lieutenant zu, der ihn auffing. Aber der Kellerbursche sah sich nicht um nach dem Hut, so eilig that er. Verwundert sah ihm der Lieute-

nant zu, da glaubte er vom Hinterhaupte des Burschen etwas wie Haarzöpfe fallen zu sehen. Augenblicks sprang er ihm nach — er hatte richtig gesehen. Ein Frauenhaupt floh vor ihm her. Er haschte es — ein Schrei aus beider Mund — der Kellerbursche war — Jeannette.

Das Mädchen war außer sich. „Um Gotteswillen, lassen Sie mich," stammelte sie mit fliegendem Athem. „Ich wollte Sie nur noch einmal sehen! Sagen Sie Niemanden, daß Sie mich erkannt haben. Lassen Sie mich! Ich muß fort."

Aber nur fester hielt sie der Jüngling. Er hörte nicht die Stimme des Mädchens, er hörte nur das schöne entzückende Schlagen seiner Stunde — der Stunde des Glücks und der Liebe!

Es war seine erste Eroberung.

Er traute seinen Sinnen, seinem Augenschein nicht. Wie ein träumend' Verzückter, wie ein Mensch, der zum erstenmale das Meer sieht, bewunderte er, empfand er.

So hielt er ihre Taille umschlungen, so blickte er ihr in's Gesicht. „Du Engel!" stotterte er, „Du Engel!" Das Wort erschöpft ein ganzes Menschenherz, es paßt ewig für den Gefühlsausdruck der Jugend und der Liebe, so wenig es auch in diesem Augenblick paßte. Jeannette, mit ihrem dunkeln, verliebten Feuerauge, mit der tiefglühenden Wange voll Scham, das siebzehnjährige Dirnlein von heißem wallonischem Blut, bot eher das Bild einer jugendlich knospenden Mänade, als eines Engels.

„Wie ist sie doch ihrer Schwester überlegen! ganz gemacht zu Glück und Genuß!" dachte der zwanzigjährige Aesthetiker im Anschaun dieser sinnlichen Gottheit.

Konstanze und der Zauber ihres Chemisettchens war

überwunden. Jetzt erst konnte er ganz seiner Bravheit auf dem Kirchhof sich freuen.

„Du Engel! Du Engel!“ lallte er immer von Neuem.

Jeannette klammerte sich heftig an ihn, aber eben so dringend bat sie auch um ihre Freiheit. „Es ist genug! es ist zu viel! Sie schwor, wenn sie die Möglichkeit einer Entdeckung geahnt hätte, sie hätte es nicht unternommen, dem Jean seine Mission abzuschwatzen und sich selbst unterzuschieben. Sie habe, bei Gott, nicht mehr gewollt, als ihn sehen und — das gestand sie — ihn einladen, wieder zu kommen.“

Aber Wilhelm konnte sie sobald nicht lassen. Denn nun fiel ihm ein, daß das Mädchen, wenn sein rühmliches Betragen auf dem Kirchhof zum Gegenstand der Besprechung und der Belohnung geworden, nothwendig auch sein Betragen im Weinkeller wissen mußte; diese verfänglichen Anwandlungen! Und kein Wort des Vorwurfs, der Eifersucht war ihr entschlüpft! Das gute Mädchen!

Er fühlte das Bedürfniß, sich selbst anzuklagen. Er betheuerte hoch und heilig, daß Konstanzen's Reize mehr seine Sinne getroffen, als sein Herz; ihre bedrohte Lage sei es gewesen, welche ihn so lebhaft gerührt, er habe die Instinkte der Ritterlichkeit für Liebe gehalten. Er habe sich selbst nicht gekannt. Aber jetzt kenne er sich, jetzt! Und neue Schwüre, neue Herzensergießungen sprühten wie eine Brandung von Seligkeit über das liebende Paar hin.

„Saaaalz!“ erscholl es auf einmal mit hohlem, langgezogenem Tone. Jeannette zuckte zusammen. Wilhelm stampfte mit dem Fuße, der ganze Spaß war ihm jetzt sehr gênant. Er erzählte dem Mädchen kurz, was dieser Ruf zu bedeuten habe; aber sie ließ ihn kaum zu Ende

kommen, sie wollte schon wieder fort. „Um Gotteswillen, sie werden kommen! sie werden Dich suchen!“ Und mit keiner Macht war sie mehr zu bewegen, Stand zu halten. „Laß mich fort, laß mich fort! Wir sehen uns wieder. Komm nach Gemblour, sobald es Dir möglich ist!“

„Morgen, Du Engel! Und wenn wir euren großen Kaiser klein gekriegt haben, werb' ich um Dich. Du hast mir den Ring gebracht und die Braut dazu!“ — Ein Kuß und noch einer und fort sprang sie. Nicht einmal sein Geleite wollte sie annehmen. „Laß mich nur; ich kenne den Weg besser als Ihr Preußen.“ Nur eine kurze Strecke erschmeichelte er sich noch längs des Dyle gegen Gemblour hin. Das waren kostbare Augenblicke. Er konnte sich nicht satt sehen an dem Zaubermädchen. Unter beständigem Küssen und Händedrücken ging die bewilligte Wegesspanne zu Ende.

„Saaaalz!“ erscholl es zum zweitenmale.

Nun ist es Zeit! der Ruf klang doch schon ziemlich aus der Ferne. Die letzte Umarmung — da war's gethan! Jeannette eilte nach Hause, Wilhelm sprang in sein Bivouak zurück.

Mit Hast und Hitze kam er an. „Da bin ich, Ihr Schreihälse!“ — Ach, wie gern wäre er meilenweit weggewesen!

Die zwei Spaßmacher kamen ihm gar nicht mehr spaßig vor, der alte Hauptmann hatte ein Wallfischgesicht und die beiden Lieutenants ähnelten Kameelen. So exclusiv macht die Liebe!

Aber der gute Junge besaß Humor genug, um nicht in eine sentimental-hypochondrische Laune zu fallen. Er

trat unter die Freunde, als wenn nichts passirt wäre. Nur animirter, freudiger.

Die Kochkesselrunde begrüßte ihn ungeduldig.

„Heda, die Pflaumen! wo sind sie? gibt's welche?"

„Die ganze Mütze voll!" antwortete Wilhelm. Er stülpte die Mütze, die er in der Hand getragen, rasch über den Kessel um, ergriff den Rührlöffel und tauchte auf allen Seiten in die Tiefe damit.

„Aber am Ende sind es zu viel?" rief Dörfler vom Dritten. „Wir hätten den Hauptmann um das arbiträre Maß fragen sollen."

„Arbiträre Maß! Sehr weise!" lächelte Wilhelm.

„Wenn nun die Brühe zu sauer wird?"

„Meinst Du, Brüderchen?" und Wilhelm lächelte noch schlauer.

Dann fuhr er fort: „Darauf wollen wir's ankommen lassen. Das Feuer geschürt, und in fünf Minuten, denk' ich, soll die Beize in's Fleisch gedrungen sein. Bis dahin, meine Herren, unterhalten Sie sich damit, diesen herrlichen Brillantring zu betrachten, den mir so eben der Kaiser Napoleon geschickt hat für die bewußte Großthat in Point du jour. Ich meine die Erhaltung eines seiner bravsten Garde-Offiziere."

Damit reichte er den Ring herum.

Der Ring ging von Hand zu Hand. Man ließ ihn gegen den Glutschein spielen, man beäugelte ihn von allen Seiten. Sein Feuer war ächt. Die Gesellschaft ward neugierig. Der Scherz von dem Kaiser Napoleon klang

wahrscheinlich und unwahrscheinlich genug, daß die Kameraden nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Man bestürmte den Lieutenant mit Fragen. Er antwortete mit Lächeln, mit Ausweichungen, ließ rathen, hielt hin. So vergingen fünf Minuten, während welcher er die Neugierde auf's Höchste geschraubt hatte.

Auf einmal rief er: „Blitz Element, was denken die Herren! Ich sollte wohl meiner Küche vergessen? Sollte mich verweilen und verschwatzen, um dann ausgelacht zu werden? Ei, wie fein! Nichts da, der Hase geht vor. Dann wird erzählt. Er ergriff den Kochlöffel, kostete und jubelte auf: „Viktoria, meine Ehre! Schmeckt das prächtig! Ich kann Ihnen nur sagen, meine Herren, das ist gar zu famos geworden. Greifen Sie zu. Ich erkläre den Hasen hiermit feierlich für absolvirt."

„Die Ringgeschichte! die Ringgeschichte!" riefen die Kameraden wie toll.

„Ich sag' es Euch ja, ich erzähle sie eben. Nun wir den Hasen serviren, zerstreut meine Aufmerksamkeit nichts mehr. Also hören und essen! Es ist fast ein kleiner Roman, den ich erzähle, — ein ganzer Roman, wahrhaftig!"

„Aber Wirklichkeit, keine Erfindung?" fragte der alte Hauptmann.

„Sicher, Papa! Nur Wirklichkeit. Romanhafte Wirklichkeit."

Alles spannte die Mienen.

Wilhelm von Plan fing zu erzählen an. Er beschrieb den Marsch von heute Morgen und die Mittagseinkehr in Gembloux. Mit muthwilliger Laune skizzirte er einzelne

Regiments-Physiognomien, — die Hungrigen, die Durstigen, die Müden; hierauf im Quartier die Gutschmecker und Sybariten. Sodann schilderte er sich selbst, er beschrieb seine Verliebtheit in der Küche, im Weinkeller. Ueber das Attentat auf Konstanzen glitt er mit Milde hinweg, denn einige der Excеßmacher hatten bei Point du jour ehrenvoll gekämpft und geendet. Desto feuriger malte er die Reize des Schwesternpaars; er verweilte mit den brennendsten Farben einer sinnlichen Einbildungskraft bei den zwei Mädchen-Portraits. Der Roman fing an lebendig zu werden. Der Vortrag wurde getragener, der Ton ging von der heitern zur ernsten Stimmung über. Hierauf kam der Sturm auf Point du jour, den er kurz und summarisch abmachte, aber die Kirchhofscene ging zur Ueberraschung Aller in einem ganz neuen und unerwarteten Lichte ihrer Bedeutung auf. Die Männer unterdrückten mit Mühe kräftig gemurmelte Bravo's. Rasch balancirte dann Wilhelm zu dem gegenwärtigen Augenblick hinüber — der Ring erschien, der Bote des Rings, — die Schmetterlingspuppe der Verkleidung ließ eine Psyche ausflattern von lieblichster Weiblichkeit, und der Held präsentirte sich seinen Kameraden als glücklichen Bräutigam. So schloß die Erzählung.

„Wirst glücklich sein, mein Junge," brummte der alte Hauptmann. „Laß Dich's nicht reuen, daß Du der Blonden entsagt und die Braune genommen. Es wird eine Paarung geben, wie sie die Natur will. Die Blonde liebt ihren schwarzen Teufel und die Braune hat sich in Dich vernarrt, der Du blond bist. So ist's recht. Glaube mir, es ist Vernunft in diesem Roman. Liebe ist Raçen-

kreuzung. Ich hab' es beobachtet all' meine Tage, Raçenkreuzung gibt glückliche Ehen."

Wilhelm ließ die Reflexion auf sich beruhen, der übrige Chorus gratulirte.

„Aber nun, Ihr Herren, wie hat der Hase geschmeckt? Keine Schmeichelei! strenge Wahrheit! Es handelt sich um den Ruf des Pflaumensalzes für ewige Zeiten. Sprechen Sie Ihren Urtheilsspruch. Hier steh' ich vor Gericht und hier mein Rechtsbeistand, Hauptmann von Theremin." Und mit hochgeschwungenem Kochlöffel stand Wilhelm von Plan da.

Die Kameraden sahen sich einander an. „Der Hase — ja richtig der Hase! — Sapperment, der ist aufgefressen! — wie er geschmeckt hat? Blitz Schwerenoth, deliciös! — nicht wahr, famos? — ganz ausgezeichnet! — es ist wahr, er hatte wirklich einen Geschmack, einen pikant säuerlichen, so einen — kurz und gut, er schmeckte prächtig."

Wilhelm von Plan lächelte. „Lieutenant Dörfler, war er nicht zu sauer?"

„Ehrgeiziger Kerl! nein, nein, zu klein war er, nur zu klein. Aber das Pflaumensalz ist wirklich famos!"

„Allons, meine Herren, so bringen wir dem Hauptmann von Theremin ein Hoch!"

„Hauptmann von Theremin hoch! — das Pflaumensalz hoch!"

Wilhelm fuhr fort. „Hat einer der Herren vielleicht eine Pflaume verschluckt?"

„Ich nicht; ich auch nicht; nein!" war die Antwort.

„Nun, meine Herren," sagte Wilhelm, „hier ist der Kochlöffel; — fischen Sie also die Pflaumen heraus und zählen Sie sie ab. Es handelt sich für künftige Fälle um das „arbiträre Maß."

Das Fischen fing an. Aber die ganze Kumpanei fand keine einzige Pflaume. Alles stand mit offenen Mäulern.

„Nun," sagte Wilhelm, „was ist da zu verwundern? Wenn Sie keine Pflaumen herausfinden, so hab' ich keine hineingeworfen. Das ist Alles."

Wie verdutzt die Kesselrunde sich ansah!

„Und wirklich, so ist es," sagte Wilhelm mit verändertem Ton. „Ich hab' Euch den Hasen ohne alle Würze essen lassen, auch ohne die grünen Pflaumen lobesan. Gott strafe mich, es war mir nicht möglich! Das Herz war mir zu voll. Als ich das lieblichste Liebesabenteuer erlebt hatte, mit geduldiger Kleinlichkeit herumzusuchen, herumzuklauben — nach einer Handvoll Unkraut — es ging nicht. Erzähl' Ihnen deine Geschichte, dacht' ich mir, auch das wird Würze sein. Die preußische Armee, beim Zeus! ist doch kein Haufen verthierter Söldlinge, sie wird für geistige Würze empfänglich sein. Meine Herren, ich hatte richtig gerathen. Es lebe die preußische Armee!!"

„Es lebe Wilhelm von Plan!!"

Und Alles lachte und freute sich über den Geniestreich des „Kleinen" und in allgemeiner Heiterkeit endete die Schlußscene dieser Geschichte. —

Sechsunddreißig Stunden darnach erschien die preußische Armee, welche Napoleon bei Ligny geschlagen glaubte, in seinem Rücken bei Waterloo. Da brach der Koloß

zusammen. Da war Krieg und Kaiserreich zu Ende, und in der Muße des Friedens freite Wilhelm von Plan seine geliebte Jeannette.

Der alte Hauptmann hatte nachträglich noch eine große Genugthuung. Denn war ihm auch die Ehre entgangen, die er mit seinem angeblichen Pflaumensalz hätte einlegen sollen, so rechtfertigte seine Theorie von der Raçenkreuzung sich um so glänzender. Der Blondin und die Brünette hielten eine der lustigsten Ehen, die Schlesien je gesehen hat, und ein Geschlecht entblühte derselben, das zu den besten des Landes gehört. Wollten wir's bei seinem wirklichen Namen nennen, unzählige Schlesier würden sagen: wir haben Recht!

Der Wildsenne.

Ein junger Mann wanderte den Lechrain herauf von Bayern „in's Tirol.“ Er war leicht und sommerlich gekleidet, obwohl sein feiner Wuchs und sein schmächtiges Wesen nicht eben den abgehärtetsten Touristen, den Fußwanderer von Profession zu verrathen schien. Aber sorgloser Frohmuth saß ihm auf der lachenden Stirn, Jugend und Genuß blitzten seine halb sanften, halb verwegenen Blauäuglein, er sah in die Welt hinein, wie in einen Becher funkelnden Weines und auf seinem leicht gekräuselten Bartanflug glaubte man immer die Schaumperlen eines süßen Trunkes zu erblicken, so herzensfroh, so lebensselig spielt' ihm's um Mund und Wangen. Dabei schwang er seinen Rohrstock im Rade zwischen den feingegliederten Fingern, als wollt' er mit kühnlichem Trotz beweisen, daß er entfernt nicht der Stütze bedürfe, die er eigentlich nur aus Uebermuth führe, und als seien seine gesunden Gelenke ihm lieber, als die elastischen Stahlfedern des leichtesten Landauer Schwimmers. Auch mit seinem Gepäcke war's luftig bestellt; eine zierliche Reisetasche, nicht allzulang und zu breit, von amerikanischem Ledertuch hing ihm über den Rücken, daran geschnallt war eine englische Reisedecke zur genügsamen Umhüllung in böslichem Hochgebirgswetter.

Denn kurz, der junge Mann, den wir Konstantin nennen wollen, war der jüngste Münchner Gymnasial-Lehrer, oder Professor, wie ihn respektvolle Leute nannten, fast noch studentisches Vollblut, und machte so eben seine erste Ferien-Reise.

Mit welchem Genuß machte er sie! So hat das quecksilbernste seiner gefangenen Vöglein das Auflassen des Schulkäfig's kaum erwartet, als er, der Professor, der weltlustige Jüngling, der Rekrut, der sein erstes Lehramts-Probejahr bestanden, auf den alle Augen der Schulbehörden, vielleicht bis in's Cultus-Ministerium hinauf mit Argusblicken wachten, wie er die jungen Seelen der bojarischen Knaben durch das klippenvolle Meer der Moral und Gelehrsamkeit zu steuern sich anlassen würde. Wie Unrecht thun die Schulknaben, wenn sie den Lehrer für ihren geborenen Tyrannen halten und namentlich das Diktiren der Ferien-Aufgaben wie einen letzten und höchsten Akt seiner Tücke, wie eine himmelschreiende Verletzung ihres verfassungsmäßigen zweimonatlichen Nichtsthuns betrachten, gleichsam als wüthe der ernsthafte Mann dort droben auf dem Katheder so recht geflissentlich gegen alle Muße des Ferien-Paradieses und sei ihm ein widernatürlicher Hang zur Arbeit als eine Art Kainszeichen mit auf die Welt gegeben! Wüßten sie, wie der ernsthafte Mann auf dem Katheder oft mit ihnen um die Wette Wochen und Tage zählt, bis zur feierlichen Classen-Prüfung und Prämien-Vertheilung! Wüßten sie, mit welchem innerlichen Jubel er selbst die Feder ausspritzt, wenn er den letzten Satz der Ferienaufgaben diktirt hat und zwischen ihm und dem hellblauen August-Sommerhimmel keine Schulwand mehr steht! Wahrlich, die Menschen sollten einander kennen lernen!

Konstantin also wanderte den Lechrain hinauf. Ueber Füßen kam er gepilgert, dem letzten bayerischen Städtchen, das noch im Flachlande liegt, seine alten Mauern und Thürme im jugendlichen Lech spiegelnd. Bald hinter dem Städtchen aber passirte er die Gränze Tirols. Am Falle des Lech vorbei, welcher voller Eile und ganz blau aus Tirol daherschießt, sich lilienweiß in einen tiefen Kessel stürzt und dann hellgrün in langsamen Wirbeln weiter flutet, führte die Straße allmälig aufwärts, und mit jedem Schritte begann es zu „älpeln." Dabei traten die Landesunterschiede von Bayern und Tirol in allerlei Merkzeichen auseinander. Schon im Wirthshaus zu Binswang hatte man z. B. dem Jüngling, welcher labend-kühlen Gerstensaft heischte, bedeutet, mit gutem Biere ginge es hier auf die Neige und er werde im Tirolischen besser sich an den Wein halten. Sodann merkte er einige Veränderung in der Tracht, zumal in der Haar-Tracht des weiblichen Geschlechtes, welches sein Haar auf Tiroler Landesgrund scheitelte, rückwärts in zwei Zöpfe flocht und die Zöpfe, kranzartig um's Haupt gewunden, über der Stirn aufnestelte. Auch die Sprache färbte sich anders; sie fing an rauher zu klingen und mehr auf den Kehllauten zu liegen. Ebenso ging sie im Gebrauch der einzelnen Ausdrücke auseinander, z. B. was der Bayer schön oder garstig genannt, hieß der Tiroler fein oder unfein; feines Mädchen, unfeines Wetter. Auf all' diese Charakterzüge und hundert andere, merkte der junge Professor mit frischen Sinnen und einer jovialischen Beobachtungslust.

Wie neugier-selig guckte er in's Land hinein! Der Lech, ungemein frisch und munter, war sein beständiger Begleiter, und schlang seine blauen Arme um die zahl-

reichen Auen seines Flußbeetes. Die Straßen-Einfassung zu beiden Seiten bildeten waldige Halden, steile Felsenschöpfe, saftgrüne Bergmatten, noch im August voll erquickenden Wiesenduftes — aus der Tiefe des Thales winkte schon überall Hochgebirgs-Pracht. Dort ragte der Säuling, dessen schroffe Kuppen hoch aus dem Fichtwald starren, hier der Tarneller mit vollgeschneiten Rissen bis zur Hälfte gestriemt, die nahen Aschauer Höhen brachen in vielerlei Spitzen aus grasiger Alpentrift hervor, in der Ferne leuchteten die mächtigen Hörner des Rothensteines, des Rudegg's, der Neualp, des Hochvogels und zahlloser anderer. Wonneschauernd dachte der Jüngling: was wird noch weiter kommen!

Neben diesen Naturschönheiten aber war es die Lechthaler Häuserpracht nicht zuletzt, welche das Staunen des Wanderers erregte. In Reute, in Elmen, in Elbingenalb, in Holzgau, allmälig eine Höhe hinan, wo der Fremde nur noch dürftige Sennhütten erwarten würde, fand Konstantin in weiten langen Reihen und Gruppen luxuriöse, kunst- und schmuckreich ausgeführte Landhausbauten, vom Keller bis unter's Dach mit allem Comfort des Lebens versehen, märchenhaft in die Wildniß gezaubert. Da saß in Veranden und auf Altanen das steinreiche Volk der Lechthaler, ausruhend von glücklicher Handelschaft in London und Lissabon, in New-York und Baltimore über seinen schweren Dukatensäcken, über seinen feuerfesten, mit den Staatspapieren von halb Europa angefüllten Kassetten. Wie staunte er in diese Fabelwelt hinein! Wie schien hier in aller Stille ein wahrhaft goldenes Zeitalter sich verborgen zu haben! Und wenn früher nur Geld zu Geld die Lechthalerin nur den Lechthaler geheirathet, so hörte

der junge Professor gar anmuthige Erzählungen, wie nach und nach der österreichische oder der bayerische Beamte, der praktizirende Arzt, oder der angestellte Gelehrte seinen Weg zu den Herzen der Lechthaler-Prinzessinen zu finden beginne. Zu manch' einer Stunde wurde es dem jungen Professor ganz wirblich zu Muthe und er ahnte, wenn er in einem nicht allzu studentischen Aufzug, im eleganten Landauer vielleicht, oder auf englisirtem Brandfuchs das Eldorado durchabenteuerte, daß auch ihm die Lechthaler Glücksgöttin irgend ein Gold- und Herzens-Vöglein könne zuflattern lassen.

Aber nicht einen solchen Roman erzählen wir diesmal. Ein Abenteuer ganz anderer Natur machte die Lechthaler Reise unseres Helden denkwürdig. Es ist weit entfernt von Liebes-Interesse, aber es hat, wie wir hoffen, Interesse genug, daß es verdient, einem größeren Hörerkreis nacherzählt zu werden.

Das Geschichtchen ist folgendes:

Als die „Herrengasse" Tirols, das prangende Lechthal hinter dem Dörfchen Steg zu Ende war, hörte auch das Sträßlein auf, welches von Weißenbach abgezweigt, bis hieher geführt hatte. Um in's Vorarlberg zu gelangen über das Hochjoch des Tannenbergs war die nächste Verbindung ein Bergpfad, mühselig zwar, aber gefahrlos, wie es hieß, und voll lohnender Schönheit. Den nahm Konstantin.

Eines schönen Augustmorgens also pilgerte der junge Mann aus der Einkehr zu Steg den Tannberg hinan. Rings dampften die Frühnebel in den Bergen, aber die Nebel gingen zur Erde, der Himmel versprach heiter zu werden. Wohlgemuth stieg der Jüngling empor, durch kräftige Nadelwälder, über duftige Weiden, zwischen scharf-

kantigem Geröll und widerlagernden Felsenwehren immer bergaufwärts. Mit jedem Schritt erweiterte sich der Zirkel seiner Aussicht und versank der Lech tiefer zu seinen Füßen, welcher in einem schwindelnden Abgrund zischte und zürnte, voll Ungestüm aus grausigem Felsenlabyrinth um seine Freiheit rang, bald verzweifelte Cascadensprünge wagend, bald gefangen in Wasserstuben seine stillwirbelnden Kreise zog. In Lechleithen hielt der Professor Mittagsrast. Bald über dem Dörfchen war der Hochpunkt des Passes erreicht, von da an ging's nieder in den Bregenzerwald. Die größere Hälfte des Tagwerks schien gethan.

So nahe dem Ziele begegnete es dem sorglosen Jüngling, daß er sich verirrte. Ueber Lechleithen hinaus gelangte er nämlich an eine Stelle, wo der schmale Bergpfad, von Wildwassern zerrissen, durch einen tiefen Einschnitt isolirt, die Fortsetzung versagte. Konstantin versuchte den Erdriß zu umgehen, verlor die Richtung, und eh' er sich's versah, trieb er ziellos in der ungeheuren Wildniß.

Mit Suchen, Irren, Verbessern des Irrthums und neuem Irren war bald der Tag hingebracht. Die Nacht brach an. Eine schreckliche Erscheinung die Nacht im Hochgebirge! Die Luft, von Dünsten rein, hält weniger lang den Abglanz des Lichtes zurück; Himmel und Erde verdunkeln sich rasch. Ein Schatten um den andern rückt an. In riesengroßen Trichtern wirft jetzt dieser Kogel, jetzt jenes Horn, seinen Schlagschatten herüber, aus Entfernungen, bei welchen es kaum möglich scheint, und wie im Nu steht der Wanderer in Finsterniß. Wenn das letzte Lichtpünktchen flieht, von dem Tannwipfel hier von dem Alpenfirst dort, überkommt ihn ein Gefühl wie das hilfloseste Kind. Sein Auge irrt trostlos über Meere von Stein und Wald, sein

Ohr lauscht mit Anstrengung nach einem Glöcklein oder einer Menschenstimme. Umsonst. Eine unbarmherzige Einsamkeit liegt um ihn her. Stundenlang ist ihm kein befreundetes Wesen begegnet — in welchen Oeden mag er herumirren! Und mit ungewohnter Kälte dringt die bitterlich scharfe Nachtluft auf ihn ein — gräuliche Thierlaute, bald hier, bald dort aus Schluchten und Klüften erschallend, machen sein Herz erbeben — was hilft es ihm, daß er gelesen hat, wie der Bär, der Wolf, oder der Luchs, der Tiger des Nordens, schon längst eine Seltenheit unsrer Gebirge geworden; ein einziges dieser Thiere genügt ja, um ihm die Nacht und das Leben zugleich zu verderben. Wird er das Morgenlicht noch erblicken?

In solcher Bedrängniß schwebte der arme Konstantin. Dazu gesellte sich ein verzehrender Hunger, ja sogar Durst, denn nicht jede der Alpenquellen hatte er trinkbar gefunden: die eine schmeckte morrig, die andere erdig. Lange und tapfer harrte er aus. Je tiefer die Nacht sank, desto rüstiger sprang er von Stein zu Stein, von Kuppe zu Kuppe; so lange er noch drei Schritte vor sich sehen konnte, jagte er der Hoffnung nach, eine Menschenwohnung zu finden. Endlich sank er dahin. Seine Kraft war erschöpft, sein Muth gebrochen. Er warf sich auf einen Stein und ergab sich dem Schicksal. Da erblickte er eine Rauchsäule!

Jenseit einer Thalschlucht, auf deren Höhe er lag, stieg sie aus der Tiefe empor. Es war nicht allzufern. Ein halbes Stündchen, schien's, würde genügen, den Ort zu erreichen. Neu belebt sprang er auf. Er prägte sich den Ort genau ein, machte sich auf, umging die Schlucht und stand bald auf der Gegenseite. Er war richtig gegangen, denn wirklich bekam er die wallende Rauchflagge wieder zu

Gesichte. Er stand hoch auf einem verwitterten Stein- oder sogenannten Karrenfeld, von diesem ging's über eine sandige Berglahne abwärts, dann kam ein Waldschopf und unter dem Waldschopf am Saume desselben der Hüttenrauch.

Entschlossen betrat Konstantin den Weg in die Tiefe. Nach wenigen Schritten gab die Sandlahne unter seinen Füßen so bedenklich nach, daß er es gerathener fand, sich niederzusetzen, um mit allen Muskeln seines Leibes zugleich die vorsichtige Richtung über den Abhang zu regieren. Aber kaum hatte er diese Lage angenommen, so machte sich eine Sandscholle unter ihm los und fuhr pfeilschnell mit ihm in die Tiefe. Im Augenblick war der Waldschopf erreicht; er wurde mit heftiger Gewalt mitten in die Bäume geschleudert, und hatte von Glück zu sagen, daß er nicht gegen einen der Stämme trieb und sich zu Tode stieß.

Als er im Walde sich aufgerichtet hatte, entdeckte er mit Grausen, daß der Boden desselben noch viel abschüßiger war, als die Sandlahne herab. Und gräßlich herrschte die Nacht in dieser Tiefe. Er starrte wie blind in die Schatten hinein — nie glaubte er die Finsterniß so finster gesehen zu haben. Was war zu thun?

Dem Tastsinn des Fußes allein wagte er hier nicht zu vertrauen. Er legte sich abermals nieder, aber jetzt auf die Brust, um mit den Händen vorauszutasten und den Leib wurmartig vor- oder zurückstrecken zu können. Eine verzweifelte Lage! Mit Sehnsucht gedachte er des luftigen Steinfeldes jetzt, auf welchem er schon zur Nachtruhe hingesunken, — hätte er's nie doch verlassen! Hier war kein Ausweg. In die Höhe zurück konnte er nicht mehr; das lockere Sandgeröll droben hätt' ihn auf jeden Schritt wieder zurückgleiten lassen; wenn er keine Passage in die Tiefe

fand, so hing er hier in der Schwebe wie auf einem steilen Dache. Und das die ganze Nacht durch!

Von der Rauchsäule natürlich war hier nichts mehr zu sehen; denn nur die Entfernung macht Gegenstände sichtbar, welche die Nähe wieder verbirgt. Aber diese Nähe mindestens blieb sein Trost. Er war dem Orte, das wußte er, direkt entgegengerückt, leider nur allzu direkt! er vermuthete, er könne ihn bereits mit seiner Stimme erreichen. Unter diesen Umständen verschmähte er's nicht, aus vollem Halse zu schreien.

Auf einmal fühlte er sich rückwärts an den Füßen gepackt. Gleichzeitig erhellte der Schein eines rothen Fackellichts seine Umgebung. Er sprang auf. Was war es?

Mit einem lodernden Föhrenspan in der Faust stand eine Gestalt vor ihm wie das Urbild eines Robinson Crusoe. Ein wilder Mann in Thierhäute gekleidet, mit verwirrten Haaren, trotzigen Blicken, wetterhartem Gesichte, welches seit Monaten vielleicht nicht gewaschen worden. Arme und Beine waren nackt, eben so die zottige Brust; aber an den Füßen trug er Schneeschuhe mit Steigeisen, im Gürtel ein langes Messer. Ein riesiger Schäferhund stand hinter ihm, mit mordgierigen Augen und gräulichem Gebiß dem Wink seines Herrn gewärtig. Es war eine furchtbare Gesellschaft!

„Wer seid Ihr?" schnaubte der Waldmann den Fremden mit einer donnernden Bruststimme an.

„Ein Fußwanderer, der sich verirrt hat."

„Sagt, ein Spion, ein Verräther! Satan, paß auf!"

Der Hund legte seine Vordertatzen auf Konstantins Brust.

„Ich verrathe Niemanden, ich habe nichts zu spioniren. Mein Beruf ist ein besserer.“

„Was habt Ihr in der Nähe von meiner Galthütte zu thun?“

„Ich sah Rauch von der Hütte steigen und suchte eine gastliche Aufnahme darin.“

„Rauch?!“ schrie der Wilde, „Rauch sah't Ihr, Herr? In die Hölle mit Euch, Ihr lügt! Ich feuere nicht; bei mir steigt kein Rauch. Ein Angeber seid Ihr, Satan, paß auf!“

Der Hund umschnupperte Konstantins Kehle, daß ihm der heiße Athem desselben in's Gesicht dampfte.

Da ward dem munteren Jüngling nicht wohl.

So viel als möglich gefaßt antwortete er: „Ich möchte schwören, daß es Rauch war. Ich sah von der Ferne was aufsteigen, wie Dunst oder Dampf, luftförmig wallend, weißlich von Schein, leicht empor wirbelnd, zerflatternd, zerstäubend, — kurz, es war wie ein Rauch.“

„Das war es!“ schrie der Wilde, welcher die Definitionen des Professors mit Aufmerksamkeit angehört. Er gab dem Körper des Fremden einen Seitenruck, stieß ihn einen Schritt vorwärts, hielt ihn aber vorsichtig fest und streckte den Arm mit der Kienfackel weit vor ihn hin.

Beim Lichte der Fackel erblickte Konstantin jetzt ein fürchterlich schönes Naturschauspiel. Aus einem klaffenden Felsenthor, von schwarzen Fichten umnachtet, schoß ein Wasserstrahl hervor, grün und klar wie Krystall, mit reißender Kraft einen weitgespannten Bogen bildend. Der Wasserfall brach sich in einigen Klaftern Tiefe an einer staffelartig vorragenden Reihe von Steinplatten, von welchen er, hoch gebäumt und zerstäubt, zurückprallte, im weißlichen Springbrunnenschaum empordampfend, so daß der grüne

Schwall und der weiße Gischt einen Farbenkontrast bildeten, welchen man nur mit Bewunderung ein und demselben Wasser zukommen sah. Was weiter aus dem Bachsturz wurde, war in der Finsterniß nicht zu erkennen. Aber der Waldmann trat seinen Kienspan entzwei, schnellte den abgetretenen Brand mit der Fußspitze hinaus, und nun sah man in einen Höllenschlund hinab, in einen trichterförmigen Bergtobel von unermeßlicher Tiefe, ringsum von steilabstürzenden Erdwänden eingeengt, den Grund von einem kleinen See erfüllt, welcher eiskalte Kellerluft heraufhauchte, weiterhin eine gähe Waldschlucht, mit chaotischen Felstrümmern übersäet, unter welchen der See seinen Abfluß sich ausnagte.

„Das ist der Ursprung des Lech," sagte der Waldmann; „wir stehen dicht über ihm. Einen Schritt weiter, eh' ich Eure Beine gepackt und Ihr überschlugt Euch in diese thurmtiefe Wasserstube hinab."

Konstantin erblaßte. Seine Knie zitterten, unwillkürlich hielt er sich an den nächsten Fichtenstamm fest, den er krampfhaft umklammerte.

Der Wilde beleuchtete ihn von oben bis unten. „Nicht wahr, das Leben ist süß?" rief er ihm nachdrücklich unter die Augen; „Ihr werdet's keinem Andern verleiden. Merkt Euch den Augenblick!"

Darauf faßte er ihn kräftig am Arme und führte ihn fort.

Nach einem kurzen, beschwerlichen Klettern fühlte Konstantin einen festen Pfad unter seinen Füßen. Der Wilde leuchtete voraus, Konstantin ging in der Mitte, der große Wolfshund folgte. Konstantin kam sich zwischen den

Zweien wie ein Staatsgefangener vor. Aber sein leichtes Blut sah die Lage bereits rosiger an. Er glaubte zu fühlen, daß der Waldmann den gefährlichsten Argwohn gegen ihn schon abgelegt habe. Unangenehm blieb es immer, in der Gewalt dieses Barbaren zu sein. Aber wenn er das Bild der Lechquelle sich vor Augen hielt, wenn er bedachte, daß er jetzt wahrscheinlich als Leiche im eisigen Seegrund jenes fürchterlichen Bergtobels läge, so ward es ihm wohl in seiner Haut und er vertraute fester als je dem Glück und dem Leben.

Unter diesen Empfindungen mochte er eine Viertelstunde gewandert sein, da ging's gebückt in ein Erdloch. Der Waldmann leuchtete mit seiner Fackel in einem Raume herum, welcher theils eine Naturhöhle, theils durch künstlichen Vorbau ein Werk der Menschenhand war. „Das ist meine Galthütte," sagte er stolz. Der Jüngling aber warf kaum seine Blicke umher, er fühlte sich todtmüde, und Alles, was nicht Essen, Trinken und Schlafen war, däuchte ihm gleichgiltig.

Der Wilde merkte diesen Zustand ohne Umstände. Er setzte seinem Gaste Brod und Käse vor und hieß ihn aus einem Schlauch Wein trinken. Wie labte sich da der arme Münchner Professor! Beim letzten Bissen fielen ihm aber schon die Augen zu — der Wilde sah es mit Wohlgefallen und im Einschlafen noch glaubte ihn Konstantin murmeln zu hören: „Der hat ein gutes Gewissen!" Er sank schlafend auf einen Bund Wildheu hinüber, welchen der Eigenthümer der Hütte frisch aufgeschüttet hatte, die Kienfackel erlosch und im nächsten Augenblicke lagen Wirth und Gast wie im goldenen Zeitalter friedlich schlafend neben einander.

Schafblöcken und Roſſewiehern erweckte den Wanderer aus ſeinem Morgenſchlummer. Er blickte wie im Traume umher. Ein ſcharfer, gläſerner Sonnenſchein, um vieles anders und eigenthümlicher als in der Dunſtatmoſphäre der Niederung erfüllte die Alpenhütte. Das Meublement derſelben war unendlich einfach. Eine rohe Herdſtelle im Vordergrunde, ein paar Schlafſtellen im Hintergrunde, an den Wänden einige ungefüge Bänke, das war Alles. Von Milcheimern, Käſekeſſeln, Rührkübeln und was ſonſt zu einer Alpenwirthſchaft gehört, erblickte er nicht das Geringſte. Er wußte freilich nicht, was ein Galthüter heißt und daß man Galtvieh alles dasjenige nennt, was nicht des Milchnutzens wegen gehalten wird. Für einen Galthüter aber hatte der Wildſenne ſich ausdrücklich ausgegeben.

Als Konſtantin erwachte, ſtand Jener ſchon vollkommen ausgerüſtet vor ihm. Er ſchien ſich der Gewohnheit des Entkleidens überhaupt begeben zu haben, und Tag und Nacht, Winter und Sommer ſeinen Anzug niemals zu ändern. Uebrigens fand ihn Konſtantin im Morgenlicht heute um vieles weniger wild als geſtern Nachts, er däuchte ihm nur ein wenig verwahrlost. Auch machte er heute die Entdeckung, daß der Burſche eigentlich noch recht jung ſein müſſe, nur war ſein Geſicht ſo verwittert und zerarbeitet, gebräunt und von Schmutz entſtellt, daß nicht leicht daraus klug zu werden. Aber ſo viel iſt gewiß, der junge Profeſſor fühlte dieſem Robinſon gegenüber heute mehr die Regungen des Mitleids, als der Furcht und des Schreckens.

Auch der Wildſenne ſelbſt benahm ſich jetzt weniger

unwirsch, als gestern am Lechursprung. Zwar fragte er über dem Frühstücke, welches genau dem Abendbrod glich, seinen Gefangenen scharf und bestimmt aus. Woher er komme, wohin er wolle, was der Zweck seiner Reise sei, was er selbst von seinen Irrwegen denke, wie sie ausgesehen — letzteres ließ er sich besonders genau beschreiben. Aber der wilde Trotz seiner Mienen milderte sich zusehends dabei; er mußte an jedem Worte merken, daß der Fremde wirklich ein Fremder und sich ganz landesunkundig ausdrücke. Ueber alle dem fing er an ruhiger zu werden, fast gutmüthig. „Ich bin ein armer Galthüter," sagte er, „dem Niemand das Leben gönnt. Ich gewinne mein Brod, daß ich hin und wieder ein Stück Schaf auf den Alpen suche, das sich verirrt hat, will's Gott, auch manchmal ein Saumgäulchen. Dem Eigenthümer sind solche Thiere doch verloren, entweder sie „derfallen" sich in Abgründen, oder das Raubwild erbeutet sie. Unsereinem aber sind sie nichts desto weniger neidig, die hartherzigen Alpenwirthe; wir müssen unsern Handel im Stillen halten. Da heißt's aufpassen. Gehe Jeder seinen Weg, aber weß' Hand wider mich ist, wider den ist die meine."

Konstantin reichte dem Armen stumm die Hand.

Wirth und Gast traten jetzt vor die Hütte.

Das war ein herrlicher Anblick!

Rings um sie her wogte die Welt in Nebeln. In der Nebeldecke spielte der Morgenwind und der Wärmestrom der andrängenden Sonne dehnte sie aus. Auf allen Seiten war das Nebelmeer in Bewegung. Man sah, wie es sich senkte und hob, wie es sich verband und auflöste, wie es hier durch die Thäler strich, dort aus den Schluch-

ten kroch, wie es an diesem Schroffen sich brach, wie es in jenem Waldschopf zerpflückt und gekräuselt durch die Baumwipfel rauchte. Eben so mannigfaltig spielten die Lichter darin. Bald spannte sich hier die Nebelwand dunkelgrau aus, bald rann es in einzelnen Quellen von dort herein silberweiß, dann duftete es wieder empor wie gesponnene Goldfäden, wie zierliche Bernsteingebilde durchsichtig gelb. Dazwischen blickten von dem Kranze der Alpen und Wälder umher in der verschiedensten Abstufung von Deutlichkeit die landschaftlichen Bilder herein; jetzt hob sich hier, jetzt dort ein Schleier, bald verschwand es in dieser Weltecke, bald lichtete sich's in jener. Es war als ob die Kegeln, Jöcher, Hörner und Firsten auf einer beweglichen Meeresfläche trieben, Luft und Erde schwammen, und Alles zitterte traumartig durcheinander.

Aber die Beschauer selbst standen im Sonnenlichte und der Himmel über ihnen war blau.

Konstantin that begeisterte Athemzüge.

Der Wildsenne achtete dieser Begeisterung nicht, sondern sprach mit seinem Hund, welchem er Anweisungen gab, wie er in seiner Abwesenheit Schaf- und Pferdestall hüten solle. Der Hund machte ein Gesicht als verstehe er Alles.

Die Galthütte lag vortrefflich versteckt. Ihren Rücken lehnte sie an einen Abhang jener schauerlichen Berglahne — „Gries“ nannte sie der Galthüter — über welche Konstantin gestern Nachts so gefährlich herabgerutscht war und welche keinen Menschenfuß trug, wenn man nicht genau ein paar hundert Steine sich merkte, welche mitten im verschiebbaren Sandgeröll fest „anstanden.“ Die Vorder-

seite der Hütte stürzte gegen einen Gürtel von Tannen ab, zwischen denen es gleichfalls nicht geheuer war, denn sie standen auf einem moorigen Grund, der bei der Abschüßigkeit des Bodens doppelt gefährlich wurde und nur ein schmaler, schwer aufzufindender Pfad leitete im Zickzack zwischen durch. Die Höhe der Lage schätzte Konstantin mindestens auf sechstausend Fuß, denn zwei schneebedeckte Alpengrathe, welche links und rechts im Morgenlicht aufblitzten, konnten, da man am Lechursprung stand, seiner Karte nach nichts anders sein, als die Rothe Wand und der Schafberg, welche beide über achttausend Fuß hoch waren und ihm doch fast in gleicher Linie mit seinem eigenen Standpunkte zu liegen schienen.

So viel von den oberflächlichen Beobachtungen Konstantin's im Lichte des Tages.

Was nun weiter aus ihm wurde, hing von der Laune des Wildsennen ab.

Konstantin beeilte sich, ihm seine Börse anzubieten, wenn er ihn zum nächsten Dorf wegweisen wolle. Der Wilde nahm einige Sechsbätzner *) mit begieriger Dankbarkeit an, verweigerte aber mit sichtbarer Scheu, bis in ein Dorf zu gehen. „Er werde auf den Almen," sagte er, „der Grummetmahd wegen überall Menschen finden, die ihn weisen könnten." Als Konstantin es ängstlich bezweifelte, da ihm gestern den ganzen Tag über keine Seele begegnet, hörte das der Wildsenne mit unverhohlenem Schmunzeln und gutmüthig aufgelegt sagte er, er wolle sehen. So ging's fort.

*) Bekanntlich die (alten) österreichischen Zwanziger in Süddeutschland.

Konstantin schritt tapfer aus. Jeder Schritt brachte ihn näher der Freiheit, das ermunterte ihn, der unholden Wildniß mit großer Beflissenheit den Rücken zu kehren. Dabei achtete er emsig des Weges, theils aus natürlichem Interesse, theils einem Instinkte folgend, von dem er sich selbst keine genaue Rechenschaft zu geben wußte.

Nach einem zweistündigen Marsch — die Nebel waren inzwischen verronnen — hob der Wildsenne seinen Alpenstock auf und deutete mit der Spitze vorwärts. „Seht Ihr die kleinen wimmelnden Punkte dort auf der Mohnenfluhe? Das sind die Mahder von Krumbach. Geht nur tapfer zu auf die Wies, ihr werdet jetzt nicht mehr fehlen.“

„Wie weit ist's noch nach Krumbach?“

„Ihr seid gut gestiefelt; wenn Ihr nicht rastet, zwei Stunden.“

Konstantin freute sich lebhaft.

Er dankte dem Wildsennen und drückte ihm schnell noch einige Cigarren in die Hand.

Der Bursche nahm eilig Abschied. Er blickte zu guter Letzt noch fragend, fast bittend dem Jüngling in's Auge und murmelte kleinlaut: „Aber sagt den Leuten nichts, wer Euch geweis't hat. Hört Ihr, verrathet mich nicht.“

„Verlaßt Euch d'rauf.“

Und im Augenblick waren die zwei auseinander.

Konstantin sah dem seltsamen Robinson noch lange nach, wie er in den Alpenschründen von Fornanin — so nämlich hieß der Schauplatz und das Gebiet der Lechquelle — mit geschmeidigen Körperwendungen verschwand.

In allerlei Betrachtungen wanderte er vorwärts.

Bald hatte er die Mohnenfluhe erreicht.

Das lustige Gewimmel auf der Alpenmatte war unserm Helden nach so vielen Stunden der wildesten Einsamkeit, ein erquickender Anblick. Mehrere Dutzend Knechte und Mägde, stämmige Bursche, rothbackige Schönheiten, schnitten mit flinken Armen das Gras, in regelmäßigen Reihen, auf Sensenlänge Eines hinter dem andern. Dazu erschallte Gesang und fröhliches Geplauder voll Scherz und Lachen. An den Reihen ging ein „Almbub" herum, mit einem Eimer voll kühlen Quellwassers, während der „Herr," ein Bauer von breitem Leibe, mit stolzer Behaglichkeit zusah. Als Konstantin angeschritten kam, hielt Alles inne und betrachtete und befragte den fremden Jüngling mit ächt gebirgischer Neugierde. Konstantin hatte Mühe, sein Abenteuer mit dem Wildsennen zu verschweigen, seine Irrfahrten aber erzählte er treuherzig. Da regnete es Blicke voll weiblichen Mitleids aus den blauen Augen der Mähderinnen und der „Herr" bot ihm sofort ein tüchtiges Gastessen an. Konstantin nahm nur ein mäßiges zweites Frühstück, denn zum Mittagstisch fühlte er noch lange nicht Hunger genug. Hierauf ließ er sich den Weg nach Krumbach beschreiben und wanderte, nach einem Stündchen des angenehmsten Aufenthalts, weiter.

Die Einkehr zu Krumbach bot ein ganz anderes Bild, als die freundliche Alpenscene der Mohnenfluhe. Als Konstantin das Gasthaus betrat, war es voll Geschrei und Geheul; er hörte wuchtige Schläge klatschen, Auf- und Abrennen, Schelten und Kreischen, ein tumultuarisches Duett von einer wüthenden und einer jämmerlich weinenden Stimme. Der Wirth prügelte einen Buben.

Der rohe Mann betrieb sein Geschäft so eifrig, daß er durch Konstantin's Eintritt in die Wirthsstube sich keineswegs stören ließ, sondern den Buben bloß an den Haaren hinausschleifte und im Hofe weiter prügelte. Das war seine ganze Aufmerksamkeit für den Gast.

Ein widerlicher Empfang für einen gemüthvollen Jugendlehrer! Der junge Professor warf mißgestimmt seinen Reisesack hin und wartete ab.

Nach einigen Minuten erschien ein wohlgebildetes Mädchen in der Stube. Sie fragte in einer sonderbar singenden Stimmlage und einer fast schweizerischen Mundart nach des Gastes Begehr. Es war ein originelles Bild die Erscheinung des Mädchens. Sie trug um das Haupt eine schwarze Sammtbinde, vorn mit einem silbernen Krönlein geziert. Das Ehrenzeichen ihrer jungfräulichen Würde! Der Hals bis an's Kinn war züchtig verhüllt von einem schwarzen, enganliegenden Sammtstück, dem Goller. An das Goller setzte eine schwarzsammtene Brustbinde, eine Art schmales Mieder sich an, welches aber kaum mit einem Streifen sichtbar war; auf demselben sah man Anfangsbuchstaben, wahrscheinlich die ihres Namens, gestickt. Das Hauptstück der ganzen Gewandung aber bestand in einer eigenthümlichen Juppe, einem schwarzen leinernen Rock ohne Aermeln, um die Hüften von einem lackirten Ledergürtel zusammengehalten, welcher den schlanken Wuchs des Mädchens vortheilhaft zeigte. Dieser Rock reichte bis an die Knöchel und war von oben bis unten in unzählige Fältchen gebügelt, wodurch das Kleidungsstück einen auffallenden, fast metallischen Glanz erhielt. Die ganze Tracht hatte etwas Frommes, Ernstes, fast Priesterliches, das zu

dem seraphischen Wuchs der Jungfrau und ihrem sittsamen obwohl rothbackigen Apfelgesichtchen vortrefflich stimmte. Ihre Schuhe waren mit klappernden Stöckel-Absätzen versehen, welche ihrem Gange, wenn sie gemessen auf- und abtrippelte, eine Art geräuschvolle Feierlichkeit gaben.

Konstantin hatte auf Tiroler-Grund solch' eine Frauenerscheinung noch nicht gesehen.

Die Jungfrau beeilte sich auch, und zwar mit einigem Stolze, zu sagen, daß sie „eine Walserin" sei, d. h. eine Bewohnerin der beiden Walserthäler, welche den Bregenzerwald ziemlich der Quere nach durchschneiden. Diese Bewohner erkennen sich als Abkömmlinge von Einwanderern aus dem Kanton Wallis in der Schweiz, haben, wie ihre eigene Mundart und Tracht, so noch manchen Charakterzug ihrer Urheimath beibehalten und thun sich, was bei dem ersten Zusammentreffen schon sichtbar wird, gewöhnlich etwas zu Gute darauf.

Aber nicht ungestört konnte der junge Professor diese volksthümlichen Studien machen. Die häßliche Prügelscene draußen, das rohe Geschrei des Wirthes, das Heulen und Jammern des Knaben dauerten fort.

„Was hat denn der arme Schächer verbrochen?" fragte er endlich mit unverholenem Aergerniß.

Das Mädchen trat vor die Thüre und rief dem Wirthe Friedensworte zu, welche eine fast augenblickliche Wirkung hatten. Erst als dieses geschehen war, beantwortete sie in Ruhe Konstantin's Frage.

Sie sagte:

„Mein Vetter straft einen Hirtenknaben ab, welcher zwei Schafe von der Weide verloren hat. Aber der Vetter glaubt, der Bub habe die Schafe veruntreut, denn er hat sich von einem durchziehenden Hausirer eine Schwegelpfeife gekauft, und die Frage ist: woher hat er das Geld dazu? Das will der Vetter durch seine Schläge herausbringen."

„Ich danke. Aber sagen Sie, Jungfer, wohin sollte der Almbub die Schafe verkaufen? Ihre Gebirge sind ja fürchterlich einsam! Solch' ein Handel, meint' ich, wäre gar nicht zu machen."

„Ich wollte, Sie hätten Recht. Unter Dorfleuten freilich nicht. Da käme der Handel bald auf. Aber es hat Jauner bei uns in der Oed so gut als in Städten und Märkten."

„Nicht möglich!"

Das Mädchen sagte mit Eifer: „Ja, ja, glauben Sie's nur. Wir haben Alpendiebe. Es gibt liederliche und verlaufene Knechte, welche keinen Herrn aushalten, keinen Dienst ausdienen und nichts wollen als ihre abscheuliche Freiheit. Die steigen dann in die Alpen hinauf und stehlen Vieh, daß die Augen überlaufen. Wenn man sie in ihren wilden Nestern erwischt, so machen sie armselige Gesichter, und sagen das Schäfchen oder Gäulchen habe sich verlaufen, sie sammeln nur das Gethier, das in die Irre gegangen. Aber schön! Jedes Häuptel ist gestohlen, man kann sich darauf verlassen. O! es ist ein freches Raubvolk, diese Galthüter, was sie gern sein möchten. Sie thun den Heerden mehr Schaden, als Lavinen und Wölfe. So ein Alpendieb, der gut versteckt ist und

keck genug dazu, ist auf viele Meilen eine Geißel für die Triften. Dann verführt er uns auch noch die Buben und Knechte auf der Alm, gibt ihnen Tabak oder Branntwein oder ein paar Sechsbätzner und kauft sich das Vieh, wenn er's eben nicht mausen kann. Es ist schändlich. So ein Dieb macht zehn andere. Der feinste Bub ist verdorben, wenn er anfängt, mit dem Wildsennen sich einzulassen. Ich kann meinem Vetter nicht Unrecht geben. Er hat eine schwere Hand, aber jung gezüchtigt ist gut für's Henken."

Dieses Wort im Munde eines so sanften Mädchens gewann eine furchtbare Wahrheit.

Konstantin, dessen Gedanken bereits auf einer Bahn waren, die wir ohne Mühe errathen, fragte weiter:

„Und sind Sie überzeugt, daß solch' ein Alpendieb auch bei Ihnen sich umtreibt?"

„O ja!" sagte das Mädchen ohne Besinnen. „Drüben gegen das Klosterthal haust er. Am Hirschensprung, oder auf der Gams-Freiheit, oder zwischen der rothen Wand und dem Schafberg, so um die Lech-Klamm herum."

Konstantin blickte betroffen.

„Aber warum fahnden Sie denn nicht auf ihn, wenn Sie den Aufenthalt ungefähr wissen?"

„Ach lieber Herr, unsere Leute kommen eher nach Wien und New-York, als über das nächste Hochjoch. Sie kennen die Wege so schlecht! Ja, wenn ganze Gemeinden zusammenthäten! Eine Treibjagd, die wäre mächtig gut. Aber der Einzelne kann lange herumirren, bis er den Fang macht. Im vorigen Sommer machten drei Bürsche

vom Lutz-Bach sich auf; aber der Eine hat sich „derfallen“ und die Andern mußten ihn heim tragen; — der hinkt noch heute.“

„Das ist ja schrecklich! Es hätte ihm das Leben kosten können.“

„Sehen Sie, das sagt' ich auch. Sie sind vernünftig! Ich ließe um keine Welt —“ das Mädchen besann sich und erröthete.

Konstantin errieth das Geheimniß der lieblichen Walserin, aber seine Gedanken waren ganz anders als mit Zärtlichkeiten beschäftigt. Er fuhr fort:

„Die Kerls müssen aber doch zu Markte treiben. Paßt ihnen denn Niemand auf?“

„Sie irren, lieber Herr. In die Dörfer kommt nicht leicht Einer herab. Juden kommen zu ihnen hinauf, denen verkaufen sie und die verkaufen ihnen wieder. Die Juden in Feldkirch, die wüßten wohl den Weg zu unserem Habicht; aber — der Rebbach!“

Konstantin überflog im Geiste den Gang, den er heut morgen gemacht hatte und — er bezeugte sich, auch er könne den Weg finden!

Er versank in ernsthaftes Nachdenken.

Was war zu thun für ihn?

Er hörte auf's Unzweideutigste: es war hier von einem gemeinschädlichen Verbrecher die Rede. Von einem Menschen, welcher dem kostbaren Eigenthum eines armen Hirtenvolkes schädlich ist und nicht nur das, sondern welcher auch, wie er an dem Beispiele des Almbuben sah, weit um sich her einen Pestkreis von Entsittlichung ziehen

kann. Ein außerordentlicher Umstand hatte es gefügt, daß er den Schlupfwinkel dieses Uebelthäters entdeckt, er konnte — er mußte seine Kenntniß davon zum Vortheile der Moral und der Gerechtigkeit anwenden. Das war ein Gebot, welches keinen Zweifel zuließ.

Und doch sah er den Fall in einer so reinen Einfachheit nicht.

Denn dieser Uebelthäter — wie er auch sonst an Mitmenschen frevelte — an ihm hat er gut gehandelt. Er hat ihn gespeiset, getränkt, beherbergt; er hat ihm die Pflichten der Gastfreundschaft erwiesen. Soll der Gast hingehen und seinen Wirth verrathen? Ja vielleicht hat er ihm sogar das Leben gerettet! Wenn er an den Abgrund am Lechursprung denkt — vielleicht, ja wahrscheinlich hätt' auch er sich „derfallen" ohne die rettende Hand des Wildsennen. Soll er ihn in's Zuchthaus bringen dafür?

So überlegte Konstantin nach den Mittheilungen der schönen Walserin.

Er wünschte er hätte nichts gehört!

Ein Entschluß in dieser Lage wurde ihm wirklich schwer.

Er kam sich wie ein Diebshehler vor, wenn er nun dachte, er soll Hut und Stock nehmen und die Landschaft ohne weiters verlassen, die er von ihrem Unheilstifter befreien könnte. Aber wie kam er sich vor an der Spitze von Häschern, wenn er nun die Hütte umstellen wird, die ihm noch gestern ein gastfreies Obdach gewesen, wenn er auf den Mann weisen wird — den greifet, den faß't!

der Brod und Wein mit ihm getheilt! der ihm vertraut, der Anspruch auf seine Dankbarkeit hat? Mit welcher Stirn soll er den Blick des armen Verrathenen aushalten? Wie kann er ihm unter die Augen treten? Und doch ist es ungerecht, wenn er seine Schuld gegen einen Dieb bezahlt mit all' den Schafen, Pferden und Rindern, die dieser noch stehlen wird, mit all' den Mißhandlungen unschuldiger Hirtenbuben, mit all' dem Sittenverderbniß wirklich verführter, an Gewissen und ehrlichem Namen für immer zu Grunde gerichteter!

Wer sagt ihm an, was moralische Pflicht ist in diesen Widersprüchen?

Der junge Professor schritt auf und ab. Er trat von einem Fenster an's andere und sah nachdenklich in's Freie. Von allen Seiten blickten die beschneiten und zerrissenen Hochkogeln auf ihn herab; wer hätte gedacht, welche Aufgabe für seine Professoren-Weisheit in diesen wilden Tiroler-Bergen schlummere.

Auch eine Ferien-Aufgabe!

Moral-philosophisches Elaborat: ist es pflichtgemäßer, auf Kosten der Dankbarkeit gerecht, oder auf Kosten der Gerechtigkeit dankbar zu sein?

Wahrlich, der junge Professor hätte gelächelt über dieses Tiroler Schul-Pensum, wäre der Ernst des Augenblicks nicht so nachdrücklich gewesen! —

Endlich kam ihm ein Rath.

Es fiel ihm ein, einen gütlichen Besserungs-Versuch mit dem Wildsennen anzustellen. Könnte er den Burschen zu einem freiwilligen Aufgeben seines gesetzlosen Wandels bewegen, so hätte er gethan, was die Stimme

des Gewissens und der Menschlichkeit zugleich von ihm heischten.

Konstantin fühlte sich glücklich bei diesem Gedanken. Es ahnte ihm im ersten Augenblicke, daß er damit das Richtige getroffen. Er dachte eifrig darüber nach, und je mehr er es that, desto möglicher schien ihm der Ausweg.

Der Wildsenne war jung, sehr jung, däuchte ihm, und wie furchtbar er auch verwahrlost sein mochte, verhärtet konnte er nicht sein. Er hatte schon in den wenigen Stunden seiner Bekanntschaft mit ihm einige gute Beobachtungen machen können. Anfangs rauh und wild wie ein Mörder, war er bald harmloser geworden und später, beim Abschied, ging er sogar, wie es ihm schien, in einen weichen, fast demüthigen Gemüthston über. Kurz, er war drohend, so lange er seine eigene Sicherheit bedroht glaubte und wurde sorglos, als diese Sorge verschwunden.

Solch' eine Natur, dachte Konstantin, verlohnt einen Besserungs=Versuch. Jedenfalls muß er ihn ausholen, ausforschen, seinen Gemüthszustand zu ergründen suchen, um zu beurtheilen, ob das Böse als eine übermächtige Gewalt ihn beherrsche, oder durch Zufall und Schickung ihn ergriffen habe wider angebornen Trieb und Willen. Darnach, beschied er sich, war dann noch immer zu handeln.

Der Jüngling hatte diesen Entschluß bald unwiderruflich ergriffen. Er scheute die Wiederholung des bedenklichen Abenteuers nicht, noch den angestrengten Marsch in das Lechversteck. Nur war er nicht kühn genug, den Rückweg sofort anzutreten. Denn obwohl die Entfernung

nur eine Tageshälfte betrug, so traute er doch nicht die gleiche Leistung der Abend- wie der Morgenhälfte zu, auch mußte er immerhin ein paar Stunden auf Irrwege rechnen. Er beschloß also den morgigen Tag ganz daran zu wenden. Mit dieser Entscheidung endlich ließ er sich sein Mittagsbrod schmecken und unterhielt sich von Neuem mit der anmuthigen Walserin, seiner Gesellschafterin. Die übrigen Stunden des Tages ruhte er in Krumbach wohlgemuth aus. Am Morgen aber ging's voll Leibes- und Seelenkraft an die That.

Das Glück begünstigte den guten Jüngling ausnehmend. Denn nicht nur, daß ihm das Gehen heute so leicht und lustig wurde wie selten, die Hälfte des Weges blieb ihm auch noch erspart. Als er nämlich auf einen Bergsattel gekommen war, wo an einem bebuschten Felsschroffen die Pfade wirr auseinander liefen und von einem Hochjoch zum andern der Weg gründlich verfehlt werden konnte, da sprang ein Unthier hinter dem Schroffen hervor, legte sich ihm quer vor die Füße und bellte ihn an. Dem wohlbekannten Unthier folgte sein wohlbekannter Herr — denn kurz, es war die Gesellschaft von gestern. Es war der Wildsenne und sein Hund.

Der Wildsenne prallte erschrocken zurück, als er den Professor vor sich sah. Sein Auge blitzte voll Zorn unter den finsteren Brauen hervor und heftig stieß er die Worte aus: „Was wollt Ihr schon wieder auf meiner Alm?"

Konstantin sagte fest: „Du hast mich mit Lügen bedient, Hanns in der Irre! Du bist kein armer unschuldiger Wildhirt, Du bist ein Dieb!"

Der Wilde fuhr mit der Hand an's Messer und schrie: „Satan, paß auf!"

„Du kannst mich ermorden," sagte der Jüngling flammend, „und eines Tages wirst Du es auch. Bursche, Du gehst dem Galgen entgegen! Schon die Nothwehr wird Dich zum Mörder machen, auch wenn Du selber nicht wolltest. Aber wehe Dir, wenn einst Menschenblut von diesem Messer herabrann! Dann setzt man einen Preis auf Deinen Kopf, und dann werden Dich die Juden in Feldkirch verrathen!"

Der Bursche erblaßte: „Habt Ihr mich nicht selbst schon verrathen?" schrie er mit Angst und Drohung zugleich, und trat dem Jüngling dicht vor die Augen.

„Ich will den Tod des Sünders nicht, sondern daß er lebe! Ich habe Dir's gestern gesagt und sage Dir's heut: ich bin kein Verräther. Ich will nicht, daß Du im Zuchthause Dein junges Leben verschmachtest, aber Alpendieb kannst Du auch nicht bleiben. Was ich nicht thue, wird ein Anderer thun. Hundert Andere! Ueber kurz oder lang, heut oder morgen werden sie kommen und Dich in Fußeisen mitnehmen. Kehr' um, armer, verlorener Sohn, kehr' um! Steig' in's Thal hinab und werde ein ehrlicher Mann!"

„Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht," rief der Wildsenne mit einer Stimme zwischen Zorn und Weinen. „Die Herrenleute drunten sind Henker und Schinder. Ich hab' Alles versucht, ich bin durch die Welt gekugelt wie ein rollender Stein; Jeder schlägt ein Stück ab und stoßt Einem weiter. Längst wäre kein Riemen von meiner Haut übrig und kein „Beinl" von meinen Knochen, wenn ich

ausgehalten hätt', wie die Leutschinder einen zernichten. Ich bin gar ein arm' Knechtlein!"

Konstantin sah gerührt auf den Wildling, dem der Ausdruck einer rohen aber aufrichtigen Wahrheit auf der Stirne saß. Theilnehmend fragte er: „Bist Du denn all' so früh in die Welt gestoßen worden? Bist Du ein Waislein?"

Der Junge sah starr vor sich nieder. Die Antwort stockte minutenlang. Auf einmal warf er sich zur Erde, wälzte sich wie in Verzweiflung und heulte unter einem Strom von Thränen: „O Mutterle, Mutterle! hätt'st Du nicht gelogen, dann hätt' ich auch nicht gelogen und Alles wär' gut!"

Konstantin blickte überrascht. Er wußte nicht, was dieser Auftritt bedeuten sollte und doch sah er's mit Augen: in diesen Worten lag der ganze Schicksalsschlüssel des armen Verirrten; sie waren der nächste und unmittelbarste Ausdruck seines Unglücks.

Liebreich bückte er sich herab zu dem Jammernden und redete ihm zu: „Sprich, guter Freund, was willst Du mit diesen Worten sagen? Was drückt Dir das Herz so? Erzähle mir's! Du darfst mir vertrauen. Ich bin kein Verräther. Ich meine es gut mit jeder Menschenseele, ich möchte Dir das Glück und die Zufriedenheit wieder geben. Sag', was ist's mit Deinem Mütterchen? Erzähle mir die Geschichte und glaube mir, was es auch sei, ich werde Dir Trost und Rath darnach geben können."

Mit diesen und ähnlichen Worten sprach Konstantin dem armen Verlassenen Zutrauen ein. Der Wildsenne legte die Hände vor's Gesicht und weinte wie ein Kind.

„Ihr wüßtet zu sprechen,“ schluchzte er bitterlich, „Ihr wäret der Rechte! Aber tausend Teufel sollen Euch zerreißen, wenn Ihr falsch seid; — o Gott, wie falsch ist die Welt, wie falsch, wie falsch!“

Konstantin betheuerte von Neuem und in den stärksten Ausdrücken, die ihm möglich waren, seine guten Absichten. Es brauchte lange, bevor der rohe Natursohn das leidenschaftliche Gefühl seines Unglücks, welches so plötzlich aus ihm hervorgebrochen war, zu mäßigen vermochte. Mit Konstantin's Hilfe gelang es ihm endlich. Er trocknete sein Gesicht und wurde so weit ruhiger, daß er mit zusammenhängenden Worten erzählen konnte.

„Ihr habt gut reden,“ fing er an; „Ihr hattet gewiß eine Mutter — so eine, die ehrlich und aufrichtig war; das sieht man Euch an! Ihr seid ein feindräthiger Herr, und ich bin ein Lump! Ich lief meinen Eltern vom Hause weg — in meinem siebenten Jahre, glaub' ich — o Gott, wie schlecht ist mir's gegangen seitdem! keine gute Stund hat mich angeschienen! Aber es hat mich geschmerzt von meinem Mütterle — ich hätte es nicht mehr aushalten können, ihr süßgeschmelztes falsches Gesichtchen! Das war euch ein Weiblein! Ein Bildchen, wie Milch und Blut, hatte immer ein Lächeln auf den Wänglein und gespitzte, küßliche Lippen, die konnte hätscheln und hopsen und schön thun und ich war just ihr Herzblättchen. Da hatten wir Kinder eines Abends gespielt auf dem Gange beim Lumpenmichel, der uns gern hatte und immer zu naschen gab. Der Lumpenmichel war ein wohlhabender Mann, welcher im Haberngeschäft ein schön' Stück Geld gewonnen; die Leute sagten auch, er habe eingenähte

Geldstücke in alten Kleidern gefunden. Unter dem Lumpenmichel wohnte der Tobis, ein starker Taglöhner mit einem rothen Gesichte, und wir Kinder „rändelten“ gern auf der Stiege von einer Wohnung zur andern. Der Taglöhner Tobis war den ganzen Tag nicht zu Hause und hatte darum ein Vorhängschloß an seiner Thür. Dieses Schloß fand er einmal, als er am Abend heimkehrte und aufsperren wollte, voll Sand. Es war so mit Sand angefüllt, daß man nicht einmal den Schlüssel anstecken konnte. Darüber war der Tobis sehr aufgebracht und schrie: „Das hat gewiß des Küfers Weißer gethan!“ — so nannte man mich von meinen weißen, flächsernen Haaren. Darnach zerschlug er das Schloß mit einem Beil, lief aber zu meinem Vater und forderte Entgelt. Der Vater sagte: „woher weißt Du, daß der Meinige das Schloß verdorben hat?“ „Ja,“ schrie der Tobis, „er spielt immer auf der Stiege, Niemand als er war's. Zahl' nur im Guten!“ Da ward ich vorgerufen und strenge befragt. Ich betheuerte hoch und theuer, daß ich's nicht gethan hatte, und wirklich, ich war so unschuldig wie der weiße Schnee dort am Hirschensprung. Mein Vater glaubte mir auch, aber der Tobis schimpfte und drohte, da wurde mein Vater zornig und im Nu schlugen die beiden Männer einander um die Köpfe. Dann gingen sie zum Gericht und jeder von ihnen mußte fünfundvierzig Kreuzer zahlen. Das erbitterte die zwei Nachbarfamilien gewaltig. Meine Mutter nahm sich den Hausgroll zu Herzen; sie hätte gar zu gerne heraus gebracht, wo die Wahrheit ist. Sie nahm mich auf die Seite, schmeichelte mir, gab mir tausend gute und süße Worte und nahm ihr ganzes Mundwerk zusammen, um mir ein Geständniß

abzulocken. Ich aber blieb standhaft und sagte immer nur: „nein, Mutterle, ich hab's nicht gethan." Je mehr ich aber meine Unschuld behauptete, desto freundlicher koste und tätschelte sie mich — ach, es stand ihr so wohl! ich seh sie noch heute vor mir. Zuletzt nahm sie gar einen Kreuzer in die Hand, hielt ihn mir vor die Augen und sagte mit ihrem süßesten Lockpfeifchen: „Siehst Du, mein Kind, wenn Du mir's aufrichtig gesteh'st, daß Du den Sand in's Schloß geworfen hast, so bekommst Du nicht allein keine Strafe, sondern ich will Dir auch noch diesen Kreuzer schenken, und Du darfst Dir was Gutes dafür kaufen." Das war zu viel für mich. „Ja, Mutter, ich hab's gethan," sagte ich rasch, und streckte die Hand nach dem Kreuzer aus. In dem Augenblick aber warf sie den Kreuzer hinter sich, riß die Ruthe vom Spiegel herab, fing mich zwischen ihre Knie ein, und hieb, nachdem sie mir das Höschen abgestreift hatte, so grimm auf mich ein, daß die Ruthe —"

„Philipp!" schrie Konstantin außer sich, „halt ein, halt ein! Ich kenne die ganze Geschichte! Ja, so war's wirklich, jedes Wort ist getreu!"

Der Wildsenne glotzte verblüfft.

„Philipp, mein Bruder!" rief Konstantin noch einmal, „mein lieber, lieber Bruder! Bist Du es wirklich?! Bist Du gefunden, Du armer verirrter" — er schluchzte, seine Stimme brach, er preßte den Wildsennen leidenschaftlich in seine Arme.

Der Wildsenne machte Augen! Er sah dem Fremden groß in's Auge, er sah ihm tief in's Auge hinab — „bist Du der Konstantin?!" fragte er wie im Traume.

„Ja, Du bist's!" schrie er auf einmal, und von seinem gellenden Freudenschrei widerhallten die Berge. Er warf sich über Konstantin her und küßte ihn unter Lachen und Weinen wie ein fressendes Feuer.

Da fühlte Konstantin sich plötzlich von Thierpfoten gepackt — es war der Satan, welcher an ihn hinansprang und ihn mit langgestreckter Zunge beleckte. Er that, was sein Herr that.

Die Brüder lachten und lagen sich immer und immer wieder von Neuem in den Armen.

Hierauf ging's an ein Erzählen! Konstantin sollte sagen, wie er studirt, was er gelernt — Philipp fing an, seine Abenteuer zu beschreiben, wie er „in's Tirol" sich verlaufen, gebettelt, als Hirtenbube gedient, als Knecht — ach, es war eine lange Reihe von Elend! Der Arme fühlte bald selbst, wie wenig das Alles in diesen Freudenton passe, und Konstantin's Blicke fingen jetzt erst an, mit dem Ausdrucke des Schmerzes auf dem verwilderten Bruder zu ruhen, der ihm in Ewigkeit nicht mehr ähnlich werden könne!

Er brach seine Erzählung bald ab. „Wie geht es den Eltern, Konstantin, leben sie noch?" unterbrach er sich, und Konstantin antwortete: „Der Vater ist vor drei Jahren gestorben, aber die Mutter lebt. Ich habe sie zu mir nach München genommen, seit ich als Lehrer angestellt bin."

„Und darf ich vor sie kommen?" fragte der Wildsenne schüchtern.

„Dürfen? dürfen? es wird der glücklichste Tag ihres

Lebens sein! O wie tausendmal hat sie ihren Mißgriff bereut! Wie hat sie aus der schrecklichen Wirkung erst das herrliche Gemüth ihres Kindes erkannt! Wie hat sie immer gesprochen von Dir!"

Und des Fragens und Antwortens und der Ergießungen über die buntesten Gegenstände ihrer Zusammengehörigkeit wurde kein Ende.

Zuletzt trafen die Brüder auch für das Nächstliegende ihre Verabredungen. Konstantin sollte nach Bludenz und Kleider für Philipp kaufen, worauf dieser den Robinson Crusoe ablegen und als Mensch unter Menschen mit Konstantin nach München wandern sollte.

So geschah es denn auch. —

Das war das Abenteuer, welches die Tiroler Ferienreise unsers jungen Münchner-Professors auszeichnete. Für diejenigen unserer Leser, welche das Geschichtchen ihres Interesses werth gefunden haben, bleibt uns nur wenig noch mitzutheilen übrig. Wir beschreiben billig den Jubel der armen Mutter nicht, welche für einen falschen Erziehungskunstgriff so grausam gebüßt. Im Glücke des Wiederfindens waren die Thränen von vierzehn Jahren, und Gram und Reue auf ewig vergessen.

Philipp, der Wildling, war allerdings dem feineren Stadtleben und dessen verschiedenen Berufsarten nicht wieder zu gewinnen. Er wurde Viehhändler, und zwar mit Hilfe seines Bruders Konstantin, welcher wirklich im nächsten Sommer schon ein reiches und liebenswürdiges Lechthaler-Fräulein heirathete, und den nöthigen Fond dazu vorschoß. Der Viehhandel aber hat noch Wenige reich gemacht, wie die ganze Welt weiß, und so finden wir den

rüstigen Aelpler, der inzwischen seine Schwägerin, die Schwester seiner Brudersfrau, heimgeführt hatte, bald darauf als Großfuhrmann zwischen Italien und Deutschland die Brennerstraße auf- und abfahren. Dabei glückte es mächtig.

Froh und im Genusse aller menschlichen Güter lebten die Brüder im Schooße ihrer Familien. Die Verschiedenheit ihres Berufes führte sie wohl selten zusammen, aber ein paar Mal im Jahre geschah es doch. Die Herzlichkeit beider Theile war dann nur um so größer. Wie freuten sie sich jedesmal über einander! Wie manchmal bei einem kühlen Trunk in der Veranda, oder auf einem einsamen Spazierweg durch's Gebüsch, wenn die beiderseitigen Kinder mit ihren Müttern und Mägden fernhin tumultuirten, sahen sich die Männer selig in's Auge, erriethen ihre Gedanken, oder sprachen sie wohl auch aus. „Und Dich hätt' ich bald in den Lechfall gestoßen!" sagte der Wildsenne; — „und Dich hätt' ich bald in die Frohnveste gebracht!" sagte der Professor. Dann drückten sie sich kräftig die Hand und ehrten schweigend den Genius der Menschlichkeit.

In halb München aber war viele Jahre lang eine alte, freundliche Frau bekannt, welche in befreundeten Familien als der Engel der kleinen Kinder und jungen Mütter erschien. Sie liebte mit einer himmlischen Herzlichkeit die aufblühenden Kleinen, sie bewachte mit einer leidenschaftlichen Sorge die strenge Vertheilung des Rechts zwischen ihnen und ihren Eltern. Die Quintessenz ihrer Weisheit war: Die Seelen der Kleinen zu achten, ihre Natur nicht als böse, sondern als gut vorauszusetzen, und sie nicht selbst mit vieler Kunst zu verderben. Das erreiche

man, wenn man stets und zu allen Zeiten w a h r mit ihnen umgehe. Sie hatte Recht, die alte, freundliche Frau. Unzählige Erfolge gaben ihr Recht und die meisten Menschen konnten nicht begreifen, durch welche Geheimmittel sie beide Parteien zugleich, die Liebe der Kinder und das Zutrauen der Eltern gewann. Dann erzählte sie wohl, im rechten Augenblicke und vor den rechten Personen, gegenwärtiges Geschichtchen.

Wir brauchen dem Leser nicht erst zu sagen, wer die alte freundliche Frau war?

Auf einer Bergparthie.

man, wenn man stets und zu allen Zeiten [illegible] mit ihnen umgehe. Sie hatte Recht, die alte, freundliche Frau. Unzählige Erfolge gaben ihr Recht und die meisten Menschen konnten nicht begreifen, durch welche Geheimmittel sie beide Parteien zugleich, die Liebe der Kinder und das Vertrauen der Eltern gewann. Dann erzählte sie wohl im rechten Augenblicke und vor den rechten Personen gegenwärtiges Geschichtchen.

Wir brauchen dem Leser nicht erst zu sagen, wer die alte freundliche Frau war?

Mariazell und Stift Admont sind in dem unermeßlichen Alpenlabyrinth, welches vom Radstädter-Tauern bis zum Schneeberg Oesterreich und Steiermark nicht sowohl scheidet als ineinanderkeilt, fast die einzigen Kulturpunkte. Sie liegen Tagweit auseinander. Dazwischen liegt nichts als hin und wieder ein Eisenhammer, ein Kohlenmeiler oder eine Blockhütte der Holzschläger. Mögen sie zerstreuter oder gedrängter liegen, in der Thalfalte hier, an der Berglahne dort, mögen sie Markt oder Dorf sich nennen — sie drücken der Landschaft das Siegel der Menschenhand nicht auf. Ihr besteigt die nächste Höhe, und — sie sind nicht mehr. Ihr erblickt nichts als Gebirg an Gebirg, Wälder an Wälder. Der ganze mitternächtige Gürtelstrich der norischen Alpen ist eine weite spurlose Einsamkeit. Auf mancher Quadratmeile brennt kein einziges Herdfeuer, und auf den meisten können die Gemsen sich rühmen, daß sie die Mehrzahl der lebenden Wesen sind. In dem „Ring" und der „Hölle" z. B. vom Weichselboden gegen den Brandhof zu könnt ihr den Karrweg, das Bärenloch, die bösen Mauern stundenlang durchwandern, den heiseren Schrei des Geiers über euch, um euch her das rothbraune Gewimmel der Gemsheerden: aber ein Menschenfuß begegnet euch selten. Das ist ein Ort für

Weltscheue! Hieher flüchte sich, wer lebensmüde sich nach Einsamkeit sehnt, wer Walddunkel und Bergfreiheit liebt, wer die Naturunschuld in ihrem keuschesten Zauber sucht, hieher wer — sündigen will, denn seine That geschieht heimlich. Bergschatten und Tannennacht birgt sie, einöde Grabesstille verschweigt sie, kein Zeuge bezeugt und kein Richter richtet sie, Niemand redet, wenn nicht das Herz allein! —

Vor dem Hochofen in Hieflau standen eines freundlichen Spätsommertages zwei fremde Reisende. Sie waren von Steier durch das Thal der sausenden Enns, welche ihrem schauerlich schönen Wildbette den Namen Gesäuse gibt, mehrere Stunden heraufkutschirt, und bezeugten sich herzlich froh, endlich wieder auf ihren Beinen zu stehen. Es waren Vater und Sohn: der erstere, von seinem stattlichen Steirerwirth, welcher persönlich kutschirt hatte, abwechselnd Herr Professor oder Herr Hofrath angeredet, der letztere, ein munteres Studentenblut von kaum achtzehn Jahren, mußte sich einstweilen mit dem Titel „der junge Herr" begnügen. Der Vater nannte ihn Robert.

„Der Herr Professor haben es glücklich getroffen," sagte der Wirth, „der „Bläuofen" ist just in Arbeit." „Das wird er freilich in der Regel sein," antwortete der Professor, während Robert den riesigen Hochofen mit weiten Augen bewunderte. „Nicht wahr, ein mächtiges Haus?" fiel ihm der Vater bei, „ich denke, man kann sich in seinem Innern so gut verirren, wie in der Engelsburg in Rom."

Die Fremden verfolgten die Arbeit des Ofens mit aufmerksamem Interesse. Man sagte ihnen, daß man das Eisen, wenn ein gewisses Maß davon auf den Grund des

Ofens abgeschmolzen sei, in Partien von fünfzehn bis sechzehn Centner ausfließen lasse. Eben jetzt waren sie zu solch einem Augenblicke gekommen. Aus einer plötzlich sich öffnenden Mündung schoß der Metallstrom mit Prasseln und Knistern in einem mächtigen Strahle heraus, umspielt von rothen und braunen, blauen und violettnen Farbenfunken, während das Innere des Ofens von dumpfen, explodirenden Donnerstößen wie ein kleiner Vesuv nachhallte. Der Glutstrom ergoß sich in ein weites, formloses Becken vor dem Ofen, oder besser zu reden, es war, ihn zu empfangen, gar keine Vorrichtung da. So bildete er einen unregelmäßigen Fladen, welchen die Reisenden bei einer Dicke von etwa drei Zoll auf zwanzig Fuß in der Länge und fünf bis sechs in der Breite schätzten. Die Arbeiter nannten ihn „Floßen.“ Seine Oberfläche war reichlich mit Schlacken bedeckt, welche das schwerere Metall mit fortgerissen hatte, und welche die Knechte „Sinter“ und „Zunder“ nannten. Sie schöpften an langen eisernen Hacken diese Schlackenhaut ab, und warfen sie bei Seite. Hierauf bekam der Floßen ein kaltes Bad. Große Vorräthe Wassers wurden über ihn ausgestürzt, im Augenblick hüllten weiße zischende Dampfwolken unsere Reisenden und den ganzen Schauplatz ein, aber die Dämpfe entwichen in Eile, und bald war der Floßen kalt.

„Was geschieht jetzt?“ fragte der Professor, welcher bisher den ganzen Vorgang mit Kopfschütteln angesehen. „Jetzt kommt der Floßen unter den „Bummler,“ sagte der Steirerwirth. — „Was ist das?“ — Der Wirth belehrte: „es heißt halt bummeln, wenn man das Eisen zerschlägt. Wer könnte das Trumm so wie es ist transportiren? D'rum thut man's bummeln. Zuweilen geht's

auch mit dem Bummeln nicht, da hilft dann der Kugelfall aus. Das ist eine Maschine, mit welcher eine schwere eiserne Kugel in die Höhe gezogen wird, aus der Höhe läßt man sie niederfallen und dann zertrümmert sie Alles." Während der Mann noch sprach, stürzte ein Halbdutzend handfester Knechte sich auf das Eisen, und zerrte an Hacken und Floßzangen unter unsäglicher Mühe den Klotz auf einen dazu bereiteten Räderwagen. Die Pferde, zwei der mächtigsten Steirergäule, legten sich in die Stränge — und fort ging's. Die Reisenden folgten.

Das Eisenstück wurde nicht weit vom Hochofen an einen Ort geschleppt, wo die Maschine des sogenannten Kugelfalls stand. Hier luden es mit kaum geringerer Mühe die Knechte wieder ab, und nun ging's an's „Bummeln." Sechs Hämmer lehnten am Kugelfall, ungefähr wie Keulen gestaltet, oben mit einem Knopf von einem sechzigpfündigen rundlichen Eisenklotz. „Heben Herr Hofrath einmal solch ein Knöpfchen!" scherzte der Wirth. Der Professor packte an, Robert half ihm. Kaum Beide zugleich hoben das Werkzeug bis zu Häupten. Jetzt griffen die Knechte an. Jeder von ihnen schwang seinen Hammer leicht wie einen Dreschflegel, sie schwangen sie anderthalb Klafter über die Köpfe hinaus, und dann — Vater und Sohn verstopften sich gleichzeitig die Ohren. Es war ein Lärm, daß die Berge zitterten, wie die Streiche hageldicht fielen.

„Welch ein riesiges Muskelspiel!" rief Robert in einer Pause, da die Arbeiter ausruhten. „Ein Maler, der dieses Dreschen nicht gesehen hat, der geb' es nur auf die Cyklopen zu malen." — „Nicht wahr, ein Heidenrummel?" grinste einer der Knechte herüber. Und der Wirth aus

Stadt Steier blickte fast stolz auf die verwunderte Miene des Professors. Der Professor aber sagte: „Das ist die großmüthigste Verschwendung von Menschenkraft, die ich je in meinem Leben gesehen habe.“ — „Wie so?“ fragten die Arbeiter theilnehmend neugierig. Der Professor fuhr fort: „Ich kenne die Eisenschmelzwerke in England und Belgien, und euer Hochofen — ich gebe ihm das Zeugniß — ist so ziemlich nach jenen Vorbildern konstruirt. Aber an dem Punkte, wo die Erzstufe geschmolzen ist, da seid ihr stehen geblieben. Ihr laßt den Schmelzfluß so zu sagen in's Wilde verlaufen. In England und Belgien dagegen leitet man unmittelbar vom Ofenspund den Fluß in Kanäle, und diese vertheilen denselben in eine Menge kleiner viereckigen Gruben. Dadurch erhalten sie Eisenstücke von der Form mäßiger Ziegel, bequem zu handhaben und mit möglichster Raumersparniß zu transportiren. Welch eine barbarische Arbeit aber macht ihr euch! Und jeder Streich ist unnütz.“ „Ei was!“ rief der Knecht, welcher zuvor gegrinst hatte. „Woran könnte man denn seinen Zorn auslassen?“ — Der Professor sah ihn bedeutsam an. Er hatte ein Wort auf den Lippen, aber es blieb unausgesprochen. Denn der Knecht spuckte sich heftig in die Hände, seine Kameraden thaten dasselbe, und im Nu ging der Lärm wieder los und flogen die scharfkantigen Eisensplitter gefährlich in der Luft herum. — „Ich habe genug,“ sagte der Professor und schickte sich zum Weitergehen an. „Wünschen die Herren vielleicht ein Fuhrwerk nach Admont?“ fragte der Steirerwirth; „ich könnte eine Gelegenheit in Hieflau empfehlen.“ Der Professor dankte. „Wir waren in Admont erst voriges Jahr. Wir kamen von Ischl und Aussee herüber und kehrten

durch Admont die Enns hinab heim. Diesmal kommen wir die Enns herauf und gedenken uns links zu wenden. Weichselboden, Ring, Hölle, Brandhof, Mariazell u. s. w." „Ach, eine prächtige Tour!" rief der Wirth. „Und eine Fußpartie wahrscheinlich?" — „Wenn das Wetter schön bleibt, nach Ort und Gelegenheit." — Man sagte sich beiderseits adieu.

„Tüchtige Bursche gibt's aber doch!" ließ sich Robert im Weitergehen aus, die Bemerkungen des Vaters fortsetzend. „Ich weiß überhaupt nicht, warum man Maschinenkraft und Arbeitersparniß so hoch anschlägt. Die Kerle da vorn — und das ist ein persönlicher Gewinn — werden bei ihrer vorsündfluthlichen Praxis wenigstens kühn und gewaltig."

„Roh und gewaltthätig dürftest Du sagen. Denn wahrscheinlich ist's so. Arbeit, die auf's Schlagen hinausläuft, macht die Menschen verwildern. Hast Du den Burschen gehört: „Woran sollte man seinen Zorn auslassen?" Und gewiß erzeugt seine Handtierung die Anlage zum Zorn. Er sah mir gar leidenschaftlich aus. Sein dicker, rundlicher Schädel und die zusammengewachsenen borstigen Augenbrauen! Ein unheimlicher Geselle! Dem möcht' ich wohl ungern ein zartes Gewissen zutrauen."

„Papa, Du hast Recht," sagte der Jüngling betroffen. Und lange darnach setzte er noch hinzu: „Ich möchte wissen, was ihn so zornig macht." — Seine Phantasie, schien es, war ergriffen. —

Der Hochofen von Hieflau ist wohl das Prachtstück des Orts. Unsere Reisenden aber waren zu früh vor Abend gekommen, um nicht noch mehr in Augenschein zu ·hmen. „Dieses Hieflau," sagte der Professor, „liegt fast

scharf im Winkel der Enns, wo sie von Westen nach Norden sich wendet: solche Flußwenden setzen fast überall Industrie ab. Ueberdies verfügt die Ansiedlung über namhafte Wasserkräfte; wir sehen von allen Seiten Wildbäche zusammenfließen, und sie werden trefflich benützt.“ In der That spazierte unser Paar auf seiner Runde durch den sonst so kleinen Ort über zahlreiche Brücken und Pfahlwerke hin, sie sahen auf allen Punkten Dämmungen, Wehren und Holzrechen für die massenhaft angetrifteten Floßhölzer angelegt, und empfingen von dem Wasserbau-System des fleißigen Thalorts ein ganz achtbares Bild. Ferner betrachteten sie „auf der Lahn“ die großartigen Anlagen von Kohlenmeilern, welche fast ein Dorf für sich selbst bildeten, und in ihrem uralten Betrieb den Preis einer wirklich kunstmäßigen Vollkommenheit erreicht hatten. Zuletzt besuchten sie auch einen der Steinbrüche, wo sie einen großen Theil jener Mühlsteine gewinnen und verarbeiten sahen, welche Hieflau in nicht unbedeutender Menge zu verführen pflegt.

Das Alles beobachteten sie mit einer behaglichen Theilnahme. Sie durchstreiften das Dörfchen mit dem Gefühl, die nächsten zwei Tage dürften sie wohl wenig von Menschengesichtern zu sehen bekommen. Um so traulicher heimelte ihre Umgebung sie jetzt an.

Aber mitten in dieser Stimmung dachte Robert an den Knecht. Mit jedem Hammerschlag, welcher fiel — und sie fielen unabläßig — sah er den zornigen Riesen vor sich. „Ich möchte wissen, was ihn so zornig macht!“ dachte der Jüngling.

Es wurde Abend. Die Nacht sank rasch in die engen und schwarzbewaldeten Berge herein. Die Dünste der zahl-

reichen Wasser, vom Sonnenlichte nicht mehr zerstreut, lagen kalt und kompakt über dem Thaldorf. Der Aufenthalt im Freien war schaurig. Der Lärm der Eisenzertrümmerer verstummte endlich, melancholisch läutete das trübe Kirchglöcklein den Nachtsegen. Gerne folgten auch unsere Wanderer dem Ruf.

Fremde Bauern waren im Orte, welche gekommen waren, um Admonter Pferde zu kaufen. Die Herberge war verengt, der Wirth kraute sich hinter den Ohren als er zwei Schlafzimmer fordern hörte. Endlich rief er: „es geht! ich habe ein Extrastübchen für den jungen Herrn." Aber er sprach es mit einem eigenthümlichen Ausdrucke. Finster zuckten seine Brauen, und ein Seufzer, halb murmelnder Fluch, entfuhr seinen grimmig verbissenen Lippen. „Mir scheint, hierorts sind sie Alle zornig," lachte Robert hinter dem sich Entfernenden. Vater und Sohn sagten sich gute Nacht und trennten sich über einen winklichen Gang in ihre Gemächer. —

Aus einem Schlafe, der eben nicht sehr jugendlich-gesund war, denn die Fremde des Orts und das Rauschen der Wasser beunruhigten ihn, erwachte Robert tief in der Nacht. Er wachte nicht von sich selber auf, ein äußeres Geräusch hatte ihn aufgeweckt. Er hörte ein Rütteln — ob an der Thür, ob an dem Fenster, war er sich nicht bewußt, denn er schlief in einem ihm unbekannten Raume, und der Schlaf, wie bekannt, verzaubert nicht selten sogar die gewohntesten Oertlichkeiten. Auf einmal erscholl es von dem Gewichte eines Menschenschrittes in der Kammer. Es tastete, es tappte. Es tappte ganz nahe an sein Bett hin. Robert's Halbschlaf war von den schweren, beklemmenden, es versagte ihm Laut und Bewegung. Mit einem dumpfen

Schauder hielt er an sich. Jetzt vernahm er einen Seufzer. „Heiliger Gott, wie soll das enden!" seufzte eine sanfte, klagende Stimme. Es war ein rührender Ton. Eine Pause. Die Nachtgestalt schien zu den Füßen des Bettes niedergesunken, die Arme auf die Bettstelle gestützt. Es schien, sie weinte. Plötzlich sprang sie auf — ein leichter streichender Ton — und das Gemach wurde vom Phosphorlicht eines Zündhölzchens hell. Ein wunderschöner Jüngling in der Tracht eines steirischen Aelplers stand da. Robert fuhr auf. „Jesus Maria!" schrie der Fremdling, als es im Bette sich aufrichtete. Er warf das Leuchthölzchen weg — ein Sprung in die Nacht — und entflohen war die Erscheinung. Robert sah nichts mehr. Er saß und horchte. Draußen rauschte die Enns, und ein paar Dorfhunde bellten sich aufgeregt an.

Der Tag dämmerte. Robert war auf ein Stündchen wieder eingeschlafen; jetzt weckte ihn ein empfindlich kalter Strich der Morgenluft auf. Die Zugluft kam vom Fenster herein. Es stand halb offen. Robert starrte es an. Von seinem Nachtabenteuer das sicherste Zeugniß! Das Fenster ging auf ein flachgeneigtes Schindeldach hinaus, welches seinerseits unmittelbar gegen einen grasigen Bergabhang anstand, in welchen das Haus mit seiner Kehrseite hineingebaut war. Die bequemste Gelegenheit, zum Fenster herein zu kommen.

Der Jüngling sprang auf. Er wußte, einschlafen konnte er doch nicht mehr, so warf er sich in die Kleider. Er wollte sich den schaurigen Morgenfrost durch einen Gang in's Freie vertreiben. Draußen dampften die Frühnebel durch die nassen Tannschöpfe und an die Kegel der Berge hinan. Robert lehnte sich in's Fenster und sah

dem Spiele der Nebel zu. Die ganze Welt war ihm wie ein Traum. Sein räthselhafter Nachtbesuch stand wie der Engel von der Martinswand vor seinem Auge, dann dachte er an den zornigen Knecht, die Balladenfigur vom Eisenhammer, und jetzt kamen die Hochgebirgsnebel und schwebten wie Ossian'sche Geister.

Trunken von der Poesie seiner Jugend phantasirte er so vor sich hin.

Da hörte er Stimmen.

Durch das Schindeldach unter seinem Fenster schollen die Worte herauf, welche zwei Männer mit einander wechselten.

„Christoph, ich bedaure Euch, mein Seel!" rief der Eine. „Schafft, daß Ihr das Mädel wieder kriegt. Ich bin nur die eine Nacht unter Eurem Dach gewesen und entrathe sie schon. Das Bett macht mir keine so gut wie die Anna, und die Carbonaden brät auch keine wie sie. Vom Sterz will ich gar nicht reden. Der war verbrannt und versalzen."

„Ich möchte den Erdball entzweischlagen!" fluchte der Andere.

„Hilft nichts. Thut dazu, daß ihr die Dirn wiederschafft." — „Thut dazu! thut dazu! Was kann ich dazu thun? Kann ich sie steckbrieflich ausschreiben lassen? Kann ich selber herumlaufen? Kommission geb' ich ohnedies so weit's thaut und blaut. Ihr zieht jetzt nach Brunnthal hinauf. Schaut Euch um. Fragt nach. Breitet's aus."

Ein derber Handschlag klatschte. „Christoph, verlaßt Euch darauf. Kundschaften will ich wie ein Bezahlter. Was man erleben muß! Meine Geldkatze gäb' ich d'rum, wenn's nicht passirt wär!" —

Das war zu viel des Geheimnißvollen! Von wem war hier die Rede? Von einer Magd oder Tochter, welche zum Leidwesen guter Menschen in Verlust gerathen. Wie? das lag im Dunkel. Aber Robert erklärte sich jetzt die Rauhheit des Wirthes, womit er gestern gemurrt: „ich habe ein Extrastübchen für den jungen Herrn. Offenbar war es das Kämmerchen des verlorenen Kindes, das man ihm eingeräumt. Und siehe! jetzt fiel auch ein Licht auf den Engel von der Martinswand. Die seufzende und weinende Nachterscheinung — wenn es ein Liebhaber des Mädchens gewesen wäre? Welch ein Gewebe von Romantik! Doch nein; — der zärtliche Nachtbesuch mußte ja wissen, daß die Kammer leer stand. Er mußte ja wissen, was das Hieflauer Tagesereigniß war, — die Flucht eines Ortskindes. Und dann — der Jüngling war gar zu jugendlich! Robert sah es noch, jenes blitzgleiche Schlaglicht, wie es an Wange und Kinn ihm hinaufleuchtete; — an das bartlose Kinn. Es war so weich, so rundlich, dieses Gesichtchen! Fast noch ein Knabengesicht. Auf einmal fiel ihm der Knecht vom Hochofen ein. Gehörte der vielleicht hieher? Der wilde Gesell, der sich freute, etwas zu haben, woran man seinen Zorn auslassen könne — war's die knirschende Wuth eines Nebenbuhlers, dem ein Anderer sein Mädchen entführt hat? Das könnte einleuchten! Aber wohin dann wieder mit dem Spucke von heute Nacht? Oder liefen hier zwei Fäden nebeneinander? Was für ein Roman spielte in diesem einsamen Alpenthal? Unser Robert stand just in dem Alter, wo man den Walter Scott mit Begeisterung liest, und diese seltsamen Räthsel und dieser malerische Schauplatz wirkten ergreifend auf seine Einbildungskraft. Es war ihm, als stünde er mit

beiden Füßen in einem Romane, wovon er der Held oder mindestens eine bedeutende Nebenfigur sei. Es war ihm, als müsse er mithandeln. Er eilte hinab, glühend vor Begierde zu fragen, zu hören.

Da zuckte das Morgenroth an einer Bergspitze auf.

Als Robert in's Erdgeschoß kam, sah er just, wie der Hauswirth und ein kurzer stämmiger Roßbauer aus dem Schuppen, in welchem sie jene Worte gewechselt hatten, an den Austritt des Hauses hervorkamen. Sie griffen respektvoll an ihre Mützen und der Wirth sagte: „Schon so früh auf, junger Herr?" Robert benützte die Gelegenheit nicht, um seine Fragen, indem er das Abenteuer der gestörten Nacht erzählte, gleich anzubringen: ein eigenthümliches Gefühl hinderte ihn daran. Der Wirth fragte weiter, wann die Herren fort wollten, und da Robert antwortete: mit dem Frühesten, und sein Vater werde eben sobald aufstehen, entfernte sich Jener, um, wie er sagte, nach dem Frühstück zu sehen. „Verdammte Wirthschaft! wie werd' ich's gewöhnen?" murmelte er im Gehen vor sich hin. Es war ein unwirscher Mann.

Ein glattes freundliches Gesicht, das ganz zum Plaudern einlud, hatte dagegen der kleine Roßbauer. An ihn machte sich Robert. Indem er Bezug nahm auf das Gemurmel des Wirthes, fragte er unschuldig: „Wo fehlt es dem Manne? Ist er eben erst Wittwer geworden?"

Der Roßbauer ließ sich nicht zweimal fragen. Er blinzelte schalkhaft mit seinen ehrlichen Augen, und nach manchem He! und Ha! kam er auf den Gegenstand. Robert gewann folgende Auskunft:

Anna, die einzige Tochter des Wirths, war ein schönes und wohlgerathenes Mädchen. Sie war auch nicht die

Aermste, daher sich Herzenswerber oder Heirathsspekulanten schon frühzeitig eingestellt. Der Roßbauer zählte mit Andacht all' die Parthien her, die dem Mädchen sich antrugen oder antragen ließen. Weit und breit in der Runde: bis nach Bruck und nach Steier konnte sie heirathen. Indeß schien es doch, daß zwei Freier aus der Nähe vor Allen die Aussicht hatten, die Braut heimzuführen. Der Eine von ihnen war Vollrath, einer von den Förstern des Stiftes Admont. Der Mann stand sich gut, saß in einem sicheren Amte und konnte mit der Gunst seiner Obern, die ihm wohlwollten, noch weiter befördert werden. Ihn begünstigte der Vater. Aber er war ein Mann schon hoch in den Dreißigen, von trüber Gemüthsart, Wittwer, und hatte ein Kind. Der zweite war der Sohn eines Waldbauern. Er hieß Franz Hilger, seine Gegend hieß ihn den Tannen-Franz. Er war nicht unbemittelt, aber just auch nicht reich. Das Glänzendste an ihm war jedenfalls seine Person. Der Roßbauer schilderte ihn als einen kräftigen, bildschönen Burschen von verwegener Laune und großer Weichheit gegen die Frauen. Er war um zehn Jahre jünger als der Förster und fast in Allem sein Widerspiel. Sogar in der Jagd. Denn während der Förster mit dem besten Recht von der Welt seine Büchse knallen ließ, hatte der gute Franz eine stille Leidenschaft für das „Wildern." Robert ließ sich den Begriff des Wilderns näher erklären, aber es kostete ihm Mühe, sich in die Art, wie ihn die Landleute denken, hineinzufinden. Denn wie das Wildern ein Diebstahl, ein grober Eingriff in fremdes Eigenthum, kurz ein infamirendes und auch ziemlich empfindlich bestraftes Verbrechen — vor dem Gesetze war, so schien es fast nichts von dem — vor dem Ge-

wissen des Volkes. Es war, als ob es der List und des Muthes wegen, das es erfordert, verziehen würde, gleichsam als tönte noch aus der Heidenzeit der alten Germanen ein Nachhall des Grundsatzes herüber: Stehlen im fremden Gau ist keine Schande. Ja, was dem Jüngling das Merkwürdigste schien, sogar die Jäger selbst kränkelten an Anwandlungen dieser Moral. Denn der Roßbauer sagte ihm, Wilderer und Jäger wären beim Glas oder beim Kartenspiel nicht selten die besten Freunde, im Forste dagegen stellten sie sich fremd und wüßten mit großer Rücksicht einander aus dem Wege zu gehen. Einerseits! Im andern Falle gehe es aber auch um so ernstlicher her, wenn z. B. beide Partheien ihren Ehrgeiz d'rein setzten, durch List oder Gewalt sich hervorzuthun, und gleichsam eine stillschweigende Wette in allen schlimmen und gefährlichen Künsten hielten. Dann dränge es scharf auf ein Ende zu, wo der Eine im Zuchthause sitzt, oder der Andere eine Kugel im Leibe hat. Was nun den Franz und den Vollrath betraf, so herrschte natürlich die Eifersucht der Liebe zwischen beiden. Jener hatte die Tochter, dieser den Vater für sich. Das gab einen bedenklichen Span! Einer mußte den Andern beneiden, denn Jedem fehlte zu seinem Erfolge just das, was der Andere besaß. Jedem stand der Andere im Wege. Die weitsichtigen Leute schüttelten denn auch die Köpfe, und lagen bald der Tochter, bald dem Vater an, die Sache in's Reine zu bringen. Es ahnte Manchem nichts Gutes. Aber ehe die Rathschläge der weisen Leute noch Eingang gefunden, war das Unglück geschehen. Eines Tages schoß Franz auf den Förster. Der Förster hatte glücklicherweise einen Zeugen bei sich, den Georg Bern vom Hochofen in Hieflau. Der

Tannen-Franz läugnete zwar hartnäckig, aber — sagte der Roßbauer — durch zweier Zeugen Mund wird alle Wahrheit kund. Es half ihm nichts. Ueberdies konnte er nicht einmal das Colibri beweisen (der Mann wollte „Alibi" sagen), vielmehr hatten ihn einige Holzschläger gesehen, und zwar in dem nämlichen Forste, kurz vor der Unthat. Er kann der Verurtheilung gar nicht entgehen, sagte der Advokat. Schlag ihn Dir aus dem Sinne, sagte er zu Annen, und nimm den Förster, sagte er. Dasselbe thaten auch andere Leute. Alles redete ihr zu, den Förster zu nehmen, der zwar eine scharfe Wunde erhalten, aber doch genas; — schon deßhalb sagten die Leute, damit es nicht scheinen könne, — denn Gedanken sind zollfrei — sie habe die That ihres Liebhabers gebilligt. — Aber ganz anders kam die Sache. Der Tannen-Franz entsprang aus der Untersuchungshaft, und zugleich verschwand Anna aus ihrem Vaterhause! —

In diesem Augenblicke rief die Stimme des Professors zum Fenster herab: „Robert, komm zum Frühstück herauf! Es ist brav, daß Du schon angezogen bist. Wir wollen gleich in den Morgen hinein! Alle Bergspitzen haben schon Sonne."

Vater und Sohn nahmen das Frühstück, und nach einer halben Stunde hatten sie ihr Gasthaus verlassen.

Sie gingen in's Ennsthal hinaus. Sie folgten dem Flusse noch eine Strecke lang, bis sie eine kleine reizende Ebene erreichten, welche der Volksmund „das Landl" nennt. Dann stiegen sie ein Thälchen hinauf „in der Gams" geheißen, welches ein Nebenthal der Salza ist, und in das Hauptthal dieses Flusses hinüberführt. Das Salzathal streicht von seiner Wurzel hinter Mariazell bis zur Mün-

dung an der Enns etwa vierzehn Stunden lang quer durch die norischen Alpen und fast in gleichlaufender Linie mit der österreichisch-steirischen Grenze. Dieses Thal wanderte unser Paar jetzt hinauf.

Es war ein Weg durch die duftigste Alpenfrische, Wiesen und Wälder, Berge an Berge auf jedem Schritt lieblich und groß. Der Morgen verbreitete seine Schatten- und Lichtmassen, und Wärme und Thaukühle mischten sich angenehm.

Unsere Reisenden ließen sich's wohl sein. Vater und Sohn machten um die Wette sich aufmerksam bald auf merkwürdige Formen von Bergen, bald auf großartige Wirkungen des Lichtspiels. An den schönsten Punkten ruhten sie aus. Hier gab es einen Blick über weite Reihen und Ringe der Alpenkette, dort sahen sie in ein traulich verstecktes Waldthal hinein. Bald schoß ein lustiger Bach von den Bergen herab, und sein blumenbesäetes, durch Moos und Felsen gewundenes Wildbett war auf einem Blocksitz im schwarzgrünen Tannenschatten gar anmuthig zu betrachten, oder an zahllosen Stellen hielt sie die Salza auf, deren steiles, wildzerklüftetes Felsenufer unerschöpflich an Bildern kühner Naturschönheit war. Der Professor sagte:

„Du bemerkst, lieber Robert, wir wandern hier durch ein Thal, dessen landschaftliche Eigenthümlichkeit vielleicht mit durch den Umstand bedingt ist, daß seinen Bau zwei verschiedene Steinarten zusammensetzen. Die Thalwände links und rechts, die hohen Gebirgsmauern, zwischen welchen wir durchgehen, sind, wie der ganze österreichisch-steirische Alpenstock, Kalkstein. Dagegen die Thalsohle füllen Sandstein-Depositionen und Conglomerat-Massen aus.

Das ist eine Steinart von loserem Zusammenhang und leichterer Zerstörbarkeit. Der Wasserschwall der Salza konnte daher gleich einer tiefgehenden Säge, dieses Gestein weit hinab auf den Grund durchschneiden, und er hat es auch gethan. Der Fluß liegt fast überall, wo wir an seinen Rand herantreten, in einem Abgrund von mindestens zweihundert Fuß Tiefe. Die steilen Wände dieses Abgrundes, die ungeheuren querlagernden, aber von oben bis unten in den seltsamsten Formen zerrissenen Sandsteinschichten helfen nun den Bilderreichthum dieser Thal-Landschaft auf eine ausgezeichnete Weise vermehren. Es ist, als ob wir durch zwei Thäler zugleich wanderten. Ebenso haben wir die Wälder, die uns begleiten, über und unter uns zugleich. Ueber uns auf den Bergen, unter uns in der Flußrinne, in welche sie auf jede Handbreit lockern Gerölles gedrängt und gierig hineinwachsen."

Und immer großartiger wurde die Landschaft. In Wildalp stand Robert und jauchzte auf wie ein Kind. „Papa, hier laß uns tagelang verweilen!" flehte er mit Entzücken. Der Wirth lächelte zu der Freude des großen, achtzehnjährigen Jungen und sagte: „Warten Sie nur, junger Herr. Im Brunnthal und weiter hinauf beim Weichselboden wird's noch schöner." Aber Robert stand und konnte sich nicht satt sehen an dem Gewirre von Bergen und Wäldern, Thälern und Wildbächen, welche wie in einem Brennpunkte hier zusammenstießen, und nach allen Seiten eine Aussicht fast von berauschendem Zauber darboten. Auf einem grasigen Bühel hinter dem Wirthshäuschen saß unser Paar mit einem Rundblick vor sich, wie auf einer der berühmtesten Terrassen Europa's. Sie nahmen hier ein Mittagsbrod zu sich, welches allerdings

schmal gewesen wäre, hätte der Wirth aus einem der vielen Bergbäche nicht ein halb Dutzend der schmackhaftesten Forellen heraufgeholt.

Nach einem Aufenthalt von zwei Stunden, welche Robert für die schönsten seines Lebens erklärte, setzte das Paar seinen Wanderstab weiter.

Ihr Weg ging immer die Salza hinauf. Sie gingen eine gute Weile d'rauf zu ohne ein menschliches Wesen oder auch nur ein Hüttendach in der Ferne zu sehen. „Ich merke," sagte der Professor, „wir gerathen nunmehr in das einsamste Gebiet unserer Alpenwanderung. Bisher knarrte uns doch hie und da ein Kohlenwagen entgegen oder wir sahen Kohlenmeiler und Holzschlägerhütten an Bergen zwischen den Tannen zerstreut. Hinter Wildalp aber scheint's nimmt die Menschheit ein Ende."

Er hatte das Wort kaum gesprochen, da stieß Robert einen Freudenschrei aus.

Was er jetzt sah, schien ihm Alles zu übertreffen, was er bisher schon gesehen.

Rechts an der Straße that sich ein Thal auf, dem Augenmaß nach etwa eine Stunde lang tief und zwanzig Minuten breit. Ein grünsaftiger Wiesengrund vom schönsten Smaragd des Alpengrases spannte sich wie ein Teppich im ganzen Raum dieses Thalbusens aus. Von den Seiten des Thales stiegen dichtbewaldete Bergwände auf, hinter diesen erhoben sich höhere Berge, welche wieder überragt wurden von den kahlsten und schroffsten der Alpenfirnen, auf deren Scheitelflächen schon kein Bäumchen mehr grünte, und welche mit ihrem nackten Kalkgestein, von Millionen Schneestriemen durchzogen, über den tiefschattirten Wäldermassen wie Silber aufblitzten. Die Abstufung des Wiesen-

grüns im Thalspiegel vom Nadelholzgrün der reihenweise übereinander gegipfelten Wälder bis zu den sonnenbeglänzten Umrissen der Schneeregion bot eine der überraschendsten Farbenwirkungen, welche die Natur in Landschaftsbildern erreichen kann.

„Das ist Brunnthal!" jubelte Robert.

„Wahrlich, eine Berggallerie ohne Gleichen!" rief der Professor.

„Nicht wahr, das übertrifft noch die Gegend von Ischl oder Aussee?" vermaß sich der Sohn.

„Es ist ein Bild!" sagte der Professor; „ein abgeschlossenes Bild steht da — ein Amphitheater!"

„Vivat, das grüne Steiermark!" jauchzte der Jüngling und warf seinen Hut in die Höhe.

„Vivat!" scholl ihm eine Stimme zurück.

Am Eingange des Brunnthales lag ein kleiner See, und zerstreut um ihn her einige schmucke Gebäude. Von einem derselben kam diese Stimme.

Die Gebäude waren Stallungen des Stiftes Admont, welches hier ein Gestüte besaß, kurzweg „die Pferdewiese" geheißen. Die Stimme aber gehörte dem Inspektor oder Aufseher dieses Gestütes, der inzwischen schlecht und recht nur der Halter genannt wurde.

Der Halter wurde mit unsern Ankömmlingen sofort gut Freund. Es freute ihn mächtig, wieder einmal „feine Leute" in seiner Einöde zu sehen, und wenn Robert nicht selbst in den Papa gedrungen hätte, so wäre es dem Halter nicht abzuschlagen gewesen, die Nachtstation in seinem Paradiese zu nehmen. An Zeitvertreib konnt' es nicht fehlen. Robert zumal war entzückt, daß ihm der Halter eine Menge reitbare Rößlein anbot, und er vertummelte

den Rest des Tages auf dem Brunnthaler Wiesengrund, glücklich wie ein Lord auf seiner Parkreitbahn. Erst beim Abendessen entdeckte Robert, daß auch der kleine freundliche Roßbauer da war, welcher von Hieflau heraufgeritten, und mit dem man sich zufällig nicht unterwegs schon begegnet hatte. Doch fiel, wie auf Verabredung, kein Wort mehr über den Gegenstand von heute früh. Die Gesellschaft unterhielt sich von Pferden und Pferdehandel, der Professor gab Schilderungen aus der Hauptstadt, die Steirer aus ihrer Provinz zum Besten; zuletzt gerieth man über die Zither, und in Gesang und Klang wurde der schönste Sommertag in der schönsten Landschaft zur Ruhe getragen.

Am nächsten Morgen trug Robert seinem Papa einen Wunsch vor. „Wir gingen bisher," sagte er, „mitten zwischen den schönsten Bergen im Thale. Das Thal selber stieg freilich auch, aber es war doch Thal, und die Berge immer über uns. Laßt uns nun in's Hochgebirge hinaufsteigen! Wie schön müßte sich Brunnthal — was sag ich! das ganze Salzathal von einem der nächsten Hochkogeln herab überschauen lassen!" Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, so bot sich der dienstfertige Halter zum Führer an. Er wollte die Herren mitten durch's Gebirg nach dem Weichselboden führen. Der Professor wußte, was das sagen wollte, und dankte ernstlich. Aber der gute Mann war nicht abzuweisen. Der Professor nahm endlich an, obgleich ungern. Er behielt sich vor, den nächsten Menschen, welcher begegnete, für die Fortsetzung aufzunehmen, und den Halter seinen Geschäften zurückzugeben. So begann der Tag.

Nach zwei Stunden Wegs erblickten die Wanderer hoch über sich eine Menschengestalt. Es war, wie es

schien, ein junger Aelpler, welcher auf einer vorspringenden Felsenkante wie in der Luft stand. Der Professor rief ihn sofort an und verabschiedete sich gleichzeitig mit dem Halter, damit er einen Steig, welcher so eben wieder sehr anstrengend in die Höhe ging, nicht nutzlos noch mitmache.

Der Halter ging. Der Aelpler droben that einige Schritte entgegen, während unser Paar die seinen beschleunigte. Man erreichte sich.

„Was wünschen die Herren?"

„Einen Führer nach dem Weichselboden hinüber. Ja, wohl gleich auch in den Ring und die Hölle."

Der Andere erschrack. Aber schnell verbarg er seine Regung. Er besann sich, und sagte entschlossen: „Ich bin bereit. Folgen Sie mir."

„Wie? und Du bedingst Dir nicht erst Deinen Lohn?"

„Man sieht ja, daß Sie honette Leute sind."

Der Professor blickte kopfschüttelnd verwundert. „Wie heiß'st Du, mein Sohn?"

„Theobald."

Und mit einem Satze sprang er voraus.

„Die Herren Touristen wollen gern allein sein!" warf er über die Schultern zurück.

„Ein merkwürdiger Bub!" sagte der Professor. „Hat man je solchen Aplomb bei so viel Jugend gesehen? Und überdies im Gebirge! Ich schätze ihn höchstens auf fünfzehn."

Aber Robert erwiederte gar nichts. Es war ihm, als stünde das Jünglingsgesicht der vorigen Nacht, das Gesicht im Phosphorlicht, leibhaftig vor ihm. Beim ersten Blicke gleich war es wie ein Blitz in ihm aufgezuckt. War's Traum? war's Phantasie? Gleichviel. Aber er

konnte das Bild nicht mehr los werden. Seine ganze Seele war aufgeregt von dieser Ahnung.

Er wollte den Jüngling ein paarmal zurückrufen, denn es verlangte ihn gar zu sehr, dieses Gesicht zu studiren. Aber der Papa hielt ihn ab. „Thu's nicht, man muß jedem Menschen seine Eigenheit lassen."

So blieb Theobald sich selbst überlassen.

Er ging, kletterte, oder sprang auf etwa hundert Schritte immer vor dem Paare einher. Nicht selten war er fast ganz unsichtbar, z. B. wenn es in dicht verwachsene Wälder hinein- oder in scharfen Wendungen um Felskegel herumging. Indeß hörte man doch seine Schritte, man sah die Richtung, welche er einschlug, und die Wanderer konnten nicht sagen, daß sie darum schlechter geführt waren. An entscheidenden Punkten blieb er stehen und holte das Paar ein.

Einmal fand man ihn stehen wie im Traume verloren. Ein Baum, vom Winde gefällt, lag am Wege, und in den Zweigen des Baumes hatte der Junge ein Vogelnest entdeckt. Dieser Anblick war's, den er mit Theilnahme untersuchte. „Das Nestchen ist neu," sagte er, „und auch der Windbruch ist frisch. Da ist wohl die Brut zu Grunde gegangen! Was mögen die Alten gesagt haben? Arme Thierlein, ihr hattet kein Glück mit eurem Hauswesen!" Er sprach's vor sich hin, ohne zu bemerken, wie sehr er sich verweilt, und die zwei Fremden hatte herankommen lassen. Auf einmal fuhr er empor, sein Gesicht wurde roth, und mit raschen Sprüngen war er wieder voraus.

So ging's fort.

Inzwischen hatte man schon mehr als eine Stelle

vorübergehen lassen, welche zum Verweilen eingeladen. Jetzt aber erreichten die Wanderer einen Punkt, dem nicht zu widerstehen war. Sie kamen auf einen Bergaussprung, welcher wie ein Altan frei in die Lüfte hinaus lag. Von drei Seiten her stürzten seine Abhänge in gähe Tiefen hinab und droben war die Aussicht unermeßlich. Auf der vierten Seite, wo er mit dem Hauptstock des Gebirges seinen Zusammenhang hatte, rauschte ein Bächlein von der Höhe einiger Klafter herab, und bildete einen hübschen Wasserfall. Unter demselben sammelte sich das Wasser in ein Becken, worin es seine ganze köstliche Klarheit zeigte. Das Becken umrahmten Tannen und Birken, umdufteten Thymian und Münze. Bemooste Geröllblöcke lagen umher, den üppigen Graswuchs schützend und wie gemacht zu Rücklehnen und Ruhekissen.

„Hier oder nirgends!" rief Robert aus, und schwang die Reisetasche von der Achsel. „Nicht wahr, Papa?"

Der Papa saß schon.

Und den jungen Theobald rief er an: „Nun komm, mein Sohn! Sag uns: was wir dort in der Ferne erblicken, ein weißes Kirchlein, und darum her ein paar kleine niedrige Häuschen, wie im Grase kniend — was ist das?"

„Das ist der Weichselboden."

„Tausend! so weit noch?"

„Durch's Gebirge ja! Die Salza hinauf ist's viel näher."

Robert sagte: „Auch ich sehe was. Dort rechts hinaus ist ein weißgraues Kalkfelsenmeer, — die Sonne scheint dunstig hinein, und kleine bräunliche Pünktchen bewegen sich d'rinn, wie Spinnen, welche die Felsenritzen erfüllen."

„Ach, ich weiß schon! Das sind die Gemsen.“

„Gemsen! Papa, das sind Gemsen! Sieh 'mal, sieh!“ Und eifrig wurde das Perspectiv gedreht und das reizende Thierschauspiel mit gierigen Blicken bewundert.

Hierauf studirte man die Lage des Orts. Man machte sich klar, wo Bruck, Mariazell, Admont läge, man suchte die Namen der prächtigsten Alpenfirnen zusammen, welche rings in den blauen Himmel hineinragten, oder der Fluß- und Thalzüge, deren labyrinthische Linien, wie Faltenbrüche eines reichen Gewandes, in ungeheuren Wurf zerstreut umherlagen.

Als man sich satt geweidet an der Aussicht, und die Augen fast schmerzten von der Anstrengung des Fernsehens und von der Stärke des Sonnenlichtes in der reinen Luft und zwischen den blendenden Kalk- und Schneespiegeln des Alpenkranzes, erwies man auch dem Körper die Ehre seines Labsals. Robert holte einen Eierkocher und ein Fläschchen mit Weingeist aus der Reisetasche, füllte den ersteren mit Wasser, und schnitt Stückchen von Bouillontafeln hinein. Theobald, welcher auf einige Schritte sich fern hielt, guckte neugierig zu. Aber wie erstaunte der Knabe, als man ihm eine Tasse kräftiger Fleischbrühe bot! „Nein, was die Stadtleute gescheidt sind!“ rief er mit großen Augen. Sein Antlitz bemerkte Robert, konnte einen Ausdruck von Verstand und Seele annehmen, der dem Knabenalter ganz merkwürdig ließ.

Ein paar Tassen Bouillon und etwas Zwieback dazu hatten Muth gemacht, die Tafelfreuden des Weichselbodens ein Stündchen länger zu entbehren. Der Professor sagte: „ich will zu schlafen versuchen;“ und indem er ein stilleres Plätzchen als die Nähe des Wasserfalles aussuchte, setzte

er im Weitergehen hinzu: „Was euch Jungen betrifft, euch wird es besseren Spaß machen, eure Stärkung in einem kalten Bade zu suchen; — denn bedürfen werdet ihr sie wahrhaftig auch.“ Damit verschwand er.

Robert war über die Erlaubniß zum Baden entzückt. Er bemerkte nicht, wie bei den Worten des Papa's Theobald plötzlich die Farbe veränderte.

„Komm Bürschchen,“ rief er mit Jubel; „Du leistest mir doch Gesellschaft?“

„Es schickt sich nicht!“ sagte der Knabe fast zurückbebend.

„Ei, Du wirst doch ein Fähnchen bei Dir haben, welches die Stelle der Badehose vertreten kann? Ich helf Dir aus.“ Und flugs kramte er in der Reisetasche. „Da ist ein Taschentuch — da eine Serviette.“ —

„Um die Welt nicht! Wie dürfte sich unser einer mit den Herren so gemein machen?!“

„Närrchen, ist's das?“ lachte Robert. „Sprich nicht so. Du siehst wahrlich gescheidter aus. Hurtig! mach!“

„Nein! nein!“ rief der Bube mit Heftigkeit.

„Ein kurioser Narciß!“ murmelte Robert für sich. „Ich glaube, der hat sich noch nie in einem Wasserspiegel gesehen. Er betrachtete die Hübschheit des Jungen fast mit Bedauern. „Nun, ich mach' Dir gewiß noch Lust,“ sagte er dann, und fing an sich zu entkleiden.

Nach einigen Minuten hörte man seine Stimme fast dicht aus dem Wasserfall heraus. „Welch eine Douche! Theobald, wo bist Du? Herrlich! himmlisch! komm herein!“

Keine Antwort.

„Sag' aufrichtig, Freundchen; ihr Landleute badet am Ende gar nicht?“

Keine Antwort.

„Er hat sich verkrochen, scheint's. Der dumme Junge! Schad um sein menschliches Lärvchen. Aber den will ich in's Gebet nehmen! Der Papa soll mich nicht abhalten. Das ist ja eine förmliche Studie!"

Und damit überließ er sich seinem Genusse.

Eine Viertelstunde des köstlichsten Labsals verging ihm so. Nachdem er hierauf das Wasser verlassen, und wieder in seinen Kleidern stand, sah er sich nach Theobald um. Der Junge ließ sich auf sein Rufen nicht sehen; allerdings rief er gedämpft, um den Papa nicht zu wecken. Er fing daher an, auf Suche umherzustreifen. Aber mit jedem Schritte verwunderte er sich mehr, daß er weder hinter diesem Blocke, noch zwischen jenen Bäumen, kurz an den ruhsamsten Stellen keine Spur von ihm fand. Fast wurde ihm schwül, wie er so ängstlich suchend umherkletterte, und die Erfrischung des Bades drohte ihm rasch wieder verloren zu gehen. Da setzte er sich zu Häupten seines schlafenden Vaters hin und verhielt sich ruhig. Er saß und träumte gedankenvoll vor sich hin.

Der Professor nahm es leichter, als er erwacht war, und Robert den Verlust des Führers anzeigte. „Du wirst ihn geneckt haben mehr als billig," sagte er obenhin. „Mit solchen Naturkindern muß man sich schlicht und deutlich auf der schnurgeraden Linie ihrer Fassungskraft benehmen. Wie viele Menschen verstehen denn Spaß, selbst in der Stadt?"

„Uebrigens," setzte er hinzu, „kann er noch immer in der Nähe sein." Vater und Sohn fingen hierauf an mit vereinten Kräften zu rufen und emsig umher zu suchen. Aber es war Alles vergebens. Zuletzt ließen sie ab, und

der Professor sagte entschlossen: „da heißt es, hilf dir selbst!“ Man nahm die Landkarte zur Hand, verglich sie mit der Natur, und — vertraute dem Glücke. „Wenn wir aufpassen, orientiren wir uns schon,“ sagte der Professor; „im besten Falle kann uns auch wer begegnen. Also vorwärts!“

Sie gingen. Der Professor aufmerksam, wachsam, scharf auf den Weg gerichtet. Robert von all dem das Gegentheil. Er ging zerstreut und in sich gekehrt neben dem Vater einher. Die Landschaft gewann ihm nichts mehr ab; wenn der Papa ihn auf Schönheiten aufmerksam machte, so fuhr er wie aus dem Traume empor. Galt es an gekreuzten Wegscheiden Wahl und Entschluß, so war er passiv, wo er sonst mitgeredet; er hörte zu — und hörte nur halb.

Dem Professor fiel diese Geistesabwesenheit endlich auf. „Du bist ja so still geworden,“ fing er an. „Was hast Du? Hat Dir das Bad übel bekommen? Athmest Du schwer? Sprich!“

„Ich muß fortwährend an diesen Theobald denken,“ antwortete Robert. „Es ist, als ob tausend Spinnen in meinem Kopf arbeiteten, aber sie weben ihren klaren, gleichen Faden nicht. Ich will es kurz machen, und Dir erzählen. Höre mich an, Papa!“

Robert erzählte. Er erzählte, wie er in Hieflau im Stübchen der Wirthstochter geschlafen, von welcher ein Gast des Hauses ihm eine Geschichte mitgetheilt, — eine mit Verbrechen und Flucht verbundene Liebesgeschichte. Er erzählte das Nachtabenteuer, das er in diesem Stübchen erlebt, und verschwieg auch nicht, daß ihm die Einbildung im Kopfe sitze, jener Nachtbesuch und der Knabe Theobald

sähen sich ähnlich. Das Alles mache ihm zu denken, aber er wisse nicht, was er davon halten solle.

Der Vater hörte ihm aufmerksam zu. Plötzlich stand er mitten im Wege still und rief aus: „Kind, wie muß ich Dich schelten! Warum hast Du mir das nicht schon längst gesagt?"

Robert blickte zu Boden. „Ich glaubte, es klänge Dir zu romantisch!"

„Und die Väter sind der Romantik so feindselig, nicht wahr?"

Der Professor sah ihm fest in's Gesicht.

„Verzeihe!" flehte der Jüngling, und suchte die Hand des Vaters.

Dieser erwiederte: „Nun will ich Dir sagen, was für ein Moment da versäumt worden ist. Denn wenn ich all diese Dinge unter ein Dach bringen soll, so gibt es nur Eine Möglichkeit! Eben jenes Mädchen selbst, jene Anna, ist die verkleidete Doppel-Erscheinung, die Dich beschäftigt."

„Papa!" rief Robert zurücktretend.

„Ich denke mir das so," fuhr der Professor fort: „Sie haust ohne Zweifel mit ihrem Geliebten irgendwo in einem Versteck dieser Berge, da sie gleichzeitig mit seiner Flucht ihr Elternhaus verlassen. Nicht wahr, so sagtest Du?"

„Allerdings."

„Natürlich leiden sie Mangel in ihrer Zigeunerhöhle. Da schlich sie nun vorgestern Nachts zu sich selbst in ihr Hieflauer Kämmerlein, um aus Lädchen und Truhen entweder Geld oder Wäsche, oder was sonst bedurft wird, nachträglich noch abzuholen. Sie erschrack, als sie ihr Stübchen besetzt fand, und entfloh."

„Papa, Du hast Recht!" rief Robert erleuchtet. „Dazu stimmt auch der Seufzer, den ich vernommen; heiliger Gott, wie soll das enden. Das arme Mädchen!"

„Und heute sind wir ihr zufällig begegnet. Oder kaum zufällig, denn wahrscheinlich hatten wir ziemlich den gleichen Weg; ja vielleicht streifen wir mitten durch ihr Revier. Da mochte sie sich im Vorbeigehen den Führerlohn wohl verdienen. Die Badescene hat sie verscheucht. Ihre Scheu gegen dieselbe, für einen Jüngling so unnatürlich, mußte auffallen, sie fühlte das, sie fürchtete, schärfer examinirt zu werden, und — verschwand."

Robert ergriff beide Hände des Vaters. „Wahrscheinlich ist es so! So wird Alles klar!"

„Nun siehe, mein Sohn! Dieses Vöglein hatten wir schon in der Hand. Wir hätten sie dem trostlosen Vater vielleicht zurückgeben, wir hätten sie zum Gefühl ihrer Gefahr, ihres Unrechts, ihrer schwindelnden Lage vielleicht aufwecken, wir hätten vielleicht rathen, helfen, vermitteln können. Aber Du warst stumm — und die Gelegenheit ist fort. Nun bleibt uns nichts mehr übrig, als unser Wissen dem nächsten Gendarmerie-Commando mitzutheilen. Das ist der Ausgang einer Romantik, die man allzu kostbar in sich verschließt."

Robert wagte nicht aufzublicken. Er schlich beschämt und traurig einher.

„Merke Dir den Fall, mein Jüngling," sagte der Vater. „Ich meine für die Zukunft. Aber für den Augenblick vergiß ihn, und sei munter. Verdirb Dir die Parthie nicht."

Robert küßte die milde Hand des Vaters und versprach ihm zu folgen.

Wieder gingen die Reisenden eine Strecke fast von zwei Stunden lang.

Sie sprachen viel von dem Abenteuer mit der verkleideten Anna, — denn daß sie das war, wurde ihnen mit jedem Augenblicke klarer. Je genauer sie sich auf alles Einzelne einließen, desto mehr fanden sie Anhaltspunkte dafür. Kein Zug, der nicht paßte.

Robert war unglücklich, daß das Alles nun vorbei war. Der schöne Roman!

Aber auch der Professor selbst ließ sich von dieser Begebenheit mehr einnehmen, als räthlich. Bald war der Faden des Weges verloren, wenigstens wußten Vater und Sohn nicht mehr zu sagen, in welcher Richtung sie trieben. Das Gebirge wurde immer wilder, anstatt daß es nach irgend einer Seite sich aufgethan hätte. Ringsherum war's wie zugeriegelt von Bergen und Wäldern.

„Den Weichselboden erreichen wir nicht zu Mittag," sagte der Professor bekümmert; „hast Du Hunger, Robert?"

„Ich nicht," antwortete der Sohn. „Ich behaupte fest, in diesen Alpenländern sättigt der Geruch der Waldwiesen, und der köstliche Harzduft der Tannen und Fichten. Ich konnte in Ischl tagelang herumirren ohne viel Nahrung."

„Desto besser. Laß uns aber nichts desto weniger aufpassen, wo wir ein menschliches Wesen erluchsen mögen."

Kaum hatte er das Wort gesprochen, als er leuchtenden Auges sein Ohr neigte. Nicht allzuferne knarrte ein Fuhrwerk.

Ueber Stock und Stein, mitten durch Moos und Gestrüpp brach sich unser Paar die Bahn zu demselben. Den Wagen kutschirte ein Mann, welcher sein krankes

Kind, wie er sagte, nach Mariazell führte. Das Kind, ein Mädchen von etwa zwei Jahren, lag hinter dem Kutschersitz im Wagenkorb gebettet. Ein bleiches Würmlein, mit den beulenartigen Anschwellungen der Scrophelsucht Gesicht und Händchen bedeckt. Ein elender Anblick!

Unsere Wanderer hatten den richtigen Moment des Wagengeräusches erhascht, denn eben jetzt hielt er stille. Vor einer schroffen Ansteige, die es hinan ging, wollte der Mann sich und dem Gaule Erholung gönnen. Er bezeichnete dem Paare einen nahen, nicht zu verfehlenden Fußpfad, welcher das Sträßlein abschnitt und schnurgerade zu einer Sägemühle führte; an dem Bache, dessen Wasserkraft die Mühle trieb, sollte es dann ohne Unterbrechung zum Weichselboden hineingehen.

Die Reisenden schritten scharf aus. Sie erreichten den Punkt, von welchem der Fußpfad abzweigte, in einer Viertelstunde. Als sie den Pfad aber eingeschlagen, führte er in steigenden Krümmungen ziemlich stark, wieder dahin zurück, wo zuvor ihnen der Wagen begegnet. Nur standen sie jetzt um so höher, denn das Sträßlein überschritt zwar einen der höchsten Gebirgskämme hier, lief aber selbst in einer Art Hohlweg, dessen Böschungen links und rechts empor thürmten. Auf einer derselben stand unser Paar.

Robert, als er dieser Ortslage inne geworden, sagte: „Papa, hier könnten wir vielleicht unser Wägelchen wiedersehen. Es müßte sich von dieser Höhe herab gar kleinschnitzlich ausnehmen. Laß uns einen Blick hinwerfen, eh' wir dieser Seite den Rücken kehren.“ Damit trat er an den Rand der Böschung vor, unterstützt von den Legföhren, welche jedem Schritte Halt boten.

Wirklich erblickten sie nicht weit zu ihren Füßen das

Fuhrwerk. Es stand unverrückt an seiner Stelle. Das Pferd ließ den Kopf vor die Beine hängen und der Mann mit dem Kinde war eingeschlafen. Er hing oder lag quer mit dem Oberleib über den Kutschersitz, die eine Hand, um welche lose das Leitseil gewickelt war, zum Wagen herab baumelnd, die andere lag einwärts im Wagen, und mochte sich im tastenden Halbtraum wohl zum Schutze des Kindes ausgestreckt haben, aber die Bewegung war nach und nach in Verfall gerathen. Es schien, der Mann schlief fest.

„Welch eine Fahrläßigkeit!" rief Robert. „Papa, sieh Dir einmal diese Schlafstelle an."

Der Professor seufzte: „Ich merkte es wohl. Der Mann ist trunken. Helf' ihm Gott, daß er nach Mariazell kommt, aber wahrlich, er bedarf der Mirakel noch früher."

Er hatte dieses Wort noch nicht ausgesprochen, da begab sich ein Entsetzen erregendes Schauspiel. Ein Sturm zischte durch die Luft — ein Körper wie eine schwarze Tanne fiel vom Himmel herab — und ehe die Zuschauer noch zur Besinnung gekommen, sahen sie mit offenen, aber schreckensstarren Augen, wie ein furchtbarer Geier auf das Kind im Wagenkorb niederschoß. Sie stießen einen Angstschrei aus, aber schon war es zu spät. Eh' es den Schlafenden d'runten weckte — und es war nur ein Augenblick — mußte das Kind in den Krallen des Geiers gespießt und durch die Lüfte entführt sein. Die Sinne verschwanden ihnen. Wie im Traume kam es ihnen vor, daß plötzlich ein Mann gegenüber vom Berghang herabsetzte, mit dem Flintenkolben auf den Vogel einschlug, und als dieser schmerzkreischend sich aufschwang, ein Schuß

knallte, worauf das Raubthier entseelt aus den Lüften stürzte. Das Alles war die Begebenheit einer Minute.

Der rettende Schütz aber donnerte dem aufgeschreckten Mann im Wagen mit einer Löwenstimme zu: „Ja, schau' Dich um, meineidiger Schelm, ich bin es selbst! Schau' mich an, Vollrath! Schau her! Dein Kind hab' ich vom Gamsgeier gerettet — der Geier wollte das Kind holen, wie der Teufel den Vater holen wird. Fahr' zu, Vollrath, fahr' zu! Fahr' nur hinein nach Mariazell, das ist ein Frevel, der Dein Maß voll machen muß. Sünder! Kain! Judas! Das Gnadenbild willst Du anrufen mit einem Meineid auf der Seele? Heiliger Himmelsherr! ich muß mich verstecken und der Strolch traut sich zu wallfahrten! Vollrath, wo wär' jetzt dein Fex, wenn ich im Zuchthause säß? Ich hätte mich rächen können; Du fielst mir in die Hand wie dem David der Saul. Aber fahr' zu, fahr' zu, meineidiger Seelenverkäufer! Ich thu' Dir nichts, ich laß Dich aufgespart. Alle Geier der Welt wenn ich erschieß', Dein Kind muß doch verderben. Der Fluch muß Dir folgen bis in's zehnte Glied. Fahr' zu, fahr' zu! Fahr' tausend Straßen, Du fährst immer zur Hölle."

Als diese Worte zu dem Standort unserer Zuhörer heraufschollen, wußte sich Robert nicht mehr zu halten. „Papa," rief er, „das ist er! Das ist der Tannenfranz! Diesmal soll uns das Abenteuer nicht entrinnen." Und im blinden Feuer drang er hinab.

Der Professor faßte ihn mit Macht um den Leib. „Bist Du toll, Junge? Diese Lahne hinab! Er wird schon heraufkommen." Er machte ihn aufmerksam, daß der erschossene Geier ohnedies auf die Seite des Hohlwegs gefallen, auf welcher sie standen, und daß es nicht

Schützenbrauch sei, eine Beute im Stich zu lassen, zumal eine so rühmliche und wahrscheinlich auch mit einem Geldpreise ausgezeichnete Beute.

Wirklich sah man den Schützen, ohne daß er Wagen, Vater und Kind eines Blickes mehr würdigte, die diesseitige Bergwand heraufklettern, was er mit Hilfe der Legföhren, die er gewandt wie eine Strickleiter handhabte, im Nu bewerkstelligt hatte.

Er stand jetzt in ganzer Figur vor unseren Wanderern. Es war ein hübscher Bursche von tüchtigen Gliedmassen und starken Schultern, die Mannslänge nur eine mittlere. Sein weichgerundetes Kinn vom blonden Spitzbärtchen kaum zugedeckt, und ein gewisses gutmüthiges Hängen der Unterlippe verliehen ihm ein fromm- und behagliches Aussehen, welchem das Aeuglein voll List und Verwegenheit nicht widersprach. Denn eigentlich saß doch nur, wie man sagt, in diesem Aeuglein der Schelm, kein dämonisches Blitzfeuer, sondern jenes warme lebhafte Funkeln, welches ganz gut einen geistigen Ausdruck gibt, im Grund aber nichts ist, als eine Art gesunde und muthwillige Sinnenkraft. Kurz, man sah ihm die Reife des höheren Zwanzigers sehr wohl an, schon seiner starken Gliedmaßen wegen, aber man sah auch noch den Knaben in ihm — den sanften, harmlosen Knaben, der nur etwas „Spitzbube“ ist. Von den zwei Hauptcharakterzügen, die über ihn mitgetheilt waren: daß er von großer Weichheit gegen die Frauen sei, und daß er auf den Förster Vollrath geschossen habe — glaubte man ohne Umstände das Erstere; dagegen schien letzteres bedenklich, auch wenn man nicht soeben gesehen hätte, daß es damit das Bewandtniß einer Lüge haben müsse. In diesem Augenblicke war sein

Mienenspiel unruhig und aufgeregt: und doch — sein Auge blickte nicht wild, noch weniger bösartig, es sah nur erhitzt. Als er unsers Paares ansichtig wurde, stand er verlegen still, indem er leicht den Hut rückte. Dann sagte er, als ob nichts passirt wäre: „Ich hab' einen Gamsgeier geschossen. Ich krieg' einen Preis dafür, und die Federn gehören auch noch mir. Die Schwanzfedern, die sind was werth!“ Vater und Sohn sahen sich lächelnd an. Der Professor sagte: „Ich gratulire Euch. Ihr seid ein wackerer Mann, wenn man auch Schlimmes von Euch hört. Seid Ihr nicht Franz Hilger, genannt der Tannen-Franz?“ Der Wilderer zuckte die Augenbrauen und murrte ungern: „Sei'n Sie still davon, ich bitt' Sie recht gar schön. Ich weiß wohl, daß Sie mich kennen. Sie sind wohl dieselben Herren, welche mein Bruder Theobald heute morgen geführt hat. Nun ja, der Bub hat geschwätzt — ich kann mir's denken. Aber lassen wir das. Ich bin ein armer verfolgter Mensch.“ — „Tröstet Euch,“ antwortete Robert vorlaut, „Eure Anna hat nicht geschwätzt. Sie war im Gegentheile sehr auf ihrer Hut, so sehr, daß sie sich eben dadurch verrathen hätte, wäre sie's nicht schon früher gewesen.“

Der Tannenfranz machte große Augen zu diesen Worten. Der Professor und dazwischen sein Sohn erzählten ihm aber, wie viel sie wußten, und wie viel sie von dem, was sie nicht wußten, erriethen. Da half denn freilich keine Verheimlichung mehr. Franz hatte nichts zu thun als zu nicken und zu bejahen: nur einmal unterbrach er sie heftig, als die Rede vom Schusse war. „Die Lugner, die Bluthunde!“ rief er, „die Gottesmörder, die Seelenverkäufer! Kein Stich ist wahr davon. Das Alles haben

sie mir so zusammengezwirnt. Der Förster ist angeschossen worden, und ich war just in dem Wald. Das ist leider die Wahrheit. Aber wer es gethan hat, das weiß Gott! Ich nicht; die Steine am jüngsten Tag müssen's bezeugen. Ich bin unschuldig." Der Professor beruhigte ihn. „Nach der Scene mit dem Förster, die wir so eben belauscht, ist ja gar kein Zweifel daran." „Nun sehen Sie!" sagte er; „und der Gauch kutschirt frei in der Welt herum, und ich muß mich verkriechen."

Die Drei hatten während dieser Reden den Pfad über „die Schneid" vollendet. Franz blieb stehen. „Jetzt hört's auf," sagte er. „Wenn Sie zu Menschen wollen, so gehen Sie dieser Bachrinne nach in den „Sunk" (Senkung). D'runten steht eine Sägemühle, und von der Mühle geht's dann grad zu den „Gräben" hinaus in den Weichselboden."

„Aber wo seid Ihr denn daheim?" fragte Robert.

„Dort droben „in den Wänden," deutete Franz bergauf.

„Da seh' ich ja keinen Pfad."

Franz lächelte. „Das wäre schlimm, wenn ich auf Pfaden ging'. Mein Pfad ist diese Regentraufe hier. Jeder Bachstein darin ist ein Staffel, der zu meinen Zimmern hinaufführt. Oder haben die Herren etwa Lust, mich zu besuchen?"

Robert's Augen funkelten. Aber der Professor schüttelte den Kopf. „Wir sind hungrig, Freund. Wir müssen auf dem kürzesten Wege zu Menschen."

„Wenn's weiter nichts ist!" antwortete Franz. Und sofort bot er ein Stück Gemsbraten aus seiner Waidtasche an, welches ganz appetitlich aussah.

Robert griff etwas rascher zu, als unter anderen Umständen seine Erziehung ihm erlaubt hätte, und auch der Professor fand das Angebot nicht verächtlich. Der Braten schmeckte feiner, als er aussah. Franz sagte aber auch: „die Gams war noch ein Kitzl, und sie ist auf dem Spieß gebraten. Das versteht," setzte er lächelnd hinzu, „Bruder Theobald meisterlich." In der That, der Imbiß mundete so trefflich, daß er schon größtentheils aufgezehrt war, als dem Professor plötzlich die Bemerkung einfiel: „Eure Wildküche in Ehren, Franz, nur Eins fehlt dem Braten. Ich wollte, die Gams wäre an einer gesetzlichen Kugel gestorben." Der Waldbauernsohn erröthete leicht, und der Professor sagte: „Wir müssen darüber noch sprechen. Es wäre Schade, wenn Ihr das Opfer Eurer Lage würdet; ich thäte gerne dazu, den Knoten zu lösen." Damit wurde der Wildweg, ohne ein Wort zu verlieren, von allen Dreien zugleich eingeschlagen.

Die Bachrinne stieg gählings zwischen schroffen Erdwänden hinan. Sie war über und über mit Steinen besäet, aber eben dieser Umstand ermöglichte das Fortkommen. Und da sie in diesem Augenblicke fast gar kein Wasser hatte, dagegen ein üppiger Garten von Spätsommerblumen jede Spanne ihres Bodens reich überwucherte, so war die Mühe, darin fortzuklettern, eben nicht unlustig. Zuletzt kam man an eine Felswand, an welcher das Rinnsal endete, oder auch wie man sagen könnte, anfing, denn unter der Felswand hervor entsprang der Wasserfaden.

„In dieser Felswand bin ich zu Hause," sagte Franz. Die schräg geneigte Wand war ganz bedeckt von dem zähen und wurzelreichen Krumholz der Legföhren. Franz packte eine um die andere und schwang sich leicht wie eine Gemse

hinan. Im Nu stand er fast scheitelrecht in einer Höhe von etwa fünf Stockwerken. Unsere Wanderer folgten beherzt. Als sie oben waren, lobte sie der Wildschütz naiv: „Das muß ich sagen! Den Herren gruselt's aber auch gar nicht.“ Der Professor antwortete: „Die Legföhre ist ein verläßlicher Anhalt, das ist bekannt. Und dann — ich bin ja selbst ein Steirer. Ich habe die Leibesbewegungen nie verlernt. Ebenso wächst auch mein Sohn auf.“

„Aber wo ist die Höhle?“ fragte Robert in seiner romantischen Neugierde.

Franz ging auf eine Art schmalen Mauerkranz quer über die Wand einige zehn Schritte voraus, und dann scharf um eine Ecke herum. Hinter der Ecke lag die Höhle. Ihr Eingang war niedrig und von Legföhren und Fallerngebüsch fast ganz überwachsen.

Vor dem Eingange saß eine Gestalt — für Robert's Phantasie vielleicht wie „ein Engel vor der Grabhöhle.“ Es war ein Jüngling in Steirertracht; das grüne Spitzhütchen hatte er abgelegt, und das braune, rundgeschnittene Haar, eine kunstlose Knabenfrisur, fiel um sein braunes, herzförmig zulaufendes Gesichtchen. Er hatte das eine Bein untergeschlagen, das andere ließ er frei über die Felsenkante baumeln und schaukelte damit. Es war eine Stellung voll Anmuth und Leichtigkeit. Der Oberleib war gebückt, er bückte sich auf eine Arbeit nieder, in die er vertieft saß. Der Jüngling — nähte. Denn der Jüngling war Anna, wie unsere Leser wohl schon errathen haben. Das Mädchen stand auf und legte sich ohne ein Wort zu sagen mit einem langen Kuß an Franzens Mund. Erst dann schien sie die beiden Fremden und den mächtigen Raubvogel zu bemerken, welche Franz so abenteuerlich mitbrachte.

Der Raubvogel zog sie vor Allem an. Sie ließ sich mit kindischem Staunen die Geschichte davon erzählen.

Aber kaum war es so weit, so rief sie heftig dazwischen: „Was?! ist das Alles? Erschossen hätt' ich den Hund."

„Pfui!" strafte der Professor mit einem mißfälligen Blick. „Das Weib sollte die Wildheit des Mannes zähmen und etwas von ihrer Sanftmuth in seine Seele hinübertragen. Du thust ja gerade umgekehrt! Schämst Du Dich nicht, daß Du rachsüchtiger bist als ein Mann?"

Das Mädchen sagte ohne veränderten Ausdruck: „Dem Vollrath wünscht' ich tausend Köpfe, daß man ihn tausendmal aufhenken könnt'. Sie wissen nicht, was wir gelitten haben! Was es gekostet hat, den Franz aus seinem Kerker zu erretten! Und jetzt! der Steckbrief geht um, und die Gendarmen streifen, und die Nächte werden schon kalt! Wo soll das hinaus? Die ganze Welt ist uns wie zugestopft. Und das Alles verdanken wir dem Förster, dem gott- und gewissenlosen Mann, der falsche Eide schwört auf ein unschuldig Blut!"

Der Professor antwortete: „Was die Unschuld betrifft, so gebet nur kleiner bei in dem Punkte. Hat er auch nicht geschossen auf den Förster, so hat er doch einen Lebenswandel geführt, der ein solches Verbrechen nicht unwahrscheinlich machte. Ist er nicht ein Wilderer? Lag er nicht mit dem Förster zu Felde? Ging er nicht mit dem Stutzen im Arm auf fremden Wildbahnen herum? Hätte er sein Holzbeil geführt, anstatt einer Flinte, die ihm nicht zukam, und wäre er ruhig bei seiner Arbeit geblieben: es wäre wohl schwer gewesen, das falsche Zeugniß

gegen ihn abzulegen, und wahrscheinlich wäre es auch Niemanden eingefallen."

Anna schwieg betroffen. Sie blickte auf ihren Franz, welcher gleichfalls schwieg. Beide fühlten das Wahre dieser Worte, aber sie fühlten es, wie es schien, zum Erstenmale.

Der Professor fuhr fort: „Ja, mein guter Franz, nehmt dieses Mißgeschick nur als eine Buße hin. Sie ist nicht ganz ungerecht. Aber freilich — sie muß auch ein Ende nehmen. Ihr dauert mich herzlich, und ich denke, Ihr habt euern Theil wohl abverdient. Jetzt wollen wir einmal zu Rathe gehen, wie wir uns wieder herauswickeln."

Anna fing an: „Hab' ich die Herren nicht sagen hören, Sie wollten über den Weichselboden und den Brandhof nach Mariazell?"

„Ja, mein Kind."

„Da wüßt' ich gleich einen Rath," sagte das Mädchen. „Der Franz hat da einen Gamsgeier geschossen, was ihn sehr rekommandirt. Er könnte sich einen Preis dafür holen, und die weißen Schwanzfedern kann er noch extra verkaufen. Die sind ein rarer Artikel! Manch vornehmer Jagdfreund schmachtet oft lange darnach und vergebens. Man bezahlt oft zehn Gulden Münz für eine einzige. Da denk ich nun, der Erzherzog auf dem Brandhof würde sich den Gamsgeier verehren lassen. Wenn Sie die Güte hätten, den Franz hinabzuführen. Sie könnten sprechen für ihn, und er könnte seinen Geier präsentiren. Ein einziger Gnadenblick, und die Sache wär' aus."

„Sakra, ist das ein Mädel!" jubelte Franz, und der Professor murmelte kopfschüttelnd: „Ein findiges Köpfchen."

Dann aber sagte er: „Es thut mir leid, Kinder.

Der Einfall ist ein wenig zu keck. Ihr versteht das nicht. Wenn ein hoher Herr einen Menschen sich vorstellen läßt, so ist dieser dadurch allein schon begnadigt. Es ist der Hoheit unwürdig, ihren Blick auf Leute zu werfen, welche man allenfalls noch in Ungnade fortschicken müßte. Und das könnte Franzen noch immer begegnen. Ist er nicht ein Wilderer? Die erhabene Person auf dem Brandhof kann nicht gebeten werden, einen Wilderer zu empfangen."

„Das verwünschte Wildern!" rief Anna, mit dem Füßchen stampfend.

„So ist's recht!" sagte der Professor. „Verwünschet das Wildern für ewige Zeiten; es ist der erste Schritt, wenn es Euch gut gehen soll."

„Aber," rief Robert dazwischen, „vielleicht könnte die Anna selbst einen Fußfall machen. Die ist nicht kompromittirt."

„Nicht?!" betonte scharf der Professor. „Es ist wahr, ihre Aufopferung, ihre Treue und Hingebung würden jedem — Romane zur Zierde gereichen; aber da drunten, dreitausend Fuß unter uns stehen — Altäre, welche diese Tugenden erst einweihen wollen, wenn sie gelten sollen. — Kurz," fuhr er fort, „das Alles ist nichts. Es ist abenteuerlich, und auf Abenteuer lass' ich mich nicht ein."

Die drei Personen blickten gespannt auf ihn, jede mit einem verschiedenen Ausdruck.

„Aber das will ich thun," sagte der Professor. „Ich habe die schöne und edelmüthige Handlung gesehen, welche Franz an dem Förster ausübte, und ich will sie bezeugen. Ich habe ferner gehört, wie Franz den Förster eines falschen Zeugnisses anklagte, und zwar in einer Lage, welche den Stempel der höchsten innern Wahrheit trug; das will

ich auch bezeugen. Kurz, ich will nach Hieflau wieder zurückkehren, und die gerichtliche Anzeige machen von dem, was ich gesehen und gehört habe. Der Förster und seine Helfershelfer müssen vom Neuen inquirirt werden. Inzwischen macht der Prozeß Aufsehen, sein Ruf dringt auch auf den Brandhof, und gibt uns Gelegenheit — weil Ihr einmal Euer Vertrauen darauf setzt — den hohen Herrn dafür zu interessiren. Ein Gnadenspruch erfolgt dann gleichsam von selbst, denn im Gewissen ist ja doch Jedermann von Franzens Unschuld überzeugt. Aber es müßte schlimm sein, wenn von den zwei Eidleistern nicht wenigstens Einer zum Geständniß zu treiben wäre. Wir werden den Prozeß, hoff' ich, auf ganz ebener Straße gewinnen."

Diese sichern und ruhigen Worte aus dem Munde des überlegenen Mannes machten einen wundergleichen Eindruck auf das ländliche Paar. Anna tanzte glückselig herum, was sie in Ermanglung von Bodenfläche auf ihren eigenen Hüften und Fußspitzen that, und Franz lächelte nur immer gutmüthig vor sich hin. Ein Trost kam auf einmal in die Wildhöhle, ein Hoffnungsrausch, der wie ein frischer Windhauch im Nu den heitersten Himmel machte.

Kurz, es ging lustig her in der Höhle. Unsere Fremden mußten sich Alles erzählen und zeigen lassen, was man gethan hatte, dieselbe wohnlich zu machen: wie man hier den Schutt weggeräumt, dort eine kalksinternde Ritze verstopft, — die Heustelle, den Bratspieß, die Betten. Letztere waren freilich nur Heu und Mooslager. Anna klagte bitter über den Mangel an wärmenden Decken, denn die Nächte seien kalt. „Ich dächte das Gegentheil," sagte der Professor. „Wenn man Abends vom Berg zu Thal steigt,

so empfindet man fast auf jedem Schritt, wie kalt die Luft in der Tiefe wird. Die Höhen dagegen durchwärmt die Sonne den ganzen Tag."

„Das ist schon wahr," sagte Franz, „aber die Nebeln! die schaurigen Frühnebeln! Und so ein Kalkfelsen schluckt die Feuchtigkeit ein wie ein Schwamm."

Hierauf erzählten sie ihre Leidensgeschichte. Die Arretirung, die Verhöre, die Verurtheilung, die Flucht. Letztere klang besonders merkwürdig, zumeist wegen der geringfügigen Mittel und der Unlust der nächstbetheiligten Personen. Franzens Kameraden waren lau und zaghaft, sie hatten einen Respekt vor Schloß und Riegel, welcher höchst löblich und gesetzlich war; aber Anna hätte „die Kourage" vorgezogen. Sogar Franzens eigene Mutter, ein blödes, schüchternes Weiblein, welches ganz ihrem Manne unterstand, wagte nicht viel; sein Vater aber war wüthend auf ihn. Kurz, der gute Franz hatte keinen Menschen für sich, als das Mädchen allein. Und sie allein vollbrachte Alles. Es war eine Geschichte, die unserem Professor wirklich Anerkennung abnöthigte.

Die kleine Heldin sagte lächelnd: „Ja, ja, man muß sich bemühen um ihn. Er hat ein so weiches Herz, dieser junge Mann. Wie ihn nur Eine freundlich anschaut — und das thun sie alle — so ist er gleich. . ." sie drehte die Hand hin und her.

„Geh', hör' auf," sagte Franz. „Wenn ich ein bischen dumm war, so ist das zu Ende. Jetzt weiß ich wohl, was ich an Dir hab'. In Ewigkeit vergeß ich das nicht."

Und die künftigen Gatten thaten sich schön und küßten sich, mit unauslöschlichen Flammen im Auge.

Um Roberts willen wünschte der Professor diesem Liebeshimmel ein wenig ferner zu stehen. Er sprach von seinem Aufbruch.

Aber das Pärchen bat ihn so treuherzig, zu verweilen. Sie fühlten sich, schien's, in ihrer Höhle wirklich zu Hause, und nöthigten ihn fast wie einen Gast. Zuletzt zeigten sie dem Professor, um ihn zu vergnügen, einen Steig an der Felswand, welcher auf „die Platte" hinaufführte. Droben sei eine schöne Aussicht, sagten sie. Der Professor ließ sich's gefallen.

Er ging mit Robert hinauf. In der That war der Felskegel, welcher mit seiner untern Breite wohlversteckt aber auch dumpf „in den Wänden" stack, droben so ziemlich frei. Unser Paar bereute den Gang nicht. Sie fühlten sich in mächtiger Höhe liegen, und zunächst um sie her stürzten die ebenbürtigen Höhen in unermeßliche Thalkessel nieder. Sie sahen Föhren- und Fichtenwälder, deren Stämme gewiß thurmhoch waren, kurz, wie geschorenes Haar in die bläulich grünen Tiefen hinabwachsen. Sie sahen beschneite Alpengipfel fast in gleicher Linie ihnen gegenüber liegen.

„Ach, hier ist's schön!" rief Robert, und streckte sich grad auf den Rücken aus. „Schade, daß es nicht früher im Jahre ist. Wie hübsch wäre es, wenn wir jetzt einen Hirsch röhren hörten, oder gar einen Auerhahn balzen. Weißt Du, Papa, wie damals auf dem Schafberg bei Ischl? Das ist der Ton für solch unermeßliche Hochwaldsstille."

Der Professor ließ ruhig sein Auge schweifen. „Es bleibt doch wahr," sagte er, „man soll von den Wegen die

Nebenwege, und von diesen wieder die Abwege einschlagen. So will ich's halten, so lang meine Knochen dauern."

Robert fuhr fort, zu schwärmen: „Wie beneid' ich die zwei Zigeuner da drunten! Was sie sich Mühe geben zu heirathen, und in ihre dumpfen Dorfstuben zu kommen! Thörichte Menschen! Wo ist die Welt schöner als hier? Aber sie werden's noch fühlen. Sie werden sitzen zwischen ihren Kindern und Sorgen in ihren überheizten Stuben, und wenn sie dann ausschauen auf ihre schwarzgrünen Hochkogel, da sagt wohl eines zum andern: Weißt du noch, wie wir da droben hausten? So nahe dem Himmel! so hoch, so frei! Es war ein schönes Leben!"

Der Professor rügte sie nicht, diese etwas ordnungsfeindliche Sympathie. Wurde er doch selbst weicher in solchen Augenblicken; — es sind Augenblicke, in denen das Naturgefühl Recht behält.

Als die Sonne sank, ließ sich das Paar von Franz auf den Weg in den Weichselboden führen. Das Dörfchen wurde in zwei kleinen Stunden erreicht. Dort übernachteten sie, und am Morgen miethete der Professor ein Fuhrwerk nach Hieflau zurück. —

Bei seiner Ankunft in Hieflau — doch wir werden unserer Geschichte vorauseilen, wenn wir ein wenig zurückgreifen. Gewiß hat der Leser ohnedies schon gefragt: wo blieb der Wallfahrer nach Mariazell? was ist aus dem Förster geworden?

Von diesem Manne wollen wir jetzt sprechen. Es gibt Naturen, denen nichts gelingt, unglückliche Naturen, die weder sich noch andere froh machen. Man weiß nicht, wem sie zu Danke leben. Es ist ihnen gesungen, ihr

Leben zu verlieren, und thun sie 'mal einen Griff, es zu gewinnen, so wird gewiß — eine Schuld daraus.

Eine solche Natur war Vollrath, der Förster. Er gehörte z. B., um aus seinem Charakter nur Einen Zug herauszugreifen, er gehörte zu jenen Männern, welche ihr Verhältniß zum Weibe nicht finden können. Er wußte mit Weibern nicht umzugehen. Man drückte das so aus: Er hatte kein Glück bei den Weibern. Seine erste Frau war ihm „rekommandirt" worden. Man hatte ihn nicht betrogen; die Rekommandirte war ein braves Weib. Er lebte mit ihr gar nicht übel. Aber als sie gestorben, und der Wittwer darauf aus war, seine zweite Gattin und seinem Kinde eine Mutter zu suchen, da geschah es dem armen Manne, daß er sich wirklich verliebte. Das Mädchen, das diese Leidenschaft ihm einflößte, war Anna, unsere Heldin.

Es war ein trauriges Schauspiel, den Förster um Liebe werben zu sehen.

Da saß er und blickte mit verzehrenden Blicken den Gegenstand seiner Leidenschaft an; aber sein Blick war fast böse, wie man einen Feind anblickt. Da saß er und würgte an jenen Artigkeiten, die so leicht und spielend vom Munde gehen sollen, wie ein Verbrecher an seinen Geständnissen würgt. Schwer gewann er den Muth, etwas Schönes zu sagen, und leicht verlor er ihn wieder. Es wurde ihm sauer, angenehm zu sein. Er war es mit allem Aufwande seiner Willenskraft, er war es mit Anstrengung. Aber von einem Kraftaufwand wünscht man baldigst erlöst zu sein, und für eine Arbeit erwartet man einen Lohn. Nichts ist natürlicher, als dieses Gefühl. Nur Schade, daß es den Schönen als Arbeit und Kraftaufwand

nicht bekannt ist, was in der ganzen Welt Scherzen und Schäckern, Tändeln und Kosen heißt. Dem Förster widerfuhr daher beständig ein Unrecht. Er hatte beständig über Undank zu klagen. In diesem Gefühle zog er sich dann auf sich zurück, und nach einem zärtlichen Anlauf grollte er Tage lang in Zorn und Beschämung. Hatte er sich aber ausgetrotzt und raffte er sich wieder auf, so wiederholte sich auch das nämliche Spiel, und der Arme wurde nie glücklicher.

Liebhaber dieser Art verlegen sich gerne auf's Geschenke machen. Auch Vollrath half sich damit. Aber ein Geschenk, soll es mit fröhlichem Herzen empfangen werden, muß eben ein Zeichen vom Ueberfluß sein. Vom Ueberfluß der Börse zwar, aber noch mehr einer überfließenden guten Natur. Geschenke eines gesperrten und krampfigen Herzens, wie Vollraths, nehmen sich peinlich an.

Da wollte es eines Tages der böse Stern dieses Mannes, daß er für Annen ein schönes Korallen-Halsband gekauft hatte, von welchem er sich mächtige Wirkung versprach. Aber just an dem nämlichen Tage brachte Franz, welchem es seltener einfiel, zu schenken, dem Mädchen ein rothes Halstüchlein mit. Wie nun die Beschenkte aus dem rothen kattunenen Fähnchen ein Aufhebens ohne Gleichen machte, dagegen die edlen Korallen fast unbeachtet ließ, so geschah dem Förster gar zu grimmig dabei. Er rannte hinweg mit einer bösen Gährung im Herzen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Förster ging in seinen Forst gegen Wildalp hinauf, einem der entfernteren, welche die Herren von Admont besaßen. Georg Bern begleitete ihn. Georg Bern, derzeit beim Hieflauer Hochofen in Arbeit, war des Försters Kamerad

aus der Militärzeit her. Sie hatten in derselben Jäger-Compagnie gedient, zwar mit einem kleinen Chargen-Abstand, aber sie waren verwandte Charaktere, und zogen sich an, wie wenige Andere des Bataillons.

Unterwegs machte sich Vollrath Luft. Er schüttete ganz seines Herzens Bitterkeit aus. Er knirschte über die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, und es tröstete ihn wenig, daß Georg ihm vorstellte, wie sehr er den Vater für sich habe. Letzteres war freilich die Wahrheit. Der Vater nämlich, welcher sein Wirthshaus nur nebenbei betrieb, war in der Hauptsache Kohlenbrenner, und der Förster hatte bei den Holzlieferungen an ihn, ohne die Herrschaft eben hintanzusetzen, doch viele Gelegenheit, dem Manne Vortheile zuzuwenden. Hätte es Vollrath auf den väterlichen Zwang ankommen lassen, vielleicht hätte er's durchgesetzt. Aber der unglückliche Mann hatte im Grunde Herzensbedürfnisse. Es war ihm darum zu thun, so wenig er liebenswürdig war, um seiner selbst willen geliebt zu werden. In diesem Eigensinn, der leider nicht selten ist bei solchen Naturen, bestand ja eben sein Unglück. Daher reizte der Gedanke, Annen Gewalt anzuthun, ihn wenig, selbst jetzt nicht, wo er doch so böse auf sie war. Sein ganzer Schmerz richtete sich gegen das Schicksal, wie nämlich verworrene Gemüther das eigene Ich nennen, und sein ganzer Groll gegen den Tannenfranz, den er die Quelle seines Unglücks, und den Verführer seiner Geliebten nannte. Wie hätte auch, meinte er, sein schönes Korallenband verkannt werden können, wenn das rothe Halstüchlein gar nicht da war? So eiferte er vor sich hin.

An einer Stelle des Waldes — es war eine Schlucht,

und wurde die Wildgrube genannt — begegnete das Paar dem Tannenfranz, welcher singend und sorglos wie ein junger Gott droben in der Höhe durch's Gereuth strich. Es war aus der Tiefe des Hohlwegs keine Möglichkeit, ihm beizukommen, die Nebenbuhler wären sonst handgemein geworden. Mit einem Fluche ballte Vollrath die Faust, und sein Hund knurrte dazu.

Nach einigen Minuten aber fühlte der Förster, daß er diesen Hohn des Schicksals doch nicht verwinden könne. Eine brennende Begierde überkam ihn, den Wilderer „zu stellen." Und da die Wildgrube um nichts wegsamer, ja nur noch steiler geworden, so fing er auf einmal an, wie in einem Anfall von blinder Raserei gegen die Felswände Sturm zu laufen. Bei dieser Gelegenheit entlud sich die Flinte auf seinem Rücken, — in seiner Aufregung hatte er vergessen gehabt, den Hahn zu sperren, — und mit der Kugel im Schulterblatt stürzte er rücklings zurück.

Georg zog ihm den Rock aus, entblößte die Wunde, und that, was man bei solchen Unfällen thut. Auf einmal hielt er inne. „Vollrath, was gibst Du mir, und dieser Schuß ist Dein Glück?" — „Wie so?" — „Du schwörst, der Franz hat Dich geschossen, und ich schwöre mit. Ich bin Dein Zeuge. Der Franz muß in's Zuchthaus, Du hast die Anna allein." — Der Förster starrte ihn an. „Hol' mich der Teufel," rief er, „ich will auch einmal glücklich sein! Meine silberplattirte Meerschaumpfeife bekommst Du, die Dir so lang schon gefallen hat." „Topp," sagte Georg Bern, und schlug ein.

Tags darauf holten den Franz die Gendarmen.

Georg Bern aber war selbst ein heimlicher Liebhaber Annen's. Er dachte, bin ich nur Franzen erst los, den

trübseligen Förster überhol' ich wohl leichter. Daher sein falscher Rath. Es war sein eigenes Interesse, das ihm dabei einfiel, und er ließ sich noch Aufgeld zahlen in der Form der beliebten Tabakspfeife, um die Gelegenheit gänzlich auszunutzen.

Das war die Geschichte des Schusses, von dem wir bisher gehört haben.

Bald wäre es geglückt das Komplott, denn kein Mensch hat die Wahrheit gesehen. Die finstere Wildgrube war der Schauplatz — auf viele Meilen kein Zeuge! Wahrheit war hier, was zwei Menschen als Wahrheit beschworen. Bald wäre es geglückt.

Und doch folgte nichts als Unglück darauf. Das erste Unglück schon war, daß Anna mit Franzen entfloh. So war der Preis des Meineids dahin! Das hatten sie nicht vorausgesehen, die Meineidigen! Den Förster marterten alle Qualen der Eifersucht, der Reue, der Selbstverdammung, und sein Wundfieber schlich noch einmal so langsam dahin. Georg war grimmig und wild, daß es grauste. Er ging wie ein Toller mit seinen Hammern und Schüreisen um, an denen er all seinen Zorn ausließ. Der Leser erräth jetzt vielleicht, wer der zornige Knecht an dem Hochofen gewesen, welcher unserm Robert so viel Neugierde rege gemacht hätte.

Den Förster verfolgte noch ferneres Unheil. Seine Wirthschafterin bestahl ihn, und ging ihm durch, denn als das erste Gerücht von Franzen auskam, dachte sie, nun wird der Förster heirathen und mit ihr sei es zu Ende. Seine hilflose Lage machte ihr Gelegenheit, aber freilich vermißte er sie just um so schmerzlicher.

Bald darauf gab der Dorfarzt sein Kind auf. Er

erklärte dem Vater, die überhandnehmenden Skropheln der kleinen Kranken würden ihm zu mächtig, und nur beim Himmel sei Hilfe.

Vollrath führte sein Kind nach Mariazell. Von weiblichen Händen verlassen, unternahm er sie selbst und allein diese Fahrt. Seine vernarbende Wunde erlaubte es nothdürftig. Unterwegs, wie wir wissen, hätte ihn bald der stärkste der Unglücksfälle getroffen, aber die Art, wie er davor bewahrt wurde, betäubte ihn noch mehr. Sie vernichtete ihn ganz.

Er gab die Fahrt nach Mariazell auf. Er lenkte sein Wägelchen um. Er übergab sein Kind einer Nachbarin, d. h. der Frau eines Mannes, welcher auf fünf Stunden mit ihm auseinander wohnte, und ein Admonter Waldmeister war. Dann marschirte er nach Hieflau hinab. Er ging ohne Rast und Ruh.

Die Nacht war schon vorgerückt, als er ankam. Aber es war Sonnabend, und von den Arbeitern des Hochofens füllten noch viele die Schenke. Auch Georg Bern war noch da.

Als der Förster hereintrat, erregte er Aufsehen. Man sah seinen ungewöhnlichen Zustand ihm an; man sah, wie erhitzt, wie müde, wie durstig, wie augenscheu er sich hinsetzte. Auch saß er nicht lange. Denn kaum hatte er ein paar Minuten Geduldszwang sich angethan und gierig einen Krug hinuntergestürzt, — er ließ sich keinen zweiten mehr geben, — so winkte er Georgen heimlich zu, und Beide verschwanden alsbald in die Nacht hinaus.

„Was hast Du?“ fragte Georg auf der Schwelle. Der Förster lenkte von den Häusern hinweg „in's Wilde,“

wobei er häufig sich umsah. Nach einigen hundert Schritten, als ihm der Ort einöd genug schien, fing er an:

„Hier ist eine Hunderter Banknote. Du mußt heute noch fort. Du mußt aus dem Lande. Geh nach Hamburg oder nach Triest, — die Engländer haben in allen Häfen ihre Werber für den Krieg in der Krim. Geh in die Fremdenlegion. Da bist Du versorgt. Denn hier ist's aus, im Steirerland ist's aus mit Dir."

„Um Gotteswillen, was ist's? Sind wir verrathen?"

„Recht hast Du, daß Dir das gleich zuerst einfällt. Wer das gethan hat, der hat keine ruhige Stunde mehr."

„Wer ist der Hund? Todtschlagen will ich ihn! Um meine ruhigen Stunden ist mir nicht bange."

„Ich selbst bin der Hund. Morgen früh geh' ich vor's Gericht und zeige mich an."

Georg stand wie vom Donner gerührt. „Bist Du wahnsinnig?"

„Ich bin wie ich bin. Versäume deine Zeit nicht, sondern mach' fort. Ich will Dich gewarnt haben. Man soll nicht sagen, ich habe meinen Kameraden verrathen. Du hast mir einen schlechten Rath gegeben, und eine schlimme Hilfe geleistet. Aber die Rechnung ist mein. Ich will sie bezahlen. Du rette Dich. Da hast Du die Mittel zur Flucht. Mach fort. Kein Wort mehr! Du kennst mich."

„Aber ich will nicht fort!" trotzte Georg; „ich will nicht! Es paßt mir nicht."

„So paßt Dir das Zuchthaus."

„Vollrath, es ist Dein Unglück!" schrie Georg wuthdrohend auf.

„Alles ist mein Unglück," sagte der Förster mit jener eisigen Ruhe, womit er das Uebrige vorgebracht.

In demselben Augenblicke betäubte den Förster ein Schlag. Er schrie um Hilfe und rannte gegen die Dorfschenke zurück. Leute stürzten aus der Schenke heraus. Georg entfloh.

Aber der Vorfall war Ursache, daß der Förster noch heute Alles entdeckte. Am andern Morgen war schon das ganze Dorf von dem Ereignisse voll.

Als gegen Mittag der Professor mit seinem Sohne vom Weichselboden heranfuhr, fand er die Aufgabe, um deretwillen er kam, schon gelöst. „Um so besser!" rief er. „Das ging noch schneller, als wir ahnen konnten. Unsere armen Verbannten sind mit einem Schlage am Ziele."

Robert dagegen — um aufrichtig zu sein — hatte sich freilich schon auf eine effektvolle Gerichtsscene und auf die Person, die er dabei mitzuspielen hatte, im Stillen gefreut. Daß der Roman auch ohne dieses zu Ende ging, betrübte ihn fast im ersten Augenblicke. Denn zu Ende war er nunmehr. Der Professor kürzte auch das Ende noch ab, indem er Annen's Vater ohne Verzug in das Geheimniß zog. Der Weg zu dem flüchtigen Paare ging durch Franzen's Mutter, mit welcher Anna an einem dritten Orte ihre heimliche Verbindung unterhielt. Diesen Ort zeigte der Professor dem Vater jetzt an, und gebrauchte sein Ansehen nur dahin, daß er sich Nachsicht und Milde für seine Schützlinge ausbedung.

Letzteres war kaum nöthig, denn die Meinung des Dorfes war jetzt dem Paare so günstig, daß auch der strengste Vater nicht dawider gekonnt hätte. Alles wetteiferte in Theilnahme für sie, und die halbe Dorfschaft

zog mit, als der Wirth einspannte, das Paar abzuholen. In einem wahren Triumphzuge kamen Franz und Anna nach Hause.

Anna sagte sofort zum Professor: „Nun thut mir's doch leid für den armen Förster. Ich glaube, sein Herz ist so schlecht nicht. Am Ende gehe ich doch noch auf den Brandhof und bitte für ihn."

„Bravo!" rief der Professor, „das heißt wie ein Weib gesprochen, kleiner Wildfang. Thu' es nur."

Aber auch das war nicht nöthig. Man nahm bei dem Prozesse des Försters mildernde Umstände genug an. Die Aufregung geschmähter Liebe, die Einflüsterung eines Verführers, vor Allem seine Selbstanklage. Dazu verwendeten sich auch seine Herren in Admont für ihn. Nach zwei Jahren wurde er aus dem Gefängniß entlassen. Sein Kind war inzwischen gestorben, und seine Stellung in Admont freilich vernichtet. Doch gelang es durch den Fürspruch seiner gnädigen Stiftsherren, daß er bald darauf bei einer Herrschaft in Krain angenommen wurde, wo es ihm wohl geht. Er hat auch später geheirathet, — man sagt, eine der prächtigsten Slavinen jener Gegend — und ist Vater eines gesunden Knaben geworden. Er soll eine zufriedene Häuslichkeit haben.

Georg Bern hat so gewandt zu entfliehen gewußt, daß er dem Strafgerichte seiner Heimath leider entzogen blieb. Aber seit einem Jahre geht unter seinen Angehörigen die Nachricht um, daß er am Kap der guten Hoffnung, wohin er als Fremden-Legionär der Engländer verpflanzt worden war, bei einem Ueberfall der Kaffern grausam um's Leben gekommen.

Franz und Anna sind glücklich. Sie haben schon

das dritte Kind zur Taufe getragen und die romantische Geschichte ihres Brautstandes ist nach und nach eingeschlafen. Sie selbst sprechen nicht oft davon, — sind sie doch auch Bauern, und dieser Schlag Gottesgeschöpfe hat nun einmal keinen starken Sinn für Romantik. Aber wenn es einem Fremden gelingt, ihnen die Zunge zu lösen und ihre Herzen in Schwingung zu versetzen, dann behält Robert, der schwärmende Jüngling, doch Recht, denn Anna pflegt die Erzählung jener Mühsale dann gern mit den Worten zu schließen: „Aber nun ist's vorbei — und schön war es doch!"

ihr erstes Kind zur Taufe getragen und die romantische Geschichte ihres Brautstandes ist nach und nach eingeschlafen. Sie selbst sprechen nicht oft davon, — sind sie doch nun Bauern, und dieser Schlag Gottesgeschöpfe hat nun einmal keinen starken Sinn für Romantik. Aber wenn es einem Fremden gelingt, ihnen die Zunge zu lösen und ihre Herzen in Schwingung zu versetzen, dann erzählt Robert, der schwärmende Jüngling, das Recht, denn Anna pflegt die Erzählung seiner Ausflucht dann gern mit den Worten zu schließen: „Aber nun ist's vorbei — und lassen wir's doch!"

Der Kuß.

Kennst du den Berg und seinen Felsensteg,
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut . . .

Das Schrecken der Alpen ist viel und mannigfaltig. Lawinen donnern aus sternennaher Höhe herab, verschütten die Dörfer, wickeln Wälder und Felsen im Radlauf zum Knäuel übereinander; Runsen kommen geschossen, Rheinströme des Moments, wie kurz zuvor rieselnde Wasserfäden, reißen das Fleisch der Erde bis an den Knochen des Urgesteins auf; Bergschlipfe fahren in die Tiefe, schlucken Gärten und Wälder, Dörfer und Städte mit leichtem Knirschen in einen unsichtbaren Magen hinab; — das Alles sind sehr grause und schreckliche Dinge. Und doch hat es in seiner naiven Oeffentlichkeit noch etwas Heiteres; es sind gleichsam die Straßen-Skandale der lebenslustigen Berggeister-Jugend. Aber die geheimen Malicen, die stillen und sinnigen Tücken des Alpenhorts, jene frechen Zufälle und lasciven Impromptü's, welche kein Saussüre oder Agassiz theoretisch zu belauern weiß, — die wollen mit feineren Nerven geahnt und empfunden sein. Die Baronin Ninnich, geb. Nolly, hat diese Nerven. Sie bekommt immer Krämpfe, die Frau Baronin, wenn sie vom Hochgebirg sprechen hört. Sie hat einen „Degout"

vor den Alpen, welchen man fast „Horreur“ nennen könnte. Sothaner Degout geht so weit, daß die arme Frau nicht einmal in der Kunstausstellung Hochlandsbilder sehen kann; item so sind auch von ihrer Toilette alle Seifen und Pomaden, und wie immer benamsete Parfümerien verbannt, welche von „Alpenkräutern“ herrühren wollen. Das ist entsetzlich! Aber es hat uns immer geschwant. Wenn wir in der Schweiz oder in Tirol an so einem Thalkessel vorbeifuhren, aus dessen Tiefgrunde uns die Ferner wie Nähkissen voll Nadeln entgegenstarrten, da wurde uns immer unheimlich zu Muthe. Da drinnen ist's nimmer geheuer, dachten wir dann, und der Gedanke bezog sich keineswegs auf erfrorene Glieder allein. Wir hatten ein Gefühl, ein Gefühl, — die Baronin Ninnich könnte sagen, was für ein Gefühl. Sie könnte ein Geschichtchen erzählen! Aber sie thut es nicht, die kluge Baronin. Wer etwas hören will von diesem Geschichtchen, der wird es nimmermehr im Salon der Baronin hören. Ich fürchte fast, er muß sich an unsere Wenigkeit wenden. Wer sonst sollte es erzählen, das Geschichtchen? Der Herr Baron ist diskret, die Prinzessin Edme ist diskret, die Gräfin Melanie ist diskret — mein Gott, sie sind alle diskret, diese Herrschaften! Wäre die Novelle nicht da, das liebe, indiskrete Töchterchen Boccaccio's, man erführe gar nichts. Und auch die ist schon prüde geworden. Hockt in Töchterschulen und schneidert für „Familienkreise“ — es wundert uns eigentlich, daß sie das Alpengeschichtchen erzählt. Aber doch erzählt sie es, das Geschichtchen vom Kusse. —

Der Hof von N*** hielt seine Sommerfrische. Die Residenz lag in jenem Hügelfächer, welcher von dem Alpenstock der deutsch-italienischen Länderscheide gen Norden aus-

strahlt, und den Flüssen als Uferböschung dient, deren Lauf in derselben Richtung herabstreicht. Aber das Hügelland war durch Abholzung fast überall schon dem Flachlande einverleibt, daher die Sommerresidenzen des Hofes die Schöne der Waldnatur tiefer im Mittelgebirge aufgesucht hatten. Dort barg sich in kühlen Thälern und auf schattigen Halden manch feenhafter Bau von wonnigem Klang im Lande. Zuweilen geschah es jedoch, daß Lust und Laune auch über diese Bannlinie drang, und bis in's Hochgebirge selbst sich verstieg. Dann aber war die Beobdachung eine Sache von verwegener Romantik. Stehende Lustbauten gab es dort nicht mehr, nur daß etwa von den Schlössern und Warten des verschwundenen Alpenadels hier und da eine brüchige Halbruine stand. Was in denselben zur menschlichen Erforderniß tauglich sein mochte, war vielleicht ein ausgeflickter Rittersaal oder ein paar schlecht restaurirte Kabinete, welche der insitzende „Hausmann" gleichsam als Pflicht-Exemplare für Touristen in historisch gemüthlicher Schönigung präsent hielt. Kam nun so einem Manne auf einige Tage der Hof über den Hals, so leisteten diese Paramente willkommene Dienste und es wurde so genau nicht genommen, vielmehr gedieh es der fürstlichen Laune zu mehrerer Heiterkeit, wenn von den indigenen Ratten und Fledermäusen besagter Kemenaten manch ein nervöses Hofdämchen oder brummiger, sybaritisch-gewöhnter Kammerjunker in nächtlichen Anspruch genommen wurde. Die eigene fürstliche Person natürlich durfte es nicht sein.

Solch eine Halbruine war Schloß Wildenstein. Es lag an der Schwelle der Alpen in einem einsamen Hochthale, ein malerisch zertrümmerter Raubhorst, einst ein

gefürchteter Paßriegel dem Ameisengeschlecht der Krämer und Saumfahrer, wenn sie mit ihren Venediger Kettlein und Spänglein, ihren süßen Weinen und hitzigen Gewürzen gen Norden fuhren, das wälsche Sittengift den lobebären Teutonen einzuflößen. Sothanen Vaterlandsverrath pflegte ein mannlicher Alpenadel dann höchlich zu ahnden mit Buß und Pfand an des Säckels schnödem Gewinnste. Leider haben die listigen Ameisen zu Augsburg und Mailand die Tugendhelden auf Wildenstein überdauert und der trotzige Twing lag droben in seinem Thalhorn schon längst als ein Leichnam. Er war in direkt fortschreitender, historischer Askese zur Eremitage und Solitude der That nach geworden. Eines hellen Augustmorgens nun stand Sanspareil, die weitläufige, im schönsten italienischen Colonnaden-Styl erbaute Sommerresidenz verlassen, die hohen Herrschaften hatten seine Orangerien und pleasure-grounds vertauscht mit den Fichtenwäldern und Alpenweiden des gletscher-umzinkten Wildensteins.

Gewöhnlich, wenn der Hof eine solche Hochlands-Villeggiatur beliebte, hatte die Jugend den kräftigen Impuls gegeben. Sei es, daß irgend ein Prinzlein flügge geworden, welches Spielhahn und Gemsbart auf seinem Alpenhut — die modernen Sporen der Ritterlichkeit — sich persönlich verdienen wollte, oder daß ein hüpfendes Fürstenmädchen mit einem selbst erfundenen pas à la Chevrette sich trug, als welcher zu seiner künstlerischen Realisirung eine wonnevolle Menge unebenen Bodens bedurfte. Und der Fürst, wie er es liebte, ein guter Landesvater zu heißen, machte den Anfang, sehr vernünftig, damit, ein gütiger Familienvater zu sein.

Aber wir haben von einem Hof gesprochen. Das ist

auf dem Wildenstein freilich nicht zu verstehen, wie in der ständigen Residenz, oder sogar nur in Sanspareil. Ein Wildensteiner-Hof hat nicht Raum für die Sonne mit ihrem ganzen Planetensystem, sondern ist eine kleine astronomische Idylle, ein chez soi von nur wenigen Sternlein. Außer dem Landesherrn und seiner Gemahlin (wir wollen sie ein für allemal Fürst und Fürstin nennen) war nur noch ihre Nichte Edme, ein Prinzeßchen von fünfzehn Jahren, und die Gräfin Melanie, ein kleiner eilfjähriger Poltergeist da. Wahrscheinlich haben wir die vier reizenden Beinchen dieser zwei Damen für die englischen Stahlfedern zu halten, welche bei dem fürstlichen Entschlusse zu dieser Hochlands-Tour als Unruh in der Uhr figurirt. Ein Kammerherr Baron Rinnich und eine Baronin Nolly, zugleich Ehrendame der Fürstin und Aja der jungen Edme, nebst drei oder vier untergeordneten Dienstpersonen — das war der ganze Wildensteiner-Hof.

Der Fürst war ein Mann in den besten Jahren. Seine Erziehung hätte sorgfältiger sein können, aber sein Herz war gutmüthig, sein Temperament jovialisch. Er stand dem Volke nahe aus Neigung, wie aus Politik. Seine Hand hatte manch schwielige Bauernhand gedrückt, sein braunes, freundliches Auge nach den Töchtern des Landes mit manchem Volkssohn um die Wette geliebäugelt.

Ganz das Gegentheil dieses Charakters war die Fürstin. Sie war von einem Hofe gekommen, welcher sich rühmte, nie die Fußspitze auf einen Pflasterstein gesetzt zu haben. Sie war stolz und verschlossen, man lobte ihre Gerechtigkeit mehr, als ihre Milde. Sie hätte es geliebt, eine große politische Rolle zu spielen, aber der angestammte

Anhang ihres Gemahls überwog ihren fremdartigen Einfluß. Nicht ungern folgte sie deßhalb dem Fürsten auf seine Hochlandsparthien, welche sie übrigens verwünschte; sie hoffte, hier ungetheilter auf ihn wirken zu können.

Der Baron Ninnich — was sollen wir von ihm sagen? Ein armer Ritter, ein Figurant! Er war der Person des Fürsten als eine Art Hofälpler beigethan, denn er stammte aus dem Gebirgsbauernadel. Der Fürst trug ihn wie eine Kokarde, womit er den „treuen Bergvölkern" schmeichelte, die Gesellschaft hatte ihn, da er mancherlei kleine Talente besaß, zu einem Spaliergewächs ausgerenkt, das breit und niedrig, jedem zutäppischen Appetite des Augenblicks handlich ist. Zuletzt aber fing er an „de trop" zu sein, viele Gelegenheiten, ein solides Glück zu machen, waren seiner Ephemeriden-Klugheit entschlüpft, und der preußische Gesandte hatte sich längst gewöhnt, ihn mild und weich Herrn v. Nienich zu nennen. Ein arger Schlag traf den armen Mann, als der Fürst in einem Hochlands-Quartier gleich dem Wildenstein eines Morgens seinen Jagdrock anzog, und statt des Taschentuchs, nach welchem er langte, eine lebendige Maus in der Tasche fing. Herr v. Ninnich war nämlich Garderobemeister! Damals bedachte der Gute zuerst den Wechsel des menschlichen Schicksals und bewarb sich eifriger als je um die Baronin Nolly, welche reich und einflußreich war.

Das war sie, die Baronin Nolly. Reich weil geizig, geizig weil das das Laster — wie Devotion die Tugend! der meisten alternden Schönen. Einflußreich, weil sie ein früheres Wohlwollen des Fürsten mit einer spätern Parteinahme für die Fürstin zu vereinigen wußte — vielleicht die einzige Person am Hofe, welche das wußte. Sie war

Jungfrau, die Baronin, und hatte die Vierzig passirt. Sehr prätentiös, sehr moquant, sehr passionirt, Se. Lordschaft den englischen Gesandten zu heirathen, welcher leider abberufen wurde — nicht von seinem Souverain, sondern vom Schlagfluß — hatte sie alle Parthien ausgeschlagen, daher sie der preußische Gesandte — am Hofe Einer der Wenigen, welcher Latein verstand — Baronin Nolli zu schreiben pflegte. Jetzt ließ sie sich die Bewerbung des Baron Ninnich, den sie vom Herzen geringschätzte, gefallen, aber nicht anders als große Manufakturwaarenlager oft ein verschließenes Tüchlein zum Aushängschild haben.

Prinzessin Edme und ihre Gespielin Melanie tobten im wildesten Kinderhimmel. Melanie hatte bis in's achte Jahr gekränkelt, und war ein Kind von den zartesten Nerven. Als sie zu erstarken anfing, sprang sie heiß wie ein Tigerlein ihren versäumten Freuden nach. Eben dadurch wurde sie der willkommenste Spielkamerad Edmens, welche durch kräftige Muskelgesundheit so wild war, wie Melanie durch reizbaren Nervengeist.

In der That blühte Edme wie ein Berserkerkind. Nichts konnte überraschender sein, als zu hören, daß das Dirnlein bei seinem hochstämmigen Wuchs und seiner prallen Kernhaftigkeit erst vierzehn Jahre zählte. Doch nein, fünfzehn zählte sie, fünfzehn! Bald hätten wir die schwerste Beleidigung begangen, die dem magdlichen Stolze des Kindes zuzufügen, als welches sich immer, wenn die Herren des Hofes ihrer vierzehn Jahre gedachten, kräftiglichst auf den Schuhabsatz aufwarf und kategorisch verbesserte: „ich bitte, fünfzehn!“ Dagegen nahm sie es nicht im mindesten übel, wenn sie in der vertraulichen Redweise lutin oder gamin genannt wurde, und machte kein Hehl daraus, wie

gern sie ihr langes Amazonenreitkleid mit der Tracht des flinken Jokey's vertauschen würde. Im Hochlande ertrotzte sie sich mit Entschiedenheit das zwanglose, kurzgeschürzte National-Kostüm der Gebirgsmädchen. Sie trug ein kurzes Rothröckchen, ein silbernes Schnürmieder, das Haar gescheitelt, rückwärts in Zöpfe geflochten, und die Zöpfe, dem Haupte zum zierlichsten Einfang, über der Stirne aufgenestelt. So sprang sie in Wildenstein herum.

Dieses Mädchen zu hüten war keine leichte Aufgabe. Kaum wollten die eisernen Reifen der Hofetiquette genügen, den brausenden Geist zu fesseln; auf Wildenstein aber, wo die Reife Kränze waren, hatte Frau von Nolly einen schweren Stand. Das wirbliche Kind war an sie geheftet, wie eine Brandrakette an einen Schanzkorb.

Die Baronin liebte Ruhe und ebenen Boden. Prinzessin Edme und Melanie, ihr Mit-Salamander, suchten Bewegung und Gemsenterrain. Diese Ansprüche wären nimmermehr auszugleichen gewesen, am wenigsten auf Wildenstein, hätte Frau von Nolly nicht eben von der Macht des Kontrastes Alles gehofft. Das Hochgebirg wird sie einschüchtern, dachte sie, und in der That, sie hatte nicht übel gerathen. Am ersten Tage standen die Mädchen wie parallisirt vor den wilden und ungeheuren Formen des Alpenlands. Aber schon am zweiten sondirten sie zutraulicher Grund und Boden, und am dritten endlich ergab sich die Baronin in einen weisen, pädagogischen Grundsatz. Das Schlagwort dieses Grundsatzes war: „austoben lassen.“

Arme Baronin!

Dieser dritte Tag wurde ihr Verhängniß. Sie unternahm mit den Mädchen einen Morgenspaziergang, ohne

männliche Begleitung, en demi toilette. Es war nach dem déjeuner, das Wetter erquickend. Eine frische Alpenbrise spielte mit den fliegenden Locken der Zirbelkiefern und der Thau des Augustmorgens, der jetzt zu verdunsten anfing, vermehrte die wohliche Kühle der Luft.

Auf einer blumigen Alpenmatte, ein Stündchen von Wildenstein, fingen die Mädchen „zu toben" an. Die Aja ließ sich im Schatten eines Waldrandes nieder und nahm die Méditations von Lamartine aus dem Arbeitsbeutel. Sie begann zu lesen, bei welcher Gelegenheit sie alsbald einschlummerte.

Edme und Melanie waren bisher mäßig herumgesprungen, tänzelnd und sich haschend, was die Aja „toben" nannte. Kaum aber vernahmen sie die Nachrufe nicht mehr: „Echauffiren Sie sich nicht! Entfernen Sie sich nicht!" — welche mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels über die Méditations herübergeschollen, als sie das „Toben" in ihrer Weise stylisirten.

„Wir wollen Gemsjagd spielen!" rief die kleine Melanie und fing Edmen sogleich zu verfolgen an. Edme, ihrer Ausdauer bewußt, floh nur mit halber Kraft. Melanie aber, welche am leidenschaftlichsten immer im ersten Augenblicke war, schalt sie mit ungeduldiger Hitze: „Ist das Alles, was Du kannst? — Du wirst alt und schwach, Edme — wenn ich so alt bin wie Du, geh' ich in ein Kloster —" und was ähnliche Spottreden waren, welche sie in Ermanglung der Hunde auf ihr Wild hetzte. So wurde die Jagd immer animirter.

Die Mädchen erreichten dabei einen Rand der Hochwiese, welcher mit Steinschroffen sehr steil umsäumt war. Hier erst ließ Edme sich los. „Allons!" rief sie, von dem

Anblick begeistert und rannte wie blind gegen die Klippen Sturm. Melanie blieb zagend zurück. Edme, welche es vorzog, durch das Beispiel selbst zu demonstriren, rief ihr zu: „Tritt nur hin, wohin ich trete,“ und arbeitete rüstig sich aufwärts. Melanie folgte nicht, sondern rief ängstlicher; Edme antwortete endlich: „Sei ruhig, ich werde Dich abholen,“ und wandte sich um.

Aber sofort stutzte sie. Sie stand höher, als sie geglaubt, und sah das erhitzte zitternde Mädchen, dessen feines Gesichtchen in jedem Angstausdruck wechselte, tief unter sich. Der Absturz war schwindelnd steil. Sie begriff nicht, wie sie herauf gekommen. Sie prüfte hie und da mit der Fußspitze einen Einsatz nach abwärts, aber überall schreckte sie zurück. „Hier geht's nicht mehr!“ rief sie den Riff hinab und dann mit einem Generalstabsblick das Klippenfeld musternd, kommandirte sie ruhig: „Bleib steh'n, Melanie, und erwarte mich. Ich will einen andern Pfad suchen. Halte nur fest Deinen Posten, daß wir uns nicht verlieren. Von Zeit zu Zeit wollen wir uns anrufen.“

Ein paar Mal riefen die Mädchen sich zu, aber immer weinerlicher scholl die Stimme der kleinen Melanie, immer entfernter, aus steilerer Höhe herab Edmens verschwebende Antwort.

Zuletzt vernahm Eines das Andere nicht mehr.

Weinend lief Melanie zu der Aja zurück, welche noch immer schlief. Mit Entsetzen hörte die Unglückliche, was sich begeben.

„Und Sie haben die Prinzessin verlassen?“ sagte sie nach dem ersten Momente des Schreckens. „Da ist nichts anderes zu thun, als sogleich es den Hoheiten zu melden.“

Die Kleine blickte verwirrt. Bittend schmiegte sie sich

an die Hofmeisterin und stammelte innigst, noch nichts zu thun.

Eben das wollte die kluge Frau. Ihr augenblicklichstes Interesse war es gewesen, ihrerseits selbst um Schweigen zu bitten. Aber wohl überlegend, daß bei einem Kinde das nur entgegengesetzt wirke, gab sie der Sache eine Wendung, wodurch die Unschuldige der Schuldigen zuvorkommen mußte.

Jetzt erwog sie weiter den Fall. Sie sah ein, daß sie nicht die Person sei, dem Gemsenschritt der Prinzessin nachzujagen — und was sollte sie mit der kleinen Gräfin machen?

Seufzend erkannte sie, daß ihr nichts übrig bleibe, als den Baron Ninnich anzurufen, damit er mit einigen Männern auf Streife ausgehe. Sie führte die Kleine gegen Wildenstein zurück, hieß sie unbemerkt in die Burg schleichen und dem Baron den Auftrag überbringen. Sie selbst wollte in einem Waldschopf, den sie bezeichnete, unfern dem Schlosse ihn erwarten. Wenn er bis zum Diné um sechs Uhr die Prinzessin nicht zur Stelle brachte, so war das Unglück unermeßlich.

Bis dahin blieb sie eine Beute der grausamsten Weile. Sie stand und ging, sie ging und stand wie in einem Feuerofen. Unaufhörlich sah sie zur Uhr oder murmelte zu einiger Herzstärkung: „ah, ce maudit pays! ce maudit pays!“ zwischen den Zähnen. Mit Blicken des innigsten Hasses verfolgte sie rings die gepriesenen Ferner und Gletscher, welche vom blauen Himmel mit hehrer Silberpracht auf ihren Jammer herabsahen. Ihr ganzer Trost war es, wenn sie etwa um zwei Uhr einen Jodler, oder um drei Uhr eine Kuhglocke erlauschte, träumerische Töne, welche

von meilenweiten Triften herüberklangen. Es gibt doch „Welt" in diesem verwünschten Lande, dachte sie dann und athmete einen Augenblick leichter.

Wie hätte Baron Ninnich sein Glück machen können, wäre er in einem dieser Augenblicke mit der Prinzessin erschienen!

Aber noch hatte seine Stunde nicht geschlagen.

Die Prinzessin erschien allein.

Es mochte in der vierten Stunde ihres Harrens sein, da stieß die Baronin einen Freudenschrei aus, denn ohne gehört zu haben sah sie! Auf einmal stand in der Höhe des Föhrenwaldes eine Gestalt, ragend, leuchtend, schön wie ein Cherub — es war Edme!

Wie eine Flamme lohte ihr Rothröckchen droben im Lichte, ihre Brust warf Strahlen umher vom Silbergestick des Mieders, ihr blondgoldiger Haarkranz spielte wie ein Nimbus gegen die durchscheinende Sonne. Ah, wie schön war das Mädchen! Der Baronin erschien sie ein Engel.

Im Nu lag Edme in ihren Armen und bat sehr holdselig um Entschuldigung. Das Mädchen war außer Athem, ihr Busen wallte wie zum Zerspringen, ihr Gesicht flammte in Glühhitze.

Aber die Aja fand bald ihre Amtsmiene wieder. „Welche Unbesonnenheit!" rief sie pathetisch. „Was haben Sie gemacht!"

„Ist Melanie bei Ihnen? Ich war nur um das Kind bange."

„Sie ist da," antwortete die Baronin trocken. Und den liebevollen Antheil in dieser Frage verkennend, hielt sie dieselbe blos für eine Ausbeugung; daher sie ihre

Exklamation stärker als zuvor wiederholte. „Welche Aufführung, Prinzessin! Was hatten Sie gemacht!"

Edme erzählte:

„Ich gab mir alle Mühe, die Klippen wieder hinabzukriechen, die ich so räthselhaft schnell erflogen. Aber es ging nicht. Hinauf wand sich manch schöner Fußpfad, abwärts kein einziger, der praktikabel war. Als ich das merkte, entschloß ich mich kurz, über's Joch zu gehen und von der Gegenseite herabzusteigen; ich kombinirte nämlich, daß da ein Uebergang sei."

„Sie kombinirten!"

„Nun, ich hatte auch Unrecht. Der Berg war in der Höhe ein Plateau und zu einem Uebergang keine Hoffnung. Mein Pfad lief so fort, bald über Wiesen, bald durch Waldschöpfe, — ich verlor zuletzt alle Richtung, aber die herrlichste Aussicht begleitete mich. Ah, es ist schön im Gebirge!"

„Spotten Sie meines Kummers?"

„Pardon! Zuletzt kam ich auf einen moorigen Grund, da stand ein stilles Röhricht — sehr melancholisch. Ein junges Reh trank aus dem Wasser, das mußte noch wenig Menschen gesehen haben, denn es ließ mich ganz nahe kommen. Es war allerliebst. Nur kam ich schwer auf dem Boden fort, er war überall quellig, ich hatte Mühe, nicht einzusinken."

„Mon Dieu!"

„Auch mein Pfad hörte auf in diesem Moosgrunde. Ich stand und kombinirte. Da fiel mir ein, daß Leopold von Buch — ich glaube, so hieß der alte, freundliche Herr — einmal an der Hoftafel gesagt hatte, im Gebirg wäre es gut, auf die Quellbeete zu achten, wenn man um

einen Thalgang verlegen sei. Ich dachte nun, der Sumpf könnte einen Abfluß haben, und den wollt' ich suchen. Glücklicher Weise hatt' ich richtig gerathen. Bald sah und hört' ich ein Brünnlein, welches lustig in die Tiefe plätscherte. Und neben dem Rinnsal, im hohen Riedgras und Farrenkraut, lief auch wieder ein ausgetretener Fußweg."

„Welche Abenteuer!"

„Den Fußpfad nahm ich. Er führte vom Hochplateau in die Tiefe, der weiche Grund wurde aber bald steinig, und die Quellrinne neben mir, wie plötzlich zum Riesen erstarkt, brauste in finstern, tief ausgewühlten Tobeln. Diese Passage war schauerlich. Endlich kam ein Durchhau, da wurde die Aussicht wieder frei. Eine reizende Aussicht! Dicht zu meinen Füßen lag ein See, ein stiller dunkelblauer Wildsee, im Einfang des schönsten Waldkessels. Ueber dem See aber zwischen mäßig niedrigen Bergkegeln winkte der Wildenstein."

„Grâce à Dieu! Und wie kamen Sie über den See?"

„Eine Fähre war da und ein Fährmann. Ich sprang ohne Umstände in den Kahn und ließ mich übersetzen. Lebhaft empfand ich die Wohlthat dieser Gelegenheit. Ich gedachte, den Jungen freigebig zu belohnen, und suchte eifrig nach meinem Portemonnaie, als ich drüben war. Er aber sagte lachend —"

„Nun, was sagte er?"

Niemand beschreibt den Blick, womit Edme der Baronin jetzt gegenüberstand. Das Bisherige hatte sie geschwätzt, offen, naiv, in ihrer harmlosen Weise. Auf einmal fuhr ein gänzlich verändertes Wesen in das fünfzehnjährige Kind. Sie schlug das Auge nieder, gleichsam wie betreten und im Bewußtsein eines Rechtes, das Niemand

antasten dürfe. Gleichzeitig aber kräuselte ein Lächeln ihrer Oberlippe und dann hob sie den Blick wieder empor — mit einem so neuen, freimüthigen Trotz — kurz, Alles an dieser Mimik sagte Folgendes: „Darfst du Alles fragen? Muß ich Alles antworten? Nein! Ich kann auch Dinge für mich haben. Ich antworte nur, weil mir's gefällig ist und weil ich fühle, wie sehr es dich interessiren wird. Ich antworte nicht einer Aja, sondern einer Freundin. Ich antworte diesmal — dem Weibe!"

Das war es, was Frau v. Nolly deutlich in der Miene des jungen Mädchens las. Sie war verwirrt und betroffen über diesen Ausdruck, und viel bescheidener klang ihr Ton, als sie zum zweiten Male fragte: „nun, was sagte er?"

Edme antwortete: „Er sagte, schöne Mädchen bezahlen mit einem Kusse."

Lawinen hätten stürzen können von dem Schrei, den die Baronin ausstieß. „Und Sie?" hauchte sie hinsterbend.

„Was hätten Sie selbst gethan, Madame?" fragte Edme mit dreistem Gemeingefühl.

Die Baronin war außer sich. „Ich? ich?" rief sie wie ein Feldherr, der ein zersprengtes Armeekorps sammelt; — „ich hätte mit einem Blick voll Abscheu . . . ich hätte mit einem Blick wie ein Medusenschild . . . ich hätte mit der stets überlegenen Waffe der weiblichen Ehre und Würde . . ."

„Sehr wahr. Das that ich buchstäblich. Ach, aber wissen Sie, wie ganz chimärisch diese Waffen sind? Erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen."

„Prinzessin!"

„Es ist nicht anders. Ich war betreten, er lächelte;

ich blickte erzürnt, er blickte zärtlich; ich ergriff die Flucht, er hielt mich fest; ich stieß ihn von mir, er preßte mich in seine Arme —"

„Preßte! Je meurs!"

„Ach Madame, ich glaubte, ich sei stark! Nichts bin ich — ein Rohr, ein Schatten! Wie der Riese Gewalt hatte! Ich schrie laut, — ich sagte, ich sei eine Prinzessin —"

„Par Dieu! das sollten Sie gleich zuerst gesagt haben!"

„Es hätte mir gleich zuerst nichts genützt. Er antwortete, das könnte Jede sagen, eine Zofe möcht' ich wohl sein."

„Oh ces monstres! Ihr romaneskes Kostüm! sehen Sie, Hoheit!"

„Ich bereute es selbst. Ich werde es ablegen."

„Also hierauf? ich bitte Sie!"

„Aber wirklich, Sie fragen seltsam, Madame. Bin ich nicht da? Und hätt' ich am Wildsee nicht die Sonne untergehen sehen, wenn ich — mich nicht überwunden hätte?"

„Fi, l'horreur!" Die Baronin lag in Ohnmacht.

Edme war mehr verwirrt als bestürzt. Das Abenteuer schien ihr einen viel zu starken Eindruck auf die Baronin zu machen; sie wußte nicht mehr, empfinde sie selbst unrecht, oder war in der Empfindung der Baronin irgend etwas Falsches. Letztere ahnte durch den Instinkt die Zweifel des jungen Mädchens, und raffte sogleich sich zu der ganzen Höhe der Vorsicht auf. Leider wäre die Ausrede auf ihre „Nerven" zu schwach gewesen, zumal da das fünfzehnjährige Riesenkind ohnedieß keinen rechten Be=

griff von Nerven hatte. Da blitzte ein Einfall in ihr auf, sie warf sich in Affekt und begann mit Pathos:

„Die tragischen Verwicklungen dieses Lebens entspringen aus unscheinbaren Anlässen. Sorglos flattert die Jugend über die Blumendecke ihres Daseins, und ahnt nicht, welche Dämonen in der Tiefe des nächsten Augenblickes lauern. Ah, gerade die Jugend ist es, die Hand der Unschuld, welche den Samen des Fluchs am üppigsten ausstreut. So will es der düstere Witz des Fatums. Sie glauben einen peinlichen Augenblick erlebt zu haben, und können ein bleibendes Unglück geschaffen haben."

Edme trippelte ungeduldig auf ihren Fußsohlen.

„Sie kennen die Macht Ihres Geschlechtes nicht," fuhr die Rednerin fort. „Sie wissen nicht, welche Kräfte in die Hand eines Weibes gelegt sind, und welchen Takt der Gebrauch dieser Kräfte erfordert. Wie es kein Verbrechen ist, Licht anzuzünden, aber das unheilvollste Verbrechen, mit einem Lichte in einer Pulverkammer zu spielen, so wollen Poeten uns einreden, wie freundlich es sei, mit unserer Huld die Welt zu verschönern, aber die Moral erinnert mit Recht, wie fürchterlich es sei. Denn ein Mädchen, „ein schönes Mädchen," wie ihr Mephisto gesagt hat, ist nichts anderes, als eine brennende Fackel in einer Pulverkammer. Die Pulverkammer aber ist das ganze männliche Geschlecht."

Edme erröthete, aber sie trippelte nicht mehr.

„Das männliche Geschlecht ist unser geborner und stets zu unserm Verderben bereiter Feind. Die Sitte hat dieses Verhältniß gemildert und eine nothdürftige Sicherheit gestiftet, indem sie dem Manne die Gewaltthat, dem Weibe die Koketterie untersagte. Aber das leiseste Zeichen

der letzteren, und wäre es selbst ein erzwungenes, hebt den ganzen Friedensstand; auf Sie haben keine andere Chance und kein anderes Recht mehr, als das Lamm gegen den den Wolf. Wissen Sie, was ein Mann ist? Kennen Sie die anmaßenden Begierden, die freche Genußsucht, die anspruchsvolle Eitelkeit, die wahnsinnigen Einbildungen und den frevelhaften Selbstbetrug jenes bestialischen Egoismus, der in einem Manne verkörpert ist? Wohlan, ich will Ihnen eine Geschichte davon erzählen. Eine Geschichte, welche in Ihrem eigenen durchlauchtigsten Hause gespielt hat."

Edme horchte hoch auf.

„Ja," sagte Frau v. Nolly mit gesteigerter Aktion, „ja, der Augenblick ist leider erschienen, wo ich dieses Mystère Ihres Hauses Ihnen Preis geben darf. Sie sind der Kindheit entwachsen, nach dem, was ich gehört habe, muß ich sagen, entrissen! Und darum ängstigt Ihr grauenvolles Erlebniß mich doppelt und mehr als ich sagen kann. Denn ein ähnliches war es, welches das Familienleben Sr. Hoheit des Prinzen Egon bleibend vergiftet hat, des edlesten Herrn, der ausgezeichnetsten Frau, deren Thränen heute noch nicht vertrocknet sind, und die vergebens in langer Abwesenheit und weiten Reisen das Unglück zu vergessen suchten, das der fluchbeladene Boden dieser Alpen ihnen verursachte."

Edme weinte fast selbst, indem sie gespannt und erschrocken aufmerkte.

„Sie haben in Ihrer Kindheit, Prinzessin, nur dunkel und geheimnißvoll davon gehört, und vielleicht es vergessen. Jetzt, da die Hoheiten zurückkehren, ja in diesen Tagen schon eintreffen werden, scheint mir's erlaubt, Sie

einzuweihen. Ja sogar schicklich scheint es mir. Sie werden den Punkt zu schonen wissen, wo die wunden Herzen Ihrer erlauchten Verwandten bluten. Immer aber wiederhole ich, Sie werden die Gefahr Ihrer eigenen Unbesonnenheit an einem beweinenswerthen Fall der Erfahrung demonstrirt sehen. Also hören Sie!"

In demselben Augenblicke zeigte Baron Ninnich sich auf der Waldhöhe. Mit freudenvoller Aufregung flog er dem weiblichen Paare, als er es ansichtig wurde, zu. „Ah siehe da," rief die Aja, „begleiten Sie uns nach Hause, Baron. Aber wie kommen Sie hieher? Ich will nicht hoffen, daß die Gräfin Melanie Sie unnöthiger Weise allarmirt hat. Das gute Kind! Nun, es hat nichts zu bedeuten."

Der Baron schluckte den Undank hinunter, aber ein fliegendes Roth überblitzte das sanfte Bleichgesichtchen des gealterten Jünglings, und in seinen Mundwinkeln zuckte es wie die Fähigkeit der Rache.

Als man auf die Hauswiese des Wildensteins kam, ließ sich die kleine Melanie sehen. Bei diesem Anblick war Edme wie ausgewechselt. „Moosschnepfe! Moosschnepfe!" rief sie dem Kinde schon von weitem zu; „seht doch die Moosschnepfe! Spielt Gemsjagd auf Linial-Boden, fürcht't sich vor einem Steinklippchen wie ein Briefbeschwerer! Moosschnepfe! Moosschnepfe!"

„Sie ist doch noch ein Kind," dachte die Aja, indem sie mit einem superioren Lächeln auf die Scene herabsah. —

So war das Unheil des Tages noch schadlos vorübergegangen. Im nächsten Augenblicke saß Alles am Tische, als wäre nichts geschehen. Die Baronin fixirte eine alte

Wandkarte viel, — einen topographischen Plan von Wildenstein.

Aber nicht so der folgende Tag. Schien es doch, als wäre das Heute nur ein Vorspiel gewesen zu dem, was kommen sollte. Denn wenn der Teufel, dieser begehrliche Geck, nur erst in der Ferne streicht, etwa mit langgestreckter Zunge oder frechem Radschlagen des Schwanzes, so ist kein Verlaß, er will auch mit Klauen und Krallen d'ran. Das Unglück liebt die Spirallinie, nicht den gradtreffenden Stoß; es umschreibt mit vorläufigen Ringelkreisen sein Opfer; — das Central-Unglück rückt nach.

Was geschah also Tags darauf? Neugieriger Leser, das ist schwer zu sagen. Denn eigentlich geschah nichts. Ein bedenklicher Stoff für eine Erzählung! Wir wären direkt in Verzweiflung darüber, erwartender Leser, fiele dir nicht selbst vielleicht irgend ein Punkt in deinem Leben ein, wo eben das Nichtgeschehen ein großes Geschehniß war.

Und damit entheben wir uns denn auch über unsern eigenen Bericht jedes weiteren Urtheils. Wir berichten das Folgende schlicht und einfältig wie ein alter Chronist, und nichts weiter vor Augen, als das äußerlich Schaubare. Subtilere Köpfe werden schon aus eigener Weisheit hinzuthun; ein wahres Gaudium ist's ihnen ja, ihre feinen Gedanken solch nackten Berichten anzuschattiren. —

Wieder war es nach dem dejeuné. Die Baronin hat sich in ihr Toilettezimmer zurückgezogen, — sie ist beschäftigt, ihren Morgen-Habit mit einem gewählten Promenaden-Anzug zu vertauschen.

Ein Wald von Kleidern umgibt sie. Weit stehen die Riesenthore eines ahnlichen Chiffonniers offen, und rings in's Zimmer hinaus hat sich ihre Garderobe ergossen.

Welche Hülle und Fülle! Welche Pracht der Farben und Stoffe überall! Wir könnten glauben in dem Magazin eines Kostüm-Verleihers zu stehen, nicht in einer öden Burgstube zu Wildenstein.

Hier liegt ein Frühlingskleid aus Cashmir-Drap, dort ein Sommer-Burnuß von schottischem Foulard. Hier winkt ein Kleid von Rosa-Illusion mit festonirten Volants, dort eine Tunique von weißem Tüll mit aufgesetzten Parmaveilchen. Hier funkelt mit lichtbrechendem Faltenwurf ein glacirtes Kleid von Gros grain, dort kokettirt ein Mantelet von gesticktem Mousselin. Prächtiger als Alles aber — sie erinnert sich wohl! — ließ ihr folgendes Ballkostüm. Es war zusammengesetzt aus einem Kleide von Tüll in gothischen Desseins, weiß und golden gestickt, rings umher in Goldfransen endigend, welche über ein Bauschwerk von Tüll hinliefen, womit das Unterkleid garnirt war. Das Leibchen war à la greque, die Aermeln en pagodes und durch Cameen erhoben. Dazu trug sie eine Coiffüre aus drei Schnüren von rothem Sammt und Goldgaze, deren Ende zu beiden Seiten herabfallend von einer Camee getragen wurde. Welch ein effektvolles Ensemble war das! Da liegen sie noch die Bestandtheile davon, — aber ach! das Leibchen ist ihr zu enge geworden, und das Haar, welches ihr täglich mehr ausfällt, würde von dieser Coiffüre nicht mehr hinlänglich cachirt.

Mit Schmerzen erinnert sie sich einer Coiffüre, welche dem englischen Gesandten vor Allem gefallen hat. Sie war aus den buntesten Ingredienzen zusammengesetzt: man nahm dazu eine Feder, eine Blume, einen Marabout, einige Diamanten, schwarze Netze, ein Endchen Spitzen, Goldschnüre, Gagateicheln, Sammtrouleaux, Korallen, kurz

Alles. Nur Eins sah man nicht dabei, die Haare selbst. Ach wer den Künstler zur Hand hätte, der diese Stoffe ihrem Scheitel jetzt anzueignen wüßte!

Es ist eine schwere Prüfungsstunde. Ein Kopfputz um den andern, ein Kleid um das ändere wird vorgenommen, verworfen, von Neuem berücksichtigt und wieder zurückgelegt. Hat sie doch einen ganzen Fourgon nach Wildenstein mitgefahren, warum sollte sie ihre Wahl übereilen?

Viel aber scheint ihr gelegen an dieser Wahl. Die Wärme eines heiligen Eifers überglüht ihr Gesicht, und ihr Auge, das Kunstrichteramt des Geschmackes übend, energirt von einer ungewöhnlichen Intelligenz. Um wie viel denkender leuchtet es heute, als über Lamartine's Méditations, bei welchen sie gestern entschlummert!

Das weiß sie auch die prangende Frau. Mit einer mysteriösen Zärtlichkeit lacht sie ihrem Bilde im Spiegel zu. Ein elastisches Wohlgefallen wiegt federleicht ihre schweren Formen. Sie schwebt fast. Ach, wenn nur die Hüllen nicht wären! mit dem Kern ist sie offenbar zufrieden. Aber die Hüllen! Keine ceinture auch der neuesten Kleider vermag ihre Taille mehr aufzunehmen. Keine Schnürbrust ist fähig, das volle Ergießen ihres Busens zurückzudämmen. Wahrlich, ein imposantes Naturschauspiel um die Formenentwickelung einer blonden Vierzigerin! Verzeihe, modern=frommer Leser, daß wir deiner Phantasie solch breite Altäre des Materialismus vorführen. Aber das Negligé unserer üppigen Schönen kann doch nicht ewig währen?

Nach vielen Versuchen ist der Anzug zusammengestellt. Ein Sammtturban mit Goldspangen umwickelt, ein perlgraues Atlaskleid mit weißen Bouillons und Spitzen=

ärmeln, dazu ein grünes Tuch von Gros grain, dessen Schnitt von rückwärts eine Mantille, von vorne eine Bajadere bildete, — gegen plötzlichen Gebirgsluftwechsel vorläufig über den Arm getragen — das waren die Grundzüge einer Toilette, welche alles zugleich sein sollte: majestätisch und neckisch, bunt und einfach, brillant und naiv, vor Allem aber wirksam! wirksam!

Wozu wirksam? — Wir wissen es nicht.

Die Dame setzt sich in Bewegung. Sie hält ihren Auszug aus Wildenstein. Die Kinder gehen diesmal nicht mit; — sie müssen von gestern noch „comme de droit“ müde sein, hat ihnen die Aja diktirt und die Kinder — haben es verstanden.

Fr. v. Nolly geht allein.

Sie schlägt die Richtung ein, welche Prinzessin Edme gestern genommen. Sie geht nach der Alpenmatte, — sie nimmt den Weg über die Matte, — sie erklettert die Klippen. Die Klippen? Ja, auch die Klippen. Allerdings eine saure Arbeit. Ein leises Krachen erdröhnt in den Nähten des Atlaskleides, indem sie schwer und keuchend hinaufschwankt. Aber im Ganzen ist sie doch der Strapaze gewachsen, und weit weniger muskelschwach als verwöhnt. Es geht.

Der übrige Weg ist genau derselbe, welchen Edme gestern beschrieben. Edme hat sehr verständig beschrieben, und der Plan von Wildenstein ist sehr verständig gezeichnet. Ohne zu irren, steht die Baronin auf der Höhe des Wildsees.

Das ist doch wacker! wir gestehen es. Das Abenteuer ihres Zöglings sehen wir, hat die Baronin allarmirt.

Eine gewissenhafte Sorge treibt sie an, dem zarten Fall ganz auf den Grund zu sehen.

Aber wir haben ja gelobt, kein Urtheil zu geben. Wir wollten nichts als berichten.

Also fahren wir fort.

Die Baronin steht auf der Höhe des Wildsees. Eine Nußschale lag drunten im See und ein Würmchen krümmte sich darin — wie eine Vignette auf einer Gratulations-Karte.

Der Weg geht bergab.

Und im Nu ward die Nußschale ein „Einbaum" und das Würmchen ein baumstarker Jüngling. Die Baronin stand an der Fähre.

Ein furchtbarer Weg, diese Lahne herab! die Baronin flammte wie eine Fackel. Der Athem versagte ihr, sie wankte, sie fiel fast auf den Jüngling, als er ihr den Arm reichte, in die Fähre zu steigen. Die Fähre stieß ab.

Die Baronin saß dem Jüngling gegenüber. Er am Steuerruder, sie rückwärts im Schiffsschnabel. Sie hatte nun volle Muße, den Alpen-Faublas zu betrachten.

Der Männerschlag in den Alpen ist von bekannter Schönheit. Der Körper hat Kraft und Ebenmaß, die Köpfe ein reines Gepräge, Charakter und Ausdruck.

Die Raçen-Verhältnisse, denen der Faublas entsprossen, mußten aber noch besonders glücklich gewesen sein. Es war ein Junge von idealer Schönheit. Seine Stirn hätte jeder griechischen Statue, seine fein geschnittene Nase jeder römischen Ehre gemacht. Sein Mund war von süßester Zartheit. Und was staunenswerth schien, nicht einmal jenes gewisse Hängen der Unterlippe, — ein unfehlbar bäuerlicher Zug — beschlich ihn entstellend. Die Ober-

lippe herrschte auf's edelste vor. Denken wir uns dazu noch ein warmes, glänzendes Auge mit einem Blick von unwiderstehlicher Freundlichkeit. Ein Auge in der Art derjenigen, welche die Maler des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit einem instinktiven Uebereinkommen ihren Engelsgesichtern gaben: sie machten den Augenstern klein mit verhältnißmäßig viel Weiß. Sie erreichten dadurch — ohne gelehrte Physiognomiker zu sein, einen Ausdruck von Zartheit, von höherer Sinnlichkeit und Geistigkeit, kurz von allerliebster Schelmerei.

Der Faublas konnte siebzehn, höchstens achtzehn Jahre alt sein. Er stand an der Gränze des Knaben und Jünglings. Sein Anblick war wie junger Wein: Süßigkeit des Mostes und Vorschmack des einstigen Feuers.

Seine Statur war zum Riesenmaß des Alpenschlags gelangt und wahrscheinlich schon ausgewachsen. Nur die zierliche Schlankheit verrieth noch seine große Jugend. Aber die tüchtigen Schultern, die rundgespannte Brust, die gefüllten Flanken bezeugten den stündlich reifenden Mann.

Er trug hohe Wasserstiefeln, knappe Hosen von Gemsleder, ein kurzes Manchester-Jäckchen, Hals und Kopf bloß. Diese Tracht war der Schönheit des Wuchses nirgend feindlich, während die straffen oder biegsamen Stellungen am Steuerruder einen malerischen Wechsel zeigten.

Ein Zauber dagegen ist mit nichts weiter zu schildern: er schien von sich selbst keine Ahnung zu haben. Seine Gebärden, seine Mienen, die Art wie er den Mund zum Flöten spitzte, das Alles war ein Schauspiel von grundloser Naivetät.

Und doch schon ein Verführer!

Die Baronin vermehrte mit schweren Seufzern die Schwüle, die über dem See lag.

Die Seefahrt war bald zu Ende.

Die Baronin stieg aus.

Sie hatte eine Escarcelle von kostbarer Täschner-Arbeit bei sich, wie sie damals en vogue waren. Man trug darin ein Battisttuch, ein Portemonnaie, ein Riech-Flacon und ein Etui mit Visitkarten.

Darin kramte die Baronin lange herum.

„Mon Dieu! ich habe meine Börse vergessen," klagte sie endlich mit sichtbarer Verlegenheit.

„Damen passiren frei!" sagte der Jüngling sogleich und salutirte galant.

Mit einem Dolchesblick im Auge schied die Baronin von ihm.

Ja, es ist sicher ein Unterschied, ob man nur das Verbrechen kennt, oder auch den Verbrecher. Der Anblick des Verbrechers reizt das moralische Gefühl entschieden lebhafter auf, die Gerechtigkeit wird eifriger, stärker. Wir vermuthen wenigstens, daß diese Reflexion eine Wahrheit ist, denn der Dolchesblick der Baronin war gewiß eine. Mit dem festen Entschluß, für den — gestrigen Frevel Rache zu nehmen, stürmte die Edle von hinnen.

So ist das Unglück auf der Bahn. Wenn ein zürnendes Weib Rache nehmen will, so nimmt sie sie sicher. Richten wir uns auf eine ernsthafte Wendung unserer Geschichte ein.

Sehr angegriffen kam die Baronin nach Hause. Die Hoheiten richteten an der Tafel theilnehmende Fragen an sie. Die Baronin antwortete kurz und zurückhaltend, bat sich aber eine Audienz nach der Tafel aus.

Prinzessin Edme wechselte erschrocken die Farbe.

Nach dem Diné warf sich die Aja den Hoheiten zu Füßen, und bat um ihre Enthebung vom Amte.

Das Erstaunen war groß. Man fragte auf's gütigste um ihre Gründe.

Die Aja antwortete, ihre Nerven vertrügen das Gebirgsklima nicht. Die Strenge der Alpenluft greife sie allzu sehr an, das Extrem der Erfrischung verursache ihr Ermüdung und Abspannung. Ihr verantwortliches Amt von surveillance leide hier von Anwandlungen oft eines magischen Schlafes.

Die Hoheiten sprachen von der Kürze des Aufenthaltes, von Substitution u. dgl.

Aber die Aja fuhr fort. Schon fordere es die Gerechtigkeit, daß sie dies Opfer bringe. Schon habe sie sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, welches sie ihres Amtes unwürdig mache. Sie sei gestern während eines Erholungsspieles der jungen Herrschaften auf ein Stündchen eingeschlafen.

Da man die Mädchen so eben noch frisch und munter an der Tafel gesehen, der Zufall daher unmöglich eine Folge gehabt, so beeilte sich das fürstliche Paar, in den gnädigsten Ausdrücken die Aja zu beruhigen. Namentlich die Fürstin war auf's tiefste gerührt von so viel Zartgefühl, und überhäufte die Baronin mit Wohlwollen.

Natürlich! Man berechnet Wirkungen nicht umsonst so schlau, wenn man sie verfehlen wollte.

Die Baronin war also für sich selbst sicher. Nun ging sie weiter. Sie erzählte die Geschichte vom Kusse.

Der Fürst hätte sich bald erlaubt zu lächeln, und mit einiger Zerstreuung dem Alpen-Faublas sogar Sympathie

zu bezeugen. Die Baronin sah es mit Schrecken. Aber furchtbar blickte die Fürstin. Es ist etwas Zwingendes um jeden Ernst eines Gefühls, um wie viel mehr den beleidigten Stolz einer Fürstin, die wie geboren war zur „hoheitblickenden Juno.“ Mit Eclat sprang sie auf. „Das ist ja unerhört!“ rief sie ganz außer sich. „Das Attentat muß exemplarisch bestraft werden.“

„Ja, ja, es muß exemplarisch bestraft werden,“ wiederholte der Fürst.

Jetzt ging's vortrefflich. Das fürstliche Paar steigerte sich im Nu zur Höhe des Rächeramts. Die verbotene Frucht der lettres de cachet muß etwas Bezauberndes haben auch für den landesväterlichsten Gaumen, denn sofort fielen Worte, wie „ein paar Jahre Kerker ohne Prozeß und Urtel.“

Frau v. Nolly blitzte vor Freude. Sie hatte erreicht, was sie wollte.

Die Gewaltthat geschah. Noch am Abende desselben Tages, holten zwei Landjäger den Fergen vom Wildsee, welcher sich jodelnd auf seinem Einbaum schaukelte, und nichts weniger, als diese bewaffnete Kundschaft erwartete. Der arme Junge hatte keinen Begriff von seinem Schicksale, auch hüteten die Landjäger sich wohl, ihn anders als mit guten Worten zu ködern. Vielleicht glaubte er sogar, die vornehme Dame von gestern lasse ihn holen, um ihm den Fährlohn zu zahlen, den er ihr großmüthig erlassen. So ging er treuherzig mit.

Nachts saß er im Kerker. Der alte freistehende Wartthurm von Wildenstein war ihm aufgesperrt worden, darin eine Thurmstube, deren ganzes Ameublement aus Schutt und Trümmern bestand. Man warf ihm Heu auf den

Schutt, versah ihn mit Brod und Wasser, der aufgehende Mond stellte sich als Nachtlampe in sein Fenster. Damit war's gut.

Doch nein; so ganz gut war es doch nicht. Denn kaum hatte das ländliche Begriffsvermögen unseres Opferlammes die Situation capirt, als sich das Lamm in einen gar kecklichen Leuen verwandelte. Der freiheitsgewohnte Gebirgssohn fing an, wüthend Randal zu schlagen. Er schrie über die Grausamkeit „dieser Tyrannen und Türken" mit einer so ausgezeichneten Lunge und einer so schönen sinnlichen Fülle von Kraft- und Schlagwörtern, daß die erlauchte Kabinetsjustiz, wenn sie nicht leider schon geschlafen hätte, wenigstens hätte glauben müssen, den Weltgerichtsruf im Alpendialekt zu vernehmen. Kurz, er machte, wie man sich ausdrückt, ein Heidenspektakel. Darauf hatte freilich Niemand gerechnet.

Nun geschah es, daß in demselben Augenblicke der Baron Ninnich nicht schlafen konnte. Die schnöde Behandlung der Baronin, welche er gestern erfahren, wurmte ihn noch gewaltig. Er glaubte sich weiter als je von dem Ziele seiner Wünsche entfernt, ja der Zweifel beschlich ihn, ob diese Entfernung überhaupt geometrisch meßbar oder nicht vielmehr unendlich sei. Das raubte dem Guten den Schlaf. Er wälzte sich in allen erdenklichen Kombinationen, wie sein Eroberungsplan zu revidiren, wie er auf neue und sichere Grundlagen zu stellen sei. Es pendelte aber, im Zimmer neben ihm, eine Wanduhr, welche zu all seinen Ersinnungen S c h n i c k s c h n a c k sagte. Bekanntlich sagen die Pendeluhren Ticktack. In dieser Nacht jedoch hörte der Baron ganz deutlich und syllabisch mit nichts zu verwechseln: Schnickschnack! Er mochte denken und dichten,

was er wollte, er mochte sich in den feinsten und raffinirtesten Ausspitzungen diplomatischer Galanterie ergehen, die Wanduhr wiederholte beharrlich Schnickschnack. Hat sich der Phantasie einmal solch eine Vorstellung bemächtigt, so weiß Jedermann, es ist reiner Humbug, sich davon losmachen zu wollen. Die Nacht ist einfach verloren. Der Baron warf sich in seine Kleider und trieb sich draußen im Freien herum.

Alsbald hatte das scharfe Auge unseres Alpensohnes den Nachtwandler erkannt. Wir erinnern uns, daß der Baron Ninnich für den gebornen Patron und Vertreter der Bergbevölkerung passirte.

Dem aufgeregten Gefangenen schien er daher ein Fund ohne Gleichen. Er schrie ihn an, — der Baron stand und horchte. Er erzählte dem Baron seine Misere, hastig und so konfus als möglich. Der Baron staunte das Nachtabenteuer an. Aber der Hofmann hätte noch konfuser sein müssen, als der bäuerliche Berichterstatter, wenn er trotz aller Konfusion nicht den Werth dieser Berichte wenigstens theilweise geahnt hätte. Kurz, er fing Feuer.

Neugierde, Mitgefühl, Protektionssucht, die Aussicht, die Nacht zu vertreiben, Alles wirkte zusammen, daß der Baron sich auf das Abenteuer einließ. Er gab dem Jünglinge nach. Er ging hinauf. Er sah und hörte. Wie geschah ihm da? Endlich! zum ersten Male in seinem Leben ging dem alten Jüngling ein Licht auf, nicht bloß „seinen Vortheil,“ sondern sein bleibendes Glück zu ergreifen. Sein Plan war gefaßt. Als er den Thurm wieder verließ, war, wenn nicht dem armen Gefangenen, doch dem armen Baron geholfen.

Am andern Morgen stand er vor der Baronin. Er

fragte sie, wie sie geschlafen, denn ein armer Teufel, der drüben im Thurm liege, habe entsetzlich rumort. Man habe das Söhnchen in aller Stille gestern hier eingebracht, aber freilich nicht darauf gerechnet, wie das um seine Freiheit sich laut mache. Er wolle die Geschichte sogleich untersuchen, denn jedenfalls müsse es heute Nachts ruhiger werden.

Die Baronin blickte verlegen. Sie gab mit einem mysteriösen Wink zu verstehen, daß sie darum wisse, daß der Fall eine Privatsache des Allerhöchsten sei, und ließ es ihn fast als ein Glück empfinden, daß sie ihn noch rechtzeitig warne, hier keinen „falschen Schritt" zu thun.

Der Baron dankte verbindlich. Aber kaltblütig fuhr er fort: „Ich werde die Gelegenheit desto begieriger ergreifen. Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt, wie allzu penibel der Fürstendienst ist, — ich will es mit dem Volksdienst versuchen. Ich will liberal werden. Ist mein Landsmann dort drüben zu einem Opfer der Kabinets-Justiz bestimmt, so will ich es zum äußersten Eclat treiben, ihn vor die Assisen zu bringen."

Die Baronin erschrack zum Tode. Assisen — Oeffentlichkeit — Mündlichkeit — sie beschwor den Baron, nichts zu thun.

Dieser aber, als er die Angst der Dame sah, war seines Gelingens vollkommen sicher. Dreist fuhr er fort: „Ueberdies scheint er mir wirklich unschuldig zu sein. Was ist's weiter, als daß er ein Mädchen von Geburt geküßt, das aber wie ein Bauernmädchen gekleidet war? Und Tags darauf hat er eine zweite Dame n i c h t geküßt, die wie eine coureuse d'avanture ihm in die Arme lief, die aber standesmäßig gekleidet ging. Wahrlich, ein sehr mildern-

der Umstand. Damit läßt sich glänzend plaidiren. Damit kann ein Mann wie ich, dem man es überall fühlen läßt, wie sehr er de trop ist, plötzlich wieder ein homme à la mode im Lande werden.

Die Baronin sank in Ohnmacht. Herr v. Ninnich beeilte sich, sie zu beruhigen. Er gab ihr seine Hand darauf, daß er diskret sein könne. Nur eine Kleinigkeit bat er sich aus: diese Hand — zu behalten.

Was war zu thun? Erst hin- und herreden, kapituliren, aufschieben, — aber der Baron blieb dieses Mal fest. Im nächsten Augenblicke, zum großen Erstaunen der Hoheiten, stand das Paar vor denselben und bat um die formelle Einwilligung zu seiner Verbindung.

Hierauf überließ der Baron den Gefangenen seinem Schicksale.

Und Edme's Thränen — müssen wir hinzusetzen.

Denn das Mädchen merkte wohl, was geschehen. Man war taktvoll genug, mit keiner Sylbe ihr Abenteuer zu rügen, aber auf ihre erste Frage über die Vorgänge im Schlosse seit gestern Abend, sagte ihr Frau v. Nolly sehr bereitwillig: „Ein jugendlicher Verbrecher sei festgenommen worden, um in ein Staatsgefängniß zu wandern."

Das Kind wagte nichts zu erwidern. Es schloß sich ein und — weinte.

Gleichzeitig war es auch mit dem Wildensteiner Alpenparadies zu Ende. Der beleidigte Hof nämlich durfte sich nicht begnügen, die Schlange im Paradiese zu strafen, sondern er mußte seine Ungnade dem ganzen Gebirge bezeugen.

Er brach auf.

Ueberdies war eine Estaffette eingetroffen, welche die

Ankunft des Prinzen Egon und seiner Gemahlin stündlich erwarten ließ. Es war in keinem Falle thunlich, die hohen Vettern in der Wildensteiner Bohême zu empfangen; man mußte den Hof wenigstens nach Sanspareil verlegen. Ein Motiv mehr, sofort aufzubrechen.

Nur der Gefangene blieb noch zurück. Es sollte nicht scheinen, als raffe ihn die Gerechtigkeit im Fluge hinweg, als gedenke man, ihn seinem Volke zu entführen. Im Gegentheile, auf Wildenstein sitzend, diente er gleichsam zur Schau und zu einer offenkundigen Warnung für des Alpenvolks üppigen Weltsinn. Abgesehen, daß schon die fürstliche Würde es nicht vertrug, einen Gefangenen mit sich zu schleppen. Sein Transport in eine Festung des untern Landes, wurde auf einige Wochen später angesetzt.

Diese Anordnungen waren getroffen, die Reise-Toilette gemacht, die Equipagen in Bereitschaft und jeder Fuß auf der Schwelle. Ade, kurze, verhängnißvolle Alpenluft! Ein armer, unschuldiger Knabe soll sie jahrelang büßen. Mit einem Blick voll Mitleid sah Edme auf den Wildensteiner-Thurm.

In der nächsten Stunde war er verschwunden. Bald wandelte sie auf dem Marmorboden von Sanspareil, und Abends lag sie an den warmen Herzen ihrer Verwandten. Prinz Egon und Prinzessin Auguste, seine Gemahlin, waren angekommen.

Die frische Luft von halb Europa umwehte die Gestalten der Reisenden. Edme athmete Weltwonne.

Es muß ein glänzender Augenblick sein, von Menschen, welche eben noch das Universum bewundert, bewundert zu werden.

Die junge Prinzessin hatte solch einen Augenblick.

Ihre Verwandten kamen aus dem Freskosaale der Welt, und bewunderten ihr Miniatur-Bildchen! Man erstaunte, wie prangend sie aufgewachsen, wie groß, schön, stark sie geworden, was für ein Ehrenpreis dem fürstlichen Hause hier aufblühe. Als Kind hatte man sie verlassen, und als Kind sah man sie wieder; aber als Kind und als Jungfrau zugleich. Nie sah man ein Mägdlein, welches wie Edme mit seinem Einsatz von fünfzehn Jahren, die ganze Summe seines großen weiblichen Looses gewonnen.

Besonders Prinzessin Auguste sah scharf.

Auf den ersten Blick — sie glaubte es wenigstens — erkannte sie jenen tiefen, unnennbaren Zug von innerer Reife, der das jungfraugewordene Kind auch seelisch zur Jungfrau umsetzt. Sie sah, wie das reine Weißlicht der Kindheit zum farbigen Strahl der Empfindung sich brach, — ein sinniger Ernst, ein melancholischer Anflug umzauberte den Anblick des Mädchens, kurz, jenes „air meditativ," womit die Stimme der Natur, die zu sprechen anfängt, von dem horchenden Ohr, das zu verstehen anfängt, vernommen wird.

Das Verwandte und zugleich das Entgegengesetzte lag in der Erscheinung der Prinzessin Auguste.

Prinzessin Auguste war eine schöne Frau, aber — sie war es gewesen. Zu altern ist für alles Leben ein Unglück, um wie viel mehr für das Leben des Weibes. Nur ein Weib, und nur ein schönes Weib kann ganz glücklich sein, denn nur sie kann ganz glücklich machen. Und von dieser süßesten Lebensgewohnheit zu scheiden, das mag schwerer sein, als ein Mann es ahnen kann, vielleicht schwerer noch als das Sterben. Deßhalb lag auf den Zügen der Prinzessin Auguste jene stille ergreifende Weh-

muth, jener rührende Schmerz der Entsagung, welcher eine bestimmte Altersgränze im Leben der Frauen bezeichnet, und die schönsten von ihnen verklärt wie das Abendroth den Himmel nach dem Falle der Sonne.

Edme natürlich mußte diesen Zug noch verkennen; sie erinnerte sich nur, als sie ihn sah, daß sie vor dem Bilde eines geheimnißvollen Familien-Unglücks stehe. Sie erinnerte sich an die Winke ihrer Aja darüber; — leider war die Erzählung, welche damals begonnen, gestört worden.

Kurz, es geschah, daß die zwei weiblichen Wesen eine große Sympathie zu einander fühlten. Bald sah man Edme und Auguste, das Kind und die Matrone, auf's innigste verkehren. Auguste trank wie mit Zügen eines unbefriedigten Muttergefühls die Nähe des lieblichen Mädchens in sich, und Edme — brauchte nichts als empfänglich zu sein. Sie war es. Sie fühlte zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie von einem Menschenherzen wahrhaft geliebt werde, und war dankbar mit der ganzen Wärme der Jugend.

Die erste Frucht dieses vertraulichen Verhältnisses war die Befreiung des Wildensteiner Gefangenen. Edme hatte es gewagt, was sie gegen keine Person des Hofes gewagt hätte: die Prinzessin Auguste um ihre Verwendung zu bitten.

Die Prinzessin hatte diese Fürbitte mit einem tiefen Eindruck vernommen. Mit einem Eindrucke, der so zarter Natur war, daß wir ihn nicht zu beschreiben unternehmen. Auch verlor sie selbst keine Sylbe darüber, sondern gab still und einfach ihr Versprechen. Eben so geräuschlos hielt sie Wort.

Aber nicht ohne Geräusch lief der Erfolg ab.

Der Knabe vom See war nun einmal ein Enthusiast für die Freiheit, und eben so enthusiastisch war seine Dankbarkeit. Eines Tags also, in der ganzen Pracht seiner bäuerlichen Dankesergießungen, lag er plötzlich zu den Füßen der gnadenreichen Damen in Sanspareil, ohne daß alle Hofwärtel der Erde es hätten verhindern können.

Das Entsetzen der Damen war groß.

Die Männer dagegen, welchen er nicht in demselben Grade eine „equivoke Person" zu sein brauchte, lachten und freuten sich vom Herzen.

Sie nahmen auf die zwangloseste Art Notiz von dieser alpinen Erscheinung.

Am gierigsten fielen die Maler und Bildhauer über ihn her, deren der Hof stets eine Menge beschäftigte, als welche sofort ihrer mancherlei heidnischen oder christlichen Imaginationen auserlesenstes Modell in ihm witterten. Man hätte kaum glauben können, daß ein Mensch in demselben Zuge zum Bacchus und zum heil. Sebastian, zum Amor und zum Erzengel Michael „ganz wie geschaffen" sei. Da sieht man so recht die Allmacht der Schöpfung!

Sodann die Hofsoldaten von allen Waffengattungen, welche schwuren, „daß der famose Kerl ein Fressen für's Regiment wäre."

Endlich Prinz Egon selbst, der nicht übel Lust hatte, ihn zu seinem Leibjäger zu machen.

Schalkhafte Göttin Fortuna! Wie kokett sie da mit einzelnen Blümchen wirft, und weiß doch, daß sie über das Haupt dieses Knaben bald ihr ganzes Füllhorn stürzen wird.

Denn kurz, wir sind am Ende.

Indem man solchergestalt sich für den Alpensohn interessirte, und selbstverständlich — auf dem Umweg väterlicher Befragung und Einwilligung — seine Familienverhältnisse dabei in den Vordergrund traten, fingen die Fugen des gotha'schen Staatskalenders gelinde zu krachen an: erst leise, dann lauter und vernehmlicher, bis zuletzt eine Bresche war, in welche unser Held hineinrückte, als — Prinz Sigmund, Sohn des Prinzen Egon und seiner Gemahlin Auguste.

Manches Fläschchen Melissengeist ist bei dieser aufregenden Neuigkeit über die nervöse Baronin v. Nolly ausgesprengt worden, eh' sie die Fassung gewann, der Prinzessin Edme, ihrem Zögling, die angefangene Wildensteiner Geschichte im neuesten Zusammenhang mit diesem Faktum zu erzählen.

Die Baronin erzählte also:

Ihre Hoheit die Prinzessin Auguste lebte am Comersee. Sie hatte kurz zuvor eine Krankheit gemacht, und sollte bald darauf vermählt werden, — in der Zwischenzeit aber sich trefflichst erholen.

Unter den Fenstern, die sie bewohnte, erklang allnächtlich ein Instrument, und eine schöne Tenorstimme sang ein schönes Liedchen dazu. Die Melodie des Liedes hatte etwas Rührendes, Weiches, was das sanfte Gemüth der Prinzessin zufällig ansprach.

Eines Tags, bei einem ländlichen Feste, drängte sich ein Cavalier in ihre Nähe, welcher wie par hasard jene Melodie vor sich hinträllerte. Die Prinzessin machte eine Bewegung. Ah siehe da, unser nächtlicher Sänger! Natürlich wird sie erfreut ausgesehen haben: der plötzliche An=

schlag einer Favorit-Melodie wirkt unwiderstehlich. Musik hat das vor Allem.

Hierauf fand die Prinzessin auf ihren einsamen Lieblingsspaziergängen bald ein Gedicht an den Baum geheftet, bald einen Blumenstrauß auf der Moosbank. Sie nahm das Gedicht und las es, sie nahm die Blumen und roch daran, — denn die Verse hatten einen angenehmen Klang, und die Blumen einen angenehmen Geruch. Woran dachte sie weiter? Die Prinzessin kannte die Welt nicht, — sie war in einem Kloster erzogen.

Endlich erschien Prinz Egon, seine Braut einzuholen.

Da stürzte eines Abends jener Cavalier der Prinzessin sich in den Weg und schrie als ein Wüthender: „Falsche! Treulose! Verrätherin! Schlange! Mörderin meines Glücks, Syrene, Armida, Teufel! Also dem fremden Manne folgst Du? Bist Du nicht mein? Hast Du mir nicht ein Recht gegeben, Dich zu lieben? Du hast mein Herz gesehen, meine Huldigung angenommen, Du hast in allen Zeichen gesprochen, womit ein Weib sich verspricht. Du, die Versprochene eines Andern! Wehe Dir, meine Rache soll schrecklich sein . . .“ Die Prinzessin schrie laut auf, aber der Desperado hohnlachte wild: „Fürchtest Du meinen Dolch? nein, euch muß man anders treffen, euch Weiber! Du sollst mir empfindlicher leiden! Wisse, Dein erstes Kind will ich Dir rauben, — mein Kind! Und ist es nicht mein, so soll es auch Dein nicht sein. Dann weine, weine Elende, und weine zeitlebens Dein Unglück nicht aus!“

Man gab natürlich nichts auf diesen leidenschaftlichen Nonsens und die Vermählung wurde vollzogen. Prinz Sigmund aber, als er acht Monate alt war, verschwand

eines Tages aus den Armen seiner Amme und aus der Mitte des Palastes.

Der Räuber übergab ihn einem Gemsjäger im Engadin. Er selbst trieb sich in allen Verschwörungen Italiens herum, wurde gefangen, verurtheilt, und sitzt lebenslänglich in einem Staatsgefängniß Neapels.

Der Gemsjäger, erschreckt von dem Sturze seines Patrons, flüchtete auf die deutsche Seite der Alpen und hielt sich verborgen. Er will, wie er jetzt aussagt, lange den guten Willen gehabt haben, das Kind, dessen Abstammung er kannte, zurückzugeben, aber seine natürliche Rohheit und der Zweifel, ob er Lohn oder Strafe dafür zu erwarten, hielt ihn zurück. So vergingen die Jahre. Jetzt ist Alles erklärt, erwiesen, dokumentirt. Prinz Sigmund seinen Aeltern, seinen angebornen Rechten und Ansprüchen wieder gewonnen.

Bon! Nun wir diese Geschichte kennen, zweifeln wir freilich nicht, wie gut sie noch vor Kurzem als Exempel gedient hätte, daß Frauen nicht zurückhaltend genug sich benehmen können. Schade, daß die Baronin damals unterbrochen worden! Denn heute beweist dieselbe Geschichte gerade das Gegentheil. Was wäre geworden, fragen wir, wenn der Knabe nicht so gescheidt gewesen wäre, einen Kuß zu begehren, und das Mädchen nicht so herzhaft, ihn zu geben?

Dieses gescheidte und herzhafte Menschenpaar fand denn auch hinterher, daß es zusammengehöre, wie es schon im ersten Augenblicke Gefallen an einander gefunden. Drei Jährchen ungefähr, binnen welchen der Bauern-Adonis zu einem reputirlichen Prinzen und ganz magnifiken Husaren-Obersten umgestülpt war, ließ man noch hingehen, dann

war auf Wildenstein Hochzeit. Eine prächtige Hochzeit! Unermeßlich strömte das Bergvolk zusammen. Es sah mit Jubel gleichsam sich selbst und seinen eigenen physischen Adel in diesem Brautpaar dargestellt, es sah sein Ideal am Hofe seines Fürsten! Selbst daß der prinzlichen Aussprache noch immer der Alpendialekt anhing und zwar um ein merkliches, entzückte das Volksherz. Kurz, es sah seine natürliche und geborne Vertretung am Hofe in diesem Brautpaare, welch' eine andere Vertretung, als weiland die des Barons Ninnich!

Diesen armen Schächer haben wir auch wieder genannt! Zum letzten Male entschlüpft sein Name der Geschichte, eh' er für immer im Dunkel seines Privatlebens untergeht. Er hilft jetzt der blonden Baronin Nolly ihre Renten verzehren, entschädigt sie vielleicht mit epigoner Zärtlichkeit für ihr Abenteuer oder Nichtabenteuer am Wildsee und ist in seiner Art glücklich. Aber die Baronin selbst! Sie macht freilich gute Miene zum bösen Spiel, aber wehe dem, der ihr von Alpen und Hochgebirg schwärmt! Dem wäre besser, er hätte im Hause des Gehängten vom Stricke geredet. Arme Baronin Ninnich, geborne Nolly!

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.

Heinrich